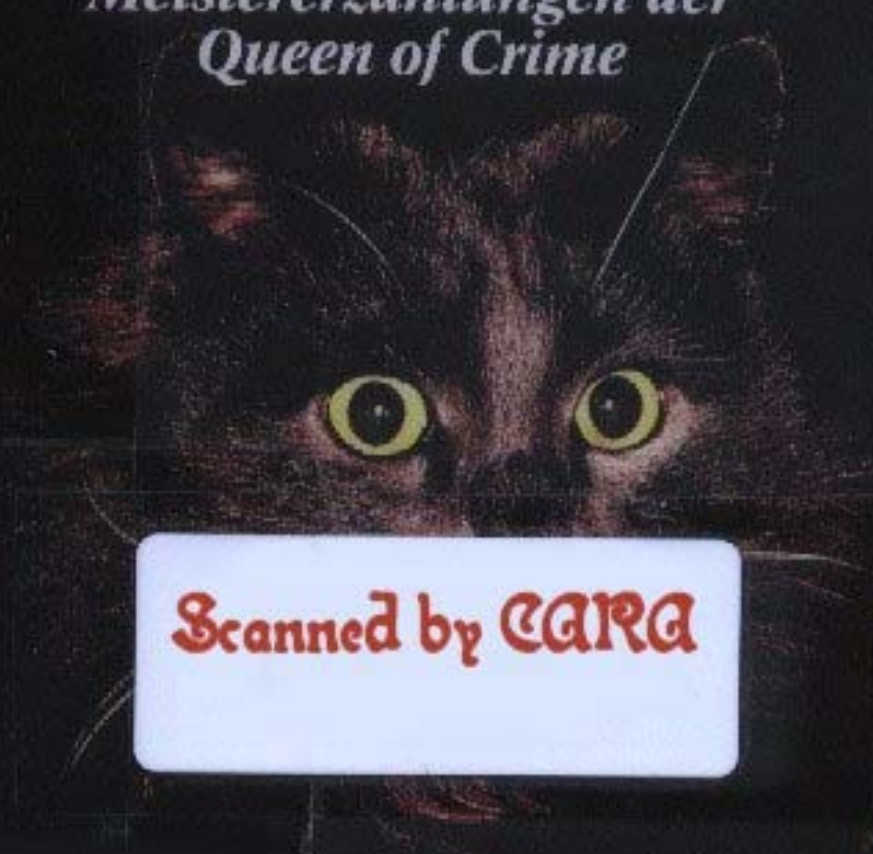


Agatha Christie

Die besten Crime- Stories

*Meistererzählungen der
Queen of Crime*



Scanned by CARA

Inhalt

Zeugin der Anklage
Haus Nachtigall
Schwanen - Gesang
Der Unfall
Ein guter Freund
Der Hund des Todes
Der Traum vom Glück
Die letzte Sitzung
Die Zigeunerin
Die Uhr war Zeuge
Der vierte Mann
Etwas ist faul

Zeugin der Anklage

1

«So war die Geschichte, Herr Rechtsanwalt», schloß der gutaussiehende junge Mann im schabigen Tweedanzug seinen etwas aufgeregten Bericht «Was soll man da nur machen?» «Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß die Polizei Sie verhaften wird, Mr. Vole, und da brauchen Sie einen Barrister*, der Sie vor Gericht verteidigt Ich werde mich gleich mal mit meinem Kollegen in Verbindung setzen.»

Der Anwalt zog das Telefon zu sich heran und wählte eine Nummer.

«Mayhew von der Firma Mayhew und Brinskill am Apparat. Ich möchte gern mit Sir Wilfrid Robarts sprechen Wilfrid...Hier ist John. Ich habe da einen Klienten, dessen Fall dich bestimmt interessieren wird ... Ja, ich weiß, daß du viel zu tun hast, aber es ist sehr dringend... Schön, wann könnten wir zu einer Besprechung kommen?... Gut, wir werden pünktlich da sein.»

Er legte den Hörer auf und wandte sich an den jungen Mann. «Also, Sir Wilfrid Robarts erwartet unsum fünf Uhr. Da sein Büro im Temple*.* ist, treffen wir uns am besten dort in der Halle.»

Leonard Vole erhob sich, und der Rechtsanwalt begleitete ihn bis zur Tür.

Eine müde Oktobersonne warf ihren wässerigen Schein auf die regennassen Straßen, als Leonard Vole in die Fleet Street das Reich der Presse und des Gesetzes - einbog. Sobald er in die Halle des Temple trat, fühlte er sich um ein paar Jahrhunderte zurückversetzt. Draußen der dröhnende Verkehr der Gegenwart - drinnen die mittelalterliche Atmosphäre der dämmerigen Halle, über deren riesige Steinquader Gestalten in schwarzen Roben, weißen Beifchen und grauen Perücken hin und her eilten. Leonard Vole wurde von einem leichten Schauer erfaßt bei dem Gedanken, daß vielleicht schon bald ein paar solcher schwarzer Gestalten um seinen Kopf miteinander debattieren würden. Er hatte jedoch nicht viel Zeit, sich diesen Betrachtungen hinzugeben, denn er sah die hagere Gestalt seines Rechtsanwaltes auf sich zukommen, und wenige Minuten später betraten sie gemeinsam das VQZzimmer zu Sir Wilfrids Büro.

«Guten Morgen, Mr. Mayhew», begrüßte der Bürovorsteher Carter den Anwalt, während die Stenotypistin Greta den beiden die Hüte abnahm und an die Haken hängte. «Sir Wilfrid muß jeden Augenblick kommen. Ich werde aber sofort zum Garderobenraum hinübergehen und sagen, daß Sie hier sind mit...»

«Mit Mr. Leonard Vole. Vielen Dank, Carter.»

«Vielleicht nehmen Sie inzwischen in Sir Wilfrids Büro Platz?» Damit führte er die Besucher in das innere Zimmer.

Mr. Mayhew setzte sich, während Leonard Vole unruhig auf und ab ging. Die Tür öffnete sich wieder. Greta erschien und bot ihnen eine Tasse Tee an, wobei sie Leonard Vole fasziniert betrachtete. Vole lächelte ihr freundlich zu und meinte, er sei einer Erfrischung nicht abgeneigt. Aber Mr. Mayhew fiel ihm schnell ins Wort und lehnte etwas schroff für beide ab, woraufhin Greta das Zimmer verließ, aber nicht, ohne Voles Uicheln zu erwidern.

* Rechtsanwalt bei den höheren englischen Gerichten.

** Sitz zweier Rechtskollegien

«Wenn Sir Wilfrid kommt., wandte sich Mr. Mayhew an Vole, «möchte ich, daß Sie ihm die ganze Geschichte genau so erzählen, wie Sie sie mir erzählt haben»

Der junge Mann versprach dies bereitwillig.

«Im Augenblick», fuhr Mr. Mayhew fort, «sind Sie also arbeitslos, nicht wahr?»

Vole wurde ziemlich verlegen «Allerdings. Aber ich habe ein paar Pfund auf der Bank. Das ist ja nicht viel, doch vielleicht...»

Mr. Mayhew wehrte ab. «Oh, ich habe dabei nicht an -hm - mein Honorar gedacht Es ist mir daran gelegen, ein klareres Bild von Ihren ganzen Verhältnissen zu bekommen. Wie lange sind Sie schon ohne Beschäftigung?»

«Seit einigen Monaten..

«Und was haben Sie vordem gemacht?»

«Ich habe als Mechaniker in einer Autoreparaturwerkstatt gearbeitet» Geduldig ließ Vole diese Fragen über sich ergehen.

«Wie lange waren Sie dort beschäftigt?» begann Mr. Mayhew von neuem.

«Etwa drei Monate.»

«Wurden Sie entlassen?» fragte Mr. Mayhew in etwas scharfem Ton.

«Nein, ich habe die Stelle selbst aufgegeben. Hatte mich mit dem Werkmeister in der Wolle. Ein richtiger Schw. ich wollte sagen, ein ziemlich gemeiner Kerl, der immer auf einem herumackte.»

«So, so. Und davor?»

«Da arbeitete ich in einer Tankstelle. Aber die Situation wurde etwas heikel, und so ging ich eben.»

«Heikel?» fragte Mr. Mayhew erstaunt. «Inwiefern?» Vole errötete leicht «Na, die Tochter meines Arbeitgebers war halt ein wenig - in mich verschossen. Sie war fast noch ein Kind, und es ist nichts Unerlaubtes zwischen uns vorgefallen. Aberder Alte bekam die Geschichte satt und hielt es für richtiger, daß ich ginge. Wir trennten uns ganz freundschaftlich, und er gab mir noch ein anständiges Zeugnis.»

Bevor Mr. Mayhew zu einer neuen Frage ausholen konnte, fuhr Vole grinsend - fort: «Und davor habe ich Schaumbesen auf Provisionsbasis verkauft. Sie waren aber nichts wert. Hätte selbst einen besseren Schaumbesen erfinden können.»

Als er spürte, daß Mr. Mayhew auf seinen leichtfertigen Ton nicht einging, setzte er hinzu:

«Sie denken sicher, ich bin ein unsteter Geselle, der zu nichts Ausdauer hat. In gewissem Sinne stimmt das auch. Aber ich war nicht immer so. Das Leben in der Armee und im Ausland hat mich aus dem Geleise gebracht. Ich war in Deutschland; da gefiel es mir. Dort habe ich auch meine Frau kennengelernt Sie war Schauspielerin. Seit meiner Rückkehr nach England habe ich nicht so recht Fuß fassen können. Ich weiß nicht, was ich will. Am liebsten arbeite ich an Automobilen und gelegentlich mache kleine Erfindungen dafür. Das ist interessant...»

Weiter kam er mit seinen Offenbarungen nicht, denn in diesem Augenblick trat Sir Wilfrid Robarts ein, der seine Perücke in der Hand und seine Robe überm Arm trug. Carter, der ihm auf dem Fuße folgte, nahm beides an sich und half ihm, sich seiner übrigen amtlichen Kleidungsstücke -Anwaltsrock und Beffchen - zu entledigen. Sir Wilfrid eilte auf Mr. Mayhew zu und begrüßte ihn herzlich. Dieser stellte ihm Leonard Vole vor, und Sir Wilfrid bat den jungen Mann, Platz zu nehmen.

«Die Verhandlung hat etwas länger gedauert, als ich dachte. lassen Sie uns rasch zur Sache kommen. Also, woruni handelt es sich denn, Mr. Vole?»

«Meine Frau bildet sich steif und fest ein, daß man mich verhaften wird», stammelte Vole etwas verlegen. «Und da sie viel klüger ist als ich, mag sie vielleicht recht haben.»

-«Weswegen sollte man Sie denn verhaften wollen?»

Vole zögerte einen Augenblick «Wegen - wegen Mordes, Sir», brachte erschließblich stockend hervor.

Sir Wilfrid setzte sich auf die Kante seines Schreibtisches und blickte ihn fragend an. Mr. Mayhew zog eine Zeitung aus der Tasche und deutete auf einen Bericht «Es handelt sich um den Fall von Miss Emily French, einer unverheirateten Dame, die mit einer älteren Haushälterin in Hampstead wohnte. Am Abend des 4. Oktober kehrte die Haushälterin in die Wohnung zurück und machte die Entdeckung, daß man anscheinend eingebrochen und ihre Herrin durch einen Schlag auf den Hinterkopf getötet hatte.»

«Und was haben Sie damit zu tun?» fragte Sir Wilfrid den jungen Mann.

«Ich war gerade an dem Abend bei ihr gewesen, und am nächsten Tage las ich in der Zeitung, daß die Polizei gern mit einem gewissen Leonard Vole sprechen möchte, da er ihnen ihrer Ansicht nach nützliche Auskunft geben könne. Ich ging natürlich sofort zur Wache, wo man eine ganze Reihe von Fragen an mich stellte.»

Sir Wilfrid unterbrach ihn scharf: «Hat man die übliche Warnung ausgesprochen?»

«Ich weiß nicht so recht Sie haben mich gefragt, ob ich eine Aussage machen wolle. Die würden sie dann schriftlich niederlegen und bei einer eventuellen Verhandlung gebrauchen. Nennt man das eine Warnung?»

Sir Wilfrid tauschte einen bedeutungsvollen Blick mit Mr. Mayhew und seufzte. «Das war nicht gut Aber es läßt sich nun nicht mehr ändern.»

«Ich habe ihnen alles gesagt, was ich wußte, und sie waren sehr höflich zu mir, die Herren Kriminalbeamten. Schienen auch mit meiner Aussage zufrieden zu sein. Als ich dann nach Hause kam und Romaine das ist meine Frau - davon erzählte, bekam sie' es mit der Angst zu tun. Sie redete sich ein, die Polizei stehe im Glauben, daß - daß ich der Täter sei. Und da hielt ich es für richtiger, einen Anwalt zu konsultieren. So kam ich zu Ihnen, Mr. Mayhew. Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht einen Rat geben Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß mir so etwas passieren soll. Es kommt mir vor wie ein böser Traum, aus dem ich bald aufwachen muß. Das Ganze ist so lächerlich.»

«Lächerlich, Mr. Vole?» fragte Mr. Mayhew mit einiger Schärfe.

«Nun ja. Ich meine, ich bin immer sehr friedliebend gewesen - komme mit allen gut aus. Ich meine, ich bin kein Mensch, der- gewalttätig wird. Aber es wird doch wohl alles gut ausgehen, nicht wahr?» Dabei blickte er mit ängstlicher Miene von einem zum anderen. Die Rechtsanwälte gingen nicht weiter darauf ein. Statt dessen fragte ihn Sir Wilfrid, ob er Miss French gut gekannt habe.

«O ja», antwortete Vole. «Sie war immer sehr nett zu mir. Manchmal wurde es mir allerdings etwas lästig. Sie machte meinerwegen viel zuviel Umstände. Aber sie meinte es gut, und als ich in der Zeitung las, daß sie ermordet worden sei, war ich ganz erschüttert; ich mochte sie nämlich sehr »

Mr. Mayhew bat ihn dann, Sir Wilfrid doch zu erzählen, wie er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, und Vole wandte sich gehorsam an Sir Wilfrid:

«Ich ging eines Tages durch die Oxford Street und beobachtete, wie eine alte Dame den Fahrdamm überquerte und mitten auf der Straße die unzähligen Pakete, mit denen sie beladen war, hinfallen ließ. Als sie sich bückte, um sie aufzuheben, rollte ein großer Omnibus in rasendem Tempo auf sie zu. Mit knapper Not gelang es ihr, den Bürgersteig zu erreichen. Na, ich habe dann die Pakete von der Straße aufgelesen und die alte Dame beruhigt. Sie wissen ja, wie das so ist.»

«Und war sie sehr froh darüber?» fragte Sir Wilfrid.

«O ja, sie floß über vor Dankbarkeit. Man konnte meinen, ich hätte ihr das Leben gerettet und nicht nur ein paar lumpige Pakete.»

«Und Sie haben Sie Ih r tatsächlich nicht das Leben gerettet?»

«O nein .Es war durchaus nichts Heroisches. Ich hatte überhaupt nicht angenommen, daß ich sie je wiedersehen würde»

Sir Wilfrid, auf den diese schlichte Erzählung offenbar einen guten Eindruck machte, war inzwischen aufgestanden und hatte aus einer Schreibtischschublade ein Päckchen Zigaretten genommen. Er bot Vole eine an, der jedoch ablehnte, da er Nichtraucher sei.

«Zufällig», fuhr Vole fort, «saß ich zwei Tage später hinter ihr im Theater. Sie blickte sich um, erkannte mich, und wir kamen ins Gespräch. Schließlich lud sie mich ein, sie doch einmal zu besuchen. Sie drängte mich sehr, gleich einen Tag auszumachen. Und da es unhöflich schien, die Einladung abzulehnen, schlug ich den folgenden Sonnabend vor.»

«Sie haben sie dann in ihrem Haus in Hampstead aufgesucht, wo sie mit ihrer Haushälterin allein lebte, nicht wahr?»

«Ja. Außerdem hatte sie noch acht Katzen. Acht Stück! Das Haus war wunderschön möbliert. Aber es roch ein bißchen zu sehr nach Katzen.»

«Wußten Sie, daß Miss French reich war?»

«Nach ihren Reden zu urteilen, mußte sie ziemlich wohlhabend sein.»

Sir Wilfrid sah ihn forschend an «Und wie steht's mit Ihren pekuniären Verhältnissen?»

«Oh», erwiderte Vole in heiterem Ton, «bei mir ist Ebbe in der Kasse. Schon lange.»

«Das ist ja eine dumme Geschichte.»

«Ja, nicht wahr'. Ach so, Sie meinen wohl, man wird sagen, ich sei ein Speichellecker und hinter ihrem Geld hergewesen. Der Verdacht, den Sir Wilfrid geschöpft hatte, wurde durch diese offenerzige Frage ziemlich zerstreut «Das ist vielleicht etwas kraß ausgedrückt. Doch so ähnlich werden die Leute wohl reden.»

«Aber das ist nicht wahr», beteuerte Vole leidenschaftlich «Ganz bestimmt nicht. In Wirklichkeit tat sie mir leid. Sie schien so einsam zu sein. Ich bin selbst bei einer alten Tante groß geworden, bei meiner Tante Betsy, und ich mag alte Damen gern.»

«Sie sprechen immer von alten Damen. Wissen Sie eigentlich, wie alt Miss French war?»

«Ich wußte es nicht, habe es aber nach dem Mord durch die Zeitungen erfahren. Sie war sechsundfünfzig.»

«Sechsundfünfzig. Sie nennen das alt. Aber ich möchte bezweifeln, daß Miss French sich für alt hielt.»

«Na, sie war jedenfalls kein Küken mehr.»

Sir Wilfrid runzelte die Stirn über diesen leichfertigen Ton und setzte sich in seinen Schreibtischsessel. Nach einer Weile fuhr er fort:

«Sie haben Miss French also häufig besucht, nicht wahr?»

«Ja, etwa ein- bis zweimal in der Woche.»

«Haben Sie Ihre Frau bei diesen Besuchen mitgenommen?»

Diese Frage schien Vole peinlich zu sein. «Nein, das habe ich nicht getan.»

«Warum nicht?»

«Na - ehrlich gesagt, das hätte wohl nicht gut gepaßt.»

«Wem hätte das nicht gepaßt?, Ihrer Frau oder Miss French?»

«Miss French...» Vole zögerte, und erst als Mr. Mayhew ihn ermunterte, fortzufahren, fügte er hinzu: «Sie war mir nämlich sehr zugetan»

«Wollen Sie damit sagen, daß diese sechsundfünfzigjährige Frau in Sie, den Siebenundzwanzigjährigen, verliebt war?» fragte Sir Wilfrid erstaunt

Vole wehrte ganz entsetzt ab. «Um Gottes willen, nein! Davon war nicht die Rede. Sie hat mich nur verwöhnt und verhätschelt, immer gut aufgetischt und dergleichen. Sie behandelte mich wie einen Lieblingsneffen.»

Sir Wilfrid überlegte eine Weile. «Sehen Sie mal, Mr. Vole, wenn es zu einer Verhandlung kommen sollte, wird man bestimmt fragen, warum Sie, ein gutaussehender, verheirateter junger Mann, einer älteren Dame, mit der Sie kaum etwas gemeinsam hatten, so viel Zeit widmeten.»

Vole gab dies ziemlich niedergeschlagen zu. «Ja, wie ich vorhin schon sagte, es wird heißen, ich sei hinter ihrem Geld hergewesen.» Mit gewinnender Offenheit setzte er hinzu:

«Und in gewissem Sinne stimmt es ja vielleicht auch. Aber nur in einem gewissen Sinne.»
«Können Sie mir das etwas näher erklären?» fragte Sir Wilfrid, dem dieses Zugeständnis offenbar gefiel.

«Na, sie hat nie ein Geheimnis daraus gemacht, daß sie im Geld schwamm. Romaine und ich sind ziemlich knapp bei Kasse, und ich habe im stillen gehofft - das gebe ich unumwunden zu -, daß Miss French mir mal Geld leihen würde, falls wirklich Not am Mann sein sollte.»

«Haben Sie sie je um ein Darlehen gebeten oder Geld von ihr empfangen?..»

«Nein, niemals. Unsere Lage war noch nicht so verzweifelt»

Vole wurde auf einmal sehr nachdenklich. Der Ernst seiner Lage schien ihm zum Bewußtsein zu kommen. «Es sieht nicht gerade rosig für mich aus. Das sehe ich jetzt auch allmählich.»

«Wußte Miss French überhaupt, daß Sie verheiratet sind'.»

Sir Wilfrid ließ nicht locker.

«Und hat sie niemals Ihre Frau von sich aus eingeladen?..»

«Nein.» Vole wurde wieder ein wenig verlegen «Sie - sie lebte in der Illusion, daß meine Frau und ich nicht gut miteinander auskämen.»

«Haben Sie absichtlich diesen Eindruck bei ihr erweckt?»

«Nein, ganz gewiß nicht. Aber ich dachte mir, sie würde das Interesse an mir verlieren, wenn ich Romaine zu sehr in den Vordergrund schöbe. Es lag mir zwar fern, sie anzubetteln. Aber ich hatte eine kleine Erfindung für Automobile gemacht, und ich dachte, ich könnte sie vielleicht dazu überreden, die Sache zu finanzieren. Ich habe aber nicht genassauert.»

Es trat eine Pause ein, und dann forderte Sir Wilfrid ihn auf, ihm etwas über die Haushälterin zu erzählen.

«Janet MacKenzie?» begann Leonard Vole. «Sie war ein regelrechter Drache, das kann ich Ihnen versichern. Hat ihre Herrin nur so tyrannisiert. Sie hat ja gut für sie gesorgt. Aber in Janets Gegenwart durfte sich die arme Miss French nicht mucksen.» Er schwieg. Nach einer kleinen Pause setzte er nachdenklich hinzu: «Mich konnte Janet nicht ausstehen.»

«Warum nicht?» fragte Sir Wilfrid

«Eifersucht, nehme ich an. Sie fürchtete wohl, daß ich sie von ihrem Platz bei der alten Dame verdrängen könnte. Dabei habe ich Miss French nur Gesellschaft geleistet und ihr bei den Steuererklärungen und Wertpapieren etwas geholfen. Sie füllte nämlich nicht gern Formulare aus.»

Sir Wilfrid blickte ihn prüfend an. «So, das haben Sie also auch gemacht?. Mr. Vole, jetzt werde ich Ihnen eine schwerwiegende Frage stellen, und ich möchte eine ehrliche Antwort darauf haben. Es ging Ihnen doch finanziell schlecht, und Sie verwalteten das Vermögen dieser Dame. Haben Sie da zu irgendeiner Zeit mal einige dieser Wertpapiere für sich selbst verwandt?»

Vole fuhr auf und war im Begriff dies leidenschaftlich abzustreiten. Aber Sir Wilfrid brachte ihn durch eine Geste zum Schweigen.

«Nein, nein, warten Sie einen Augenblick, bevor Sie antworten, Mr. Vole. Es gibt nämlich zwei Verteidigungsmöglichkeiten für Sie. Entweder können wir auf Ihrer absoluten Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit aufbauen, oder wir können falls Sie die alte Dame doch betrogen haben sagen, daß für Sie kein Grund vorlag, die Frau zu ermorden; denn Sie hätten ja die Gans getötet, die die goldenen Eier legte. Wie Sie sehen, hat jeder Standpunkt etwas für sich. Aber von Ihnen möchte ich die reine Wahrheit hören.»

«Ich versichere Ihnen hoch und heilig, Sir Wilfrid, daß ich kein unredliches Spiel getrieben habe, und niemand kann mir etwas Gegenteiliges nachweisen. So wahr ich hier stehe.»

Sir Wilfrid sah ihn durchdringend an. «Ich danke Ihnen, Mr. Vole. Das bedeutet für mich eine ungeheure Erleichterung, und ich mache Ihnen das Kompliment, daß ich Sie für viel zu intelligent halte, um in einer so wichtigen Sache zu lügen. Und nun kommen wir zum»

«Vierzehnten Oktober», ergänzte Mr. Mayhew.

Sir Wilfrid erhob sich. «Hatte Miss French Sie für diesen Abend eingeladen, Mr. Vole?»
«Nein, das gerade nicht. Aber Janet MacKenzie hatte Ausgang, und ich wußte, daß Miss French dann allein war und sich einsam fühlte.»

«Es war Ihnen also bekannt, daß Janet MacKenzie nicht zu Hause war. Das ist nicht besonders günstig.»

«Wieso? Janet MacKenzie hatte freitags immer Ausgang, und da ist es doch ganz natürlich, daß ich diesen Abend wählte, um Miss French Gesellschaft zu leisten.»

Sir Wilfrid äußerte sich nicht weiter dazu, sondern bat Vole, ihm die Vorgänge des Abends zu schildern.

«Ich kam», berichtete Vole, «gegen ein Viertel vor acht bei Miss French an. Sie war gerade mit dem Essen fertig, und wir tranken noch eine Tasse Kaffee zusammen. Dann spielten wir Karten. Kurz vor neun Uhr verabschiedete ich mich von ihr. Da es ein schöner Abend war, ging ich zu Fuß und war kurz vor halb zehn zu Hause. Ich wohne in einem kleinen Haus in der Nähe des Bahnhofs Euston. Den Rest des Abends habe ich mit meiner Frau verbracht und bin nicht mehr ausgegangen. Das kann meine Frau bezeugen.»

Die beiden Rechtsanwälte tauschten wieder einen Blick, und Mr. Mayhew fragte: «Verstehen Sie sich gut mit Ihrer Frau?»

«O ja, wir sind außerordentlich glücklich verheiratet. Romaine ist wundervoll einfach wundervoll.»

Sir Wilfrid unterbrach diese Lobeshytrine mit der nüchternen Frage: «Hat Sie eigentlich irgend jemand nach Hause kommen sehen?»

«Nein, aber wozu denn auch? Meine Frau kann doch ...»

«Leider ist die Aussage einer liebenden Ehefrau allein nicht völlig überzeugend», fiel ihm Sir Wilfrid ins Wort.

«Oh, glaubt man etwa, meine Frau wurde meinetwegen lügen?»

«Das soll schon vorgekommen sein, Mr. Vole», bemerkte Sir Wilfrid trocken.

«Aber das ist doch in diesem Fall gar nicht nötig. Es verhält sich tatsächlich alles so, wie ich es geschildert habe. Sie glauben mir doch, Sir Wilfrid, nicht wahr?»

«Ja, ich glaube Ihnen schon. Doch müssen Sie nicht mich überzeugen, sondern die Geschworenen.»

«Aber mein Gott, warum hätte ich denn wohl Miss French töten sollen?»

Während diese Frage noch durch den Raum schwebte, klopfte es an die Tür, und Greta erschien mit der Abendzeitung. Sie legte das Blatt vor Sir Wilfrid auf den Tisch und wies dabei auf einen angestrichenen Artikel hin. Dann zog sie sich wieder zurück. Die beiden Rechtsanwälte beugten sich über die Zeitung und lasen die Stelle. Nach einer Weile richtete sich Sir Wilfrid auf

«Hier wäre schon ein ganz ausreichendes Motiv. Miss French hat Ihnen nämlich ihr ganzes Vermögen vermacht»

Vole schien wie vom Donner gerührt. «Mir? Ihr ganzes Vermögen? Das ist wohl ein Scherz?»

«Es ist kein Scherz, Mr. Vole. Es steht hier schwarz auf weiß? Sie können sich selbst davon überzeugen»

Mit diesen Worten reichte er Vole das Abendblatt hin. «Haben Sie nichts davon gewußt?»

«Gar nichts. Ich bin ihr natürlich sehr dankbar. Aber unter diesen Umständen wollte ich, sie hätte es nicht getan. Jetzt sieht die Sache ziemlich finster für mich aus, nicht wahr? Mein Gott, werden sie mich nun wohl verhaften?»

«Damit müssen Sie wahrscheinlich rechnen», entgegnete Sir Wilfrid.

Vole stand ganz verwirrt auf. «Sie - Sie werden doch alles für mich tun, was sie können, nicht wahr, Sir?»

Sir Wilfrid ging auf ihn zu und sprach beruhigend auf ihn ein. «Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht. Lassen Sie das nur meine Sorge sein.»

«Mein Gott, ich kann es noch gar nicht fassen. Ich kann es einfach nicht glauben, daß ich, Leonard Vole, auf der Anklagebank sitzen und des Mordes bezichtigt werden soll.»
Er schüttelte sich, als erwache er aus einem bösen Traum. Dann wandte er sich an Mr. Mayhew: «Ich verstehe nicht, warum die Polizei nicht glaubt, es sei ein Einbrecher gewesen. Das Fenster war doch eingeschlagen und alles durchwühlt - so stand es jedenfalls in den Zeitungen.»

Die Rechtsanwälte schwiegen. Nach dem letzten Bericht zu urteilen, schien die Polizei ganz und gar nicht der Ansicht zu sein, daß es sich um einen Einbruch handle.

In diesem Augenblick kam es zu einer neuen Unterbrechung. Der Bürovorsteher erschien und meldete Sir Wilfrid, daß zwei Herren draußen warteten, die Mr. Vole zu sprechen wünschten. Als Sir Wilfrid mit Carter hinausging, um mit den Herren zu reden, fragte Vole ängstlich:

«Ist es nun soweit?»

Mr. Mayhew klopfte ihm beruhigend auf die Schulter und riet ihm, keine weiteren Aussagen zu machen.

«Wie wußten Sie denn nur, daß ich hier bin?»

«Man hat Sie wahrscheinlich beschatten lassen.»

«Dann», meinte Vole ganz ungläubig, «haben sie mich also wirklich in Verdacht?»

Ehe Mr. Mayhew antworten konnte, kam Sir Wilfrid mit einem Inspektor von Scotland Yard und noch einem Beamten wieder ins Zimmer. Der Inspektor entschuldigte sich wegen der Störung und ging sofort auf Vole zu.

«Heißen Sie Leonard Vole?»

«Ich bin Polizeiinspektor Hearne und habe einen Haftbefehl gegen Sie wegen des am 14. Oktober an Erniiy French verübten Mordes. Ich muß Sie warnen, daß alles, was Sie sagen, aufgeschrieben wird und gegen Sie verwandt werden kann»

Vole warf einen nervösen Blick auf Sir Wilfrid und verließ mit den Polizeibeamten das Zimmer.

Sobald Sir Wilfrid die Tür hinter ihnen zugemacht hatte, erklärte er:

«Ich muß schon sagen, John, der junge Mann befindet sich in einer viel schlimmeren Lage, als er selbst anzunehmen scheint»

«Das stimmt», pflichtete ihm Mr. Mayhew bei. «Was für einen Eindruck hat er auf dich geniaht?»

«Er scheint außerordentlich naiv zu sein. Und doch in gewisser Hinsicht ganz gerieben. Intelligent, möchte ich wohl sagen. Aber er ist sich ganz bestimmt nicht der Gefahr bewußt, in der er schwebt.»

«Glaubst du, daß er es getan hat?»

«Keine Ahnung. Im großen und ganzen möchte ich wohl sagen, nein» In schärferem Ton fügte er hinzu: «Bist du auch der Ansicht?»

«Ja», alitwortete Mi. Mayhew, «das ist auch meine Meinung»

Sir Wilfrid bot Mr. Mayhew die Tabaksdose . Der nahm sie mit zum Schreibtisch und stopfte sich seine Pfeife.

«Na ja», meinte Sir Wilfrid, «er hat anscheinend einen guten Eindruck bei uns beiden hinterlassen. Warum, weiß ich nicht. Eine so fadenscheinige Geschichte ist mir noch nicht vorgekommen. Weiß der Himmel, was wir damit anfangen sollen! Die einzige Aussage zu seinen Gunsten könnte von seiner Frau kommen - und wer wird schon einer Ehefrau glauben? Dazu ist sie noch eine Ausländerin. Neun der zwölf Geschworenen glauben von vornherein, daß jeder Ausländer ein Lügner ist .Außerdem wird sie vollständig aufgelöst sein und überhaupt nicht verstehen, was der Staatsanwalt zu ihr sagt. Immerhin, wir werden wohl mit

ihr reden müssen. Ich kann dir aber jetzt schon sagen, sie wird hier einen hysterischen Anfall nach dem anderen bekomme.»

«Vielleicht möchtest du den Fall lieber nicht übernehmen?»

«Davon ist nicht die Rede gewesen. Ich habe nur darauf hingewiesen, daß der junge Mann uns eine unmögliche Geschichte aufgetischt hat»

«Aber eine wahre», behauptete Mr. Mayhew und gab Sir Wilfrid die Tabaksdose zurück, während er nach Streichhölzern Ausschau hielt

«Sie muß wahr sein», stimmte Sir Wilfrid zu und reichte Mr. Mayhew eine Zündholzschatel. «Sonst könnte sie nicht so idiotisch sein. Alle Tatsachen sprechen ja gegen ihn. Und doch könnte man sich vorstellen, daß alles so passiert ist, wie er es geschildert hat. Verdammt noch mal, ich hatte selbst eine Tante Betsy, die ich zärtlich liebte»

Mr. Mayhew entdeckte, daß die Schatel leer war, und warf sie in den Papierkorb. «Er hat eine sehr sympathische Art»

«Ja, er müßte eigentlich leichtes Spiel mit den Geschworenen haben, wenn er auch beim Richter keinen Blumentopf mit seinem Wesen gewinnen kann. Aber er ist der Typ, der sich auf dem Zeugenstand leicht ins Bockshornjagen läßt. Es hängt eben sehr viel von seiner Frau ab.»

Es klopfte an die Tür, und Greta trat ziemlich aufgeregt ins Zimmer.

«Na, Greta, was ist denn los?»

«Mrs. Vole ist hier», erwiderte die Sekretärin im Flüsterton.

Während Mr. Mayhew ganz erstaunt den Namen wiederholte, winkte Sir Wilfrid Greta zu sich und sagte:

«Der junge Mann, den Sie hier sahen, ist soeben wegen Mordes verhaftet worden. Glauben Sie, daß er der Täter ist?»

«O nein, Sir, auf keinen Fall»

«Warum nicht?»

«Weil er viel zu nett ist.»

«Das ist also die Dritte im Bunde», sagte Sir Wilfrid zu Mr. Mayhew und forderte Greta auf, Mrs. Vole ins Zimmer zu führen. «Wahrscheinlich sind wir drei leichtgläubige Narren, die sich von einem sympathischen jungen Mann einwickeln lassen.»

In diesem Augenblick trat eine etwa fünfunddreißigjährige Frau mit kastanienbraunem Haar und schiefergrauen Augen sehr ruhig und gelassen ins Zimmer. Mr. Mayhew stellte sich und seinen Kollegen vor und ging mit teilnahmevoller Miene auf sie zu, erhielt jedoch eine leichte Abfuhr.

«Sie sind also Mr. Mayhew», sagte Romaine Vole, und in ihrer dunklen Stimme schwang ein leiser ironischer Unterton mit «Man hat mir in Ihrem Büro gesagt, daß ich Sie hier mit meinem Mami vorfinden würde. Aber wenn ich mich nicht irre, habe ich soeben meinen Mann unten in einen Wagen steigen sehen, und zwar in Begleitung von zwei Herren.»

«Nun, meine liebe Mrs. Vole», legte sich hier Sir Wilfrid ins Mittel, «Sie dürfen sich nicht aufregenn» Er hielt jedoch betroffen inne, als er merkte, daß Mrs. Vole die Ruhe selber war, und fuhr etwas verlegen fort: «Wollen Sie nicht Platz nehmen?»

Mrs. Vole setzte sich in den Sessel, den Sir Wilfrid ihr zurechtrückte, und Sir Wilfrid begann von neuem:

«Es liegt durchaus kein Grund zur Beunruhigung vor, und Sie dürfen den Mut nicht sinken lassen.»

«O nein, das werde ich auch nicht tun», erwiderte Mrs. Vole nach einer kleinen Pause.

«Dann kann ich es Ihnen ja ruhig sagen: Ihr Mann ist soeben verhaftet worden.»

«Wegen des Mordes an Miss Emily French?»

«Ja, leider. Aber bitte regen Sie sich nicht auf.»

«Sie sagen mir das dauernd, Sir Wilfrid, dabei bin ich doch ganz ruhig.»

«Ja. Ich sehe, Sie sind sehr tapfer.»

«Wenn es Ihnen Spaß macht, können Sie es so nennen.»

«Vor allen Dingen muß man die Ruhe bewahren und mit Vernunft an die Sache herangehen.»

«Das soll mir recht sein. Aber Sie dürfen mir nichts verheimlichen, Sir Wilfrid. Sie brauchen mich nicht zu schonen. Ich will alles wissen.» Ihre Stimme nahm eine andere Klangfarbe an, als sie hinzusetzte: «Ich möchte auch - das Schlimmste wissen.»

Erleichtert über ihre sachliche Einstellung, begann Sir Wilfrid sie über das Verhältnis ihres Mannes zu Miss French auszuholen. Sie parierte seine Fragen mit großem Geschick und brachte ihn öfters in Verlegenheit. Als er schließlich aus ihrem eigenen Munde vernahm, daß sie diese merkwürdige Freundschaft nicht gestört habe, erklärte er begeistert:

«Ich bewundere Ihre Haltung, Mrs. Vole, besonders da ich weiß, wie sehr Sie Ihren Mann lieben.»

«So, Sie wissen, wie sehr ich meinen Mann liebe?» Sie lächelte ihn an. «Darf ich fragen, woher Sie das wissen?»

«Ihr Mann hat es mir verraten. Er sprach von Ihrer Liebe in Worten, die mich wirklich bewegt haben.»

Es entstand eine kleine Pause. «Männer», sagte Mrs. Vole lakonisch, «sind mitunter sehr einfältig.»

Sir Wilfrid zog erstaunt die Augenbrauen hoch. «Wie bitte?»

«Es ist belanglos, Sir Wilfrid. Fahren Sie bitte fort.» Sir Wilfrid erhob sich und kam auf das Testament zu sprechen. «Kurz nachdem Miss French Ihrem Mann begegnete, hat sie ein neues Testament gemacht, in dem sie, abgesehen von kleineren Vermächtnissen, Ihrem Mann ihr ganzes Vermögen hinterlassen hat»

«Ja.»

«Das wissen Sie?» fragte Sir Wilfrid höchst erstaunt. «Ich habe es in der Abendausgabe gelesen. «Ach so. Aber vorher hatten Sie keine Ahnung davon, wie? Ihr Mann doch wohl auch nicht?»

Wiederum schien sie mit der Antwort zu zögern.

«Hat er Ihnen das gesagt, Sir Wilfrid?»

«Ja. Wollen Sie etwa das Gegenteil behaupten?»

«Nein, 0 nein. Ich will gar nichts behaupten.»

Sir Wilfrid nahm wieder an seinem Schreibtisch Platz. «Mrs. Vole, es scheint kein Zweifel zu bestehen, daß Miss French Ihren Mann wie einen Sohn oder einen Lieblingsneffen betrachtete.»

«Meinen Sie das wirklich?» Die Ironie in ihrer Stimme war unverkennbar und brachte Sir Wilfrid in eine gewisse Verlegenheit. Um so heftiger verteidigte er diese Ansicht.

«Ja. Das ist meine Meinung. Ganz entschieden. Das könnte unter den Umständen auch als ganz natürlich und normal gelten.»

«Was für Heuchler sind Sie doch in diesem Lande!» platzte Mrs. Vole heraus.

Mr. Mayhew ließ sich vor Entsetzen in den nächsten Sessel fallen, während Sir Wilfrid sich bemühte, der Sache die Spitze abzubiegen:

«Nun, meine liebe Mrs. Vole, Sie vertreten natürlich in diesen Dingen einen kontinentalen Standpunkt. Aber glauben Sie mir, es wäre im höchsten Grade unklug, den Eindruck zu erwecken, als habe Miss French für Ihren Mann andere als die Gefühle gehabt, als die einer Mutter oder sagen wir mal - einer Tante.»

«0 ja, wenn Ihnen das besser paßt, sagen wir ruhig - Tante.»

«Man muß nämlich bei all diesen Dingen immer daran denken, was für eine Wirkung sie auf die Geschworenen haben.»

«Darüber habe ich ziemlich viel nachgedacht»

«Ganz recht, Mrs. Vole. Wir müssen Hand in Hand arbeiten. Nun kommen wir zum Abend des vierzehnten Oktober. Das war vor einer Woche. Können Sie sich noch daran erinnern?»

«Oja, sehr gut»

«Ihr Mann hat mir erzählt, er sei gegen neun Uhr von Miss French fortgegangen, habe den Weg zu Fuß zurückgelegt und sei um fünf Minuten vor halb zehn zu Hause angekommen» Sir Wilfrid blickte fragend zu Mrs. Vole hinüber. Diese erhob sich und ging langsam zum Kamin. Die beiden Anwälte standen ebenfalls auf.

«Fünf Minuten vor halb zehn», sagte Mrs. Vole tonlos und nachdenklich vor sich hin.

«Um halb zehn», fuhr Sir Wilfrid fort, «kehrte die Haushälterin zurück, um etwas zu holen, das sie vergessen hatte. Als sie an der Wohnzimmertür vorbeikam, hörte sie, wie sich Miss French mit einem Manne unterhielt. Sie behauptete, daß dieser Mann Leonard Vole gewesen sei, und Inspektor Hearne erklärte, diese Aussage habe zur Verhaftung Ihres Mannes geführt. Mr. Vole hat mir jedoch versichert, daß er ein unumstößliches Alibi habe, da er um halb zehn bei Ihnen zu Hause, war.»

Sir Wilfrid blickte erwartungsvoll zu Mrs. Vole hinüber, die schweigend am Kaminsüß lehnte. Nach einer beklemmenden Pause drängte Sir Wilfrid: «Das stimmt doch, nicht wahr? Um halb zehn war er bei Ihnen, ja?»

«Hat er Ihnen das gesagt?» fragte sie schließlich, während beide Anwälte sie gespannt ansahen. «Daß er um halb zehn bei mir war?»

«Stimmt es etwa nicht?» fragte Sir Wilfrid ein wenig gereizt.

Wieder entstand eine längere Pause. Mrs. Vole ging langsam zu ihrem Sessel zurück und ließ sich nieder.

«Aber natürlich», lautete ihre ruhige Antwort, die bei Sir Wilfrid einen Seufzer der Erleichterung auslöste. Er setzte sich ebenfalls wieder.

«Die Polizei hat Sie wahrscheinlich schon über diesen Punkt vernommen. Was haben Sie da gesagt?»

«Ja, sie war gestern abend bei mir, und ich habe gesagt:

<Leonard ist an dem Abend um 9.25 Uhr nach Hause gekommen und nicht wieder ausgegangen.>» Den letzten Satz leierte sie herunter, als habe sie ihn auswendig gelernt. Als sie bei Mr. Mayhew eine gewisse Nervosität bemerkte, setzte sie hinzu: «Das war doch richtig so, nicht wahr?»

«Was soll das heißen, Mrs. Vole?» fragte Sir Wilfrid.

«Leonard wünscht, daß ich das sage, nicht wahr?»

«Es ist doch die Wahrheit. Das haben Sie vorhin gerade bestätigt»

«Ich muß dies ganz richtig verstehen. Wenn ich sage, ja, es verhält sich so, Leonard war um halb zehn bei mir - werden sie ihn dann freisprechen? Werden sie ihn aus der Haft entlassen?» Ihr Verhalten kam den beiden Anwälten ziemlich rätselhaft vor.

Mr. Mayhew beantwortete ihre Frage:

«Wenn Sie beide die Wahrheit sprechen, dann werden sie ihn - freilassen müssen.»

«Aber als ich das der Polizei sagte, hat man es mir nicht geglaubt. Das Gefühl hatte ich wenigstens.»

Sie schien durchaus nicht unglücklich darüber zu sein. Im Gegenteil, sie erweckte den Eindruck, als verursache ihr diese Tatsache eine gewisse Befriedigung. Mit plötzlich hervorbrechender Bosheit fügte sie hinzu: «Vielleicht habe ich es nicht sehr gut gesagt?»

Die beiden Männer sahen sich schweigend an. Dann begegneten Sir Wilfrids Augen dem kühlen, ein wenig frechen Blick von Mrs. Vole. Sie saßen sich wie zwei Feinde gegenüber. Sir Wilfrid änderte seine Taktik.

«Wissen Sie, Mrs. Vole», sagte er, «ich verstehe Ihre Haltung in dieser Angelegenheit nicht ganz. Vielleicht machen Sie sich die Lage Ihres Mannes nicht recht klar.»

«Ich habe Ihnen bereits gesagt», entgegnete sie, «daß ich gern genau wissen möchte, wie schwarz die Sache für - meinen Mann aussieht. Ich sage der Polizei, Leonard war um halb zehn bei mir zu Hause - und man glaubt mir nicht. Aber vielleicht hat ihn jemand beobachtet, als er Miss Frenchs Haus verließ, oder beim Heimweg auf der Straße gesehen?»

Sie blickte durchdringend und ein wenig verschlagen von einem zum anderen, und Mr. Mayhew gab zögernd zu, daß dies nicht der Fall sei.

«Dann hängt sein Freispruch also nur von seinem Wort -und meinem ab.» Sie wiederholte mit ziemlicher Heftigkeit:

«Und meinem. Ich danke Ihnen, meine Herren; das ist alles, was ich wissen wollte.»

Damit erhob sie sich, aber Mr. Mayhew bat sie, noch ein wenig zu bleiben. «Es ist so vieles zu besprechen, Mrs. Vole.»

«Nicht mit mir.»

«Warum nicht, Mrs. Vole?» fragte Sir Wilfrid.

«Ich werde doch schwören müssen, daß ich die Wahrheit sage, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit, nicht wahr?»

Sie schien belustigt zu sein.

«So lautet die Eidesformel, Mrs. Vole.»

«Und wenn ich nun auf Ihre Frage, wann Leonard Vole an jenem Abend nach Hause gekommen sei, antworten sollte ...»

«Ja, was würden Sie dann sagen?»

«Ach, ich könnte so vieles sagen.»

«Mrs. Vole, lieben Sie Ihren Mann eigentlich?» fragte Sir Wilfrid, der aus ihrem Verhalten nicht mehr klug zu werden schien.

«Leonard behauptet, ja», entgegnete sie mit einem spöttischen Blick auf Mr. Mayhew.

«Mr. Vole glaubt es jedenfalls», warf dieser ein.

«Aber Leonard ist nicht sehr klug.»

«Sie wissen doch wohl», bemerkte Sir Wilfrid, «daß das Gesetz Sie nicht dazu zwingen kann, gegen Ihren Mann auszusagen.»

«Wie außerordentlich bequem!» «UndIhrMann...»

«Leonard Vole ist nicht mein Mann», fiel sie Sir Wilfrid ins Wort.

«Was sagen Sie da?»

«Wir haben uns zwar in Berlin trauen lassen, aber ich habe ihm nicht gesagt, daß ich zu der Zeit verheiratet war und mein Mann noch lebte. Leonard hat mich aus der russischen Zone geholt und in dieses Land gebracht.»

«Dann müßten Sie ihm im Grunde genommen sehr dankbar sein. Sind Sie das?» fragte Sir Wilfrid ziemiich scharf.

«Dankbarkeit kann einem auch zuviel werden.» «Hat Mr. Vole Sie eigentlich jemals gekränkt?» Sie blickte ihn höhnisch an «Leonard? Mich gekränkt? Er verehrt sogar den Boden, über den ich schreite.»

«UndSie?»

Wieder fochten sie ein kleines Duell mit den Augen aus. Dann wandte sie sich lachend ab und sagte: «Sie wollen zuviel wissen, Sir Wilfrid»

«Wir müssen uns über einen Punkt endlich Klarheit verschaffen», ließ sich Mr. Mayhew hören. «Ihre Aussagen waren einigermaßen zweideutig. Was ist nun wirklich am Abend des 14. Oktober geschehen?»

Mrs. Vole wiederholte mit monotoner Stimme: «Leonard kam um 21.25 Uhr nach Hause und ist nicht wieder fortgegangen. Ich habe ihm ein Alibi gegeben, nicht wahr?»

«Allerdings», erwiderte Sir Wilfrid und ging auf sie zu. «Mrs.Vole.. » Er sah den Ausdruck in ihren Augen und brach ab. Nach einer Weile sagte er: «Sie sind eine außergewöhnliche Frau, Mrs. Vole.»

«Und Sie sind hoffentlich zufrieden.» Mit diesen Worten drehte sie sich um und verließ das Zimmer.

«Zufrieden? Das ist gut! Die Frau führt etwas im Schilde - aber was? Die Sache ist mir ganz und gar nicht geheuer, John.»

«Eins steht fest», schmunzelte Mr. Mayhew. «Sie hat bestimmt nicht einen hysterischen Anfall nach dem anderen bekommen.»

«Kalt wie eine Hundeschnauze», gab Sir Wilfrid zu «Wenn die als Zeugin auftritt, gibt's ein Fiasko, besonders wenn Myers als Staatsanwalt fungiert. Wie gedenkst du die Sache zu handhaben?»

«Wie üblich. Dauernd unterbrechen - soviel Einspruch erheben wie möglich.»

«Was ich nicht verstehen kann, ist, daß der junge Vole von ihrer Liebe so überzeugt ist. Er selbst liebt sie wirklich und verläßt sich vollständig auf sie.»

«Dumm genug von ihm. Traue niemals einer Frau!»

2

Sechs Wochen später wurde im Hauptkriminalbericht Old Bailey die Schwurgerichtsverhandlung gegen Leonard Vole eröffnet. Wie stets bei Mordprozessen war der Gerichtssaal bis auf den letzten Platz besetzt. Nachdem die Geschworenen vereidigt waren, wandte sich der Sprecher an den Angeklagten:

«Leonard Vole, Sie stehen unter der Anklage, am vierzehnten Tage des Oktober Emily Jane French in der Grafschaft London ermordet zu haben. Sprechen Sie, Leonard Vole: Sind Sie schuldig oder nicht schuldig?»

«Nicht schuldig», antwortete Vole mit fester Stimme.

Daraufhin erhob sich Staatsanwalt Myers und begründete die Anklage in einer kurzen Ansprache an den Richter und die Geschworenen. Als er schilderte, wie am Abend des 14. Oktober die Haushälterin Janet MacKenzie unerwartet von ihrem Besuch bei Freunden zurückkehrte, um ein vergessenes Schnittmuster zu holen, und um 21.25 im Wohnzimmer die Stimmen ihrer Herrin und des Angeklagten hörte, wurde er vom Angeklagten unterbrochen, der aufsprang und leidenschaftlich beteuerte: «Das ist nicht wahr! Das bin ich nicht gewesen!»

Der Staatsanwalt nahm von dem Zwischenruf keine Notiz und fuhr fort:

«Janet MacKenzie war überrascht; denn Miss French hatte Leonard Voles Besuch an jenem Abend nicht erwartet. Sie verließ jedoch das Haus wieder, und als sie um 23 Uhr zurückkehrte, fand sie Miss Emily French ermordet vor. Das Zimmer war in großer Unordnung. Ein Fenster war eingeschlagen, und die Vorhänge flatterten heftig hin und her. Von Entsetzen erfaßt, rief Janet MacKenzie die Polizei an, und am 20. Oktober wurde der Angeklagte verhaftet. Für die Anklage steht fest, daß Miss Emily Jane French am Abend des 14. Oktober zwischen 21.30 und 22 Uhr durch einen Schlag mit einem <Totschläger> ermordet und dieser Schlag von dem Angeklagten ausgeführt worden ist. Ich werde nun Inspektor Hearne vernehmen.»

Inspektor Hearne betrat den Zeugenstand. Sobald er vereidigt war, forderte Myers ihn auf, über seinen Befund am Tatort zu berichten.

«Ich stellte fest», sagte Hearne, «daß Miss Emily French tot war. Sie lag auf dem Gesicht und hatte schwere Verletzungen am Hinterkopf erlitten. Ein Fenster war eingeschlagen, und Glasscherben lagen auf dem Fußboden. Später entdeckte ich auch einige Glassplitter draußen unter dem Fenster.»

Diesen Punkt griff Myers auf. «Hat die Tatsache, daß Glasscherben sowohl drinnen als auch draußen vorhanden waren, eine besondere Bedeutung?»

«Das draußen befindliche Glas ließ nicht darauf schließen, daß das Fenster von außen eingeschlagen worden war.»

«Sie meinen also, daß man das Fenster vom Zimmer aus eingeschlagen hatte und den Eindruck erwecken wollte, als sei es von außen geschehen?»

Sir Wilfrid sprang auf «Ich erhebe Einspruch. Mein Herr Kollege legt dem Zeugen die Antwort ja geradezu in den Mund. Er muß sich doch zumindest an die Regeln der Beweisaufnahme halten.»

«Ich werde meine Frage anders formulieren», erklärte Myers. «Wenn ein Fenster von außen eingedrückt wird, wo liegen nach Ihren Erfahrungen die Glasscherben?»

«Auf der Innenseite.»

«Was haben Sie ferner unternommen?»

«Wir haben das Haus durchsucht, Aufnahmen gemacht und Fingerabdrücke genommen.»

«Was für Fingerabdrücke haben Sie gefunden?»

«Die von Miss French, Janet MacKenzie und Leonard Vole. Sonst keine.»

«Herr Inspektor, haben Sie nach allem, was Sie sahen, den Eindruck gewonnen, daß es sich tatsächlich um einen Einbruch handelt?»

Wieder schnellte Sir Wilfrid hoch. «Mylord, ich muß protestieren. Mein verehrter Herr Kollege versucht ja wieder, eine Meinung von diesem Zeugen zu erlangen.»

«Ja, Mr. Myers», erklärte der Richter, «Sie werden sich wohl etwas mehr Mühe geben müssen.»

«Herr Inspektor», begann Myers von neuem, «haben Sie etwas entdeckt, das sich nicht mit einem Einbruch vereinbaren läßt?»

«Nur das Glas, Sir, sonst nichts.»

«Da scheinen wir ja hier eine Niete gezogen zu haben, Mr. Myers», bemerkte der Richter trocken.

Myers ging unerschütterlich zu einem anderen Punkt über. «Sagen Sie mal, Herr Inspektor, trug Miss French wertvollen Schmuck?»

«Ja, Sir. Sie trug eine Diamantbrosche und zwei Brillantringe im Wert von neunhundert Pfund.»

«Und die hatte man ihr gelassen? Ist überhaupt etwas gestohlen worden?»

«Nach Janet MacKenzies Aussage fehlte nichts.»

«Ist es Ihnen in Ihrer Praxis schon einmal vorgekommen, daß ein Einbrecher das Haus verläßt, ohne etwas mitzunehmen?»

«Nein; es sei denn, er ist überrascht worden, Sir.»

«Aber in diesem Falle hat es doch nicht den Anschein, als sei der Einbrecher gestört worden?»

«Nein, Herr Staatsanwalt.»

«Sie haben da noch ein Beweisstück, Herr Inspektor. Einen Rock, nicht wahr?»

Der Rock wurde herübergereicht, identifiziert und vom Gerichtsdienner auf den Tisch gelegt.

«Woher haben Sie den Rock, Herr Inspektor?»

«Ich fand ihn kurz nach der Verhaftung des Angeklagten in seiner Wohnung und ließ ihn durch unseren Gerichtslaboranten auf Blutspuren hin untersuchen»

«Ferner legen Sie noch das Testament von Miss French vor, nicht wahr, Herr Inspektor?»

«Ja, Herr Staatsanwalt.»

Der Gerichtsdienner reichte dem Inspektor das Testament und legte es dann zu dem Rock auf den Tisch.

«Datiert vom 8. Oktober?»

«Ja, Sir.»

«Und wer ist der Hauptebe?»

«Wenn man von einigen kleineren Vermächtnissen absieht, der Angeklagte, Sir.»

«Wie hoch ist der reine Vermögenswert?»

«Soweit es sich im Augenblick übersehen läßt, etwa fünfundachtzigtausend Pfund.»

Myers nahm Platz und ließ einen triumphierenden Blick durch den Zuschauerraum gleiten.

Sir Wilfrid erhob sich. Es lag nun an ihm, diese wirklich sehr belastende Zeugenaussage abzuschwächen. Er wandte sich an den Inspektor:

«Sie erwähnten, daß Sie nur Fingerabdrücke von Miss French, Janet MacKenzie und Leonard Vole gefunden hätten. Hinterläßt ein Einbrecher bei einem Einbruch gewöhnlich

Fingerabdrücke, oder trägt er Handschuhe?»

«Gewöhnlich trägt er Handschuhe.»

«Demnach ist es also nicht überraschend, wenn nach einem Einbruch keine Fingerabdrücke des Einbrechers gefunden werden?»

«Nein, Sir.»

«Am Abend des 14. Oktober war es ziemlich windig, nicht wahr?»

«Ich kann mich nicht daran erinnern, Sir.»

«Mein Herr Kollege erwähnte, daß nach Aussage von Janet MacKenzie die Vorhänge flatterten. Vielleicht ist Ihnen das auch aufgefallen?»

«Sie bauschten sich allerdings ziemlich stark, Sir.»

«Das spricht dafür, daß es ein windiger Abend war. Wenn nun ein Einbrecher das Fenster von außen eingedrückt und dann den Flügel aufgerissen hat, so ist es doch sehr gut möglich, daß ein Windstoß den Flügel heftig zurückschleuderte und auf diese Weise ein paar Glasstücke draußen vor dem Fenster zu Boden fielen.»

«Ja, Sir.»

«Die Zahl der Gewalttaten ist in letzter Zeit stark angewachsen. Das geben Sie doch zu, Herr Inspektor?»

«Sie ragt über den Durchschnitt hinaus, Sir.»

«Nehmen wir einmal an, daß ein paar Rüpel einbrachen und Miss French attackierten, um dann ungehindert stehlen zu können. Als einer sie mit dem Totschläger niederschlug und entdeckte, daß sie tot war, ist es da nicht sehr gut möglich, daß die Burschen, von Panik ergriffen, Reißaus nahmen, ohne sich etwas anzueignen? Vielleicht hatten sie es nur auf Geld abgesehen und wollten mit Juwelen nichts zu tun haben.»

Hier erhob sich Myers und fiel ihm ins Wort. «Nach meiner Ansicht kann Inspektor Hearne unmöglich erraten, was in den Köpfen einiger Verbrecher vor sich ging, die wahrscheinlich nur in der Phantasie meines Herrn Kollegen existieren.»

Sir Wilfrid ging zu einem anderen Punkt über. «Soviel ich weiß, ist der Angeklagte von selbst zu Ihnen gekommen und hat seine Aussagen sehr bereitwillig gemacht»

«Das stimmt, Sir.»

«Und hat der Angeklagte nicht immer wieder seine Unschuld beteuert?»

«Allerdings, Sir.»

Sir Wilfrid, der wußte, daß man Blutspuren am Rockärmel des Angeklagten gefunden hatte, zeigte dem Inspektor ein Messer. «Dies ist ein französisches Gemüsemesser, das wir vom Küchentisch in der Wohnung des Angeklagten genommen haben und das Ihnen von seiner Frau bei ihrem ersten Verhör gezeigt worden ist Stimmt's, Herr Inspektor?»

«Ja, Sir.»

«Prüfen Sie, bitte, die Schneide des Messers mit Ihrem Finger - aber vorsichtig! Geben Sie zu, daß Spitze und Schneide dieses Messers so scharf wie eine Rasierklinge sind?»

«Ja, Sir.»

«Und wenn Sie damit - sagen wir mal - Schinken schnitten und mit der Hand ausrutschten, könnten Sie sich da nicht eine sehr unangenehme Verletzung beibringen, die gar nicht wieder aufhören will zu bluten?»

Myers sprang auf «Ich erhebe Einspruch! Das sind Ansichten und keine Tatsachen.»

Sir Wilfrid zog die Frage zurück und versuchte es auf andere Weise. «Herr Inspektor, als Sie den Angeklagten nach den Blutspuren auf seinem Rockärmel befragten, hat er Sie da nicht auf

eine kürzlich verheilte Narbe an seinem Handgelenk aufmerksam gemacht und Ihnen erklärt, daß sie von einer Wunde herrühre, die er sich beim Schinkenschneiden zugezogen habe?»

«Ja, das hat er getan.»

«Und die Frau des Angeklagten hat Ihnen dasselbe erzählt, nicht wahr?»

«Das erste Mal. Hinterher...»

«Ein einfaches Ja oder Nein, bitte. Hat Ihnen die Frau des Angeklagten dieses Messer gezeigt und gesagt, daß ihr Mann sich damit beim Schinkenschneiden verletzt habe?»

«Ja Sir.»

Kaum hatte Sir Wilfrid das Kreuzverhör beendet, als Myers schon wieder aufsprang und den Inspektor mit Fragen bombardierte. -

«Was hat Ihre Aufmerksamkeit zuerst auf den Rock gelenkt, Herr Inspektor?»

«Der Ärmel schien vor kurzem gewaschen worden zu sein.»

«Selbst wenn wir annehmen, daß die fragliche Wunde durch dieses Messer verursacht worden ist, so war doch nichts vorhanden, woraus man schließen konnte, ob der Angeklagte sich die Verletzung aus Versehen oder absichtlich beigebracht hatte, nicht wahr?»

Sir Wilfrid erhob Einspruch «Das geht zu weit, Mylord. Wenn mein verehrter Herr Kollege seine Fragen gleich selbst beantwortet, dürfte die Anwesenheit des Zeugen überflüssig sein.»

Myers zog die Frage zurück und entließ den Inspektor. Nun wurde der Polizeiarzt Dr. Wyatt gerufen, und Myers forderte ihn auf, den Geschworenen alles zu erzählen, was er über den Tod von Miss Emily Freuch wisse.

«Am 4. Oktober abends um elf Uhr», begann Dr. Wyatt, «sah ich die Leiche von Miss Emily French. Die Untersuchung ergab, daß Miss French durch einen Schlag mit einem harten Gegenstand auf den Kopf getötet worden war. Sie muß sofort tot gewesen sein. Die Körpertemperatur und andere Faktoren deuteten darauf hin, daß der Tod zwischen halb zehn und zehn Uhr eingetreten sein mußte.»

«Waren Anzeichen dafür vorhanden, daß Miss French sich gegen den Angreifer gewehrt hat?» fragte Myers.

«Ich habe nichts davon bemerkt. Im Gegenteil, ich hatte den Eindruck, daß der Schlag vörrng unerwartet für sie kam.»

Myers stellte keine weiteren Fragen und überließ Sir Wilfrid das Feld.

«Herr Doktor, sagen Sie mir bitte genau, welche Stelle am Kopf getroffen worden ist. Es war doch wohl nur ein Schlag, nicht wahr?»

«Ja, nur einer. Er traf links die Junktur der parietalen, der okzipitalen und der Schläfenknochen.»

«Algemeiverständiich ausgedrückt hieße das?»

«Die Stelle hinter dem linken Ohr.»

«Kann man daraus schließen, daß der Schlag von einer linkshändigen Person ausgeführt worden ist?»

«Das ist möglich, läßt sich aber nicht mit Bestimmtheit sagen.»

«Erforderte dieser Schlag sehr viel Kraft?»

«Keineswegs.»

«Dann hätte er also auch von einer Frau ausgeführt werden können, nicht wahr?»

«Gewiß.»

Als nächste Zeugin ließ Myers Janet MacKenzie aufrufen. Eine ältere, männlich aussehende Schottin mit bärtiger Oberlippe und weißen Porzellananzähnen betrat den Gerichtssaal, und aus den Blicken, die sie dem Angeklagten zu schleuderte, ging deutlich hervor, daß sie nicht die geringste Sympathie für den jungen Mann hatte. Zu Beginn der Vereidigung hielt sie die Bibel in der linken Hand, bis der Gerichtsdienner sie darauf aufmerksam machte, daß sie in die rechte Hand gehöre.

Myers wandte sich ihr mit einschmeichelnder Miene zu:

«Sie waren also Gesellschafterin und Haushälterin bei der verstorbenen Miss Emily French?»

«Ich war ihre Haushälterin. Halte nicht viel von Gesellschafterinnen. Armselige, schwächliche Kreaturen, die Angst haben, sich mal die Hände schmutzig zu machen.»

«Ganz recht, ganz recht. Ich wollte damit ja auch nur sagen, daß Sie von Miss French geachtet und geschätzt wurden und ihr mehr waren als eine Angestellte. ?»

«Zwanzig Jahre habe ich für sie gesorgt und ihr Vertrauen genossen, und manches Mal habe ich sie daran gehindert, eine Dummheit zu begehen. Sie war zu warmherzig und impulsiv.»

«Wann haben Sie den Angeklagten zum erstenmal gesehen?»

«Ende August kam er ins Haus. Erst einmal die Woche, dann zwei- oder dreimal. Scharwenkelte immer um sie herum, erzählte ihr, wie jung sie aussehe, und schmeichelte ihr, wenn sie etwas Neues anhatte.»

Myers unterbrach hastig diesen Redefluß und veranlaßte sie, den Geschworenen noch einmal die Ereignisse des verhängnisvollen Abends zu schildern, was sie auch in epischer Breite tat.

«Sind Sie ganz sicher?», fragte Myers schließlich, «daß es der Angeklagte war, dessen Stimme Sie gehört haben?»

«O ja, ich kenne seine Stimme zur Genüge.»

«Wie wissen Sie denn, daß die von Ihnen angegebenen Zeiten stimmen?»

«Ich habe meine Uhr mit der meiner Freundin verglichen, und sie gingen ganz gleich. Und als ich dann gegen elf nach Hause kam» - hier zitterte ihre Stimme vor Erregung -, «lag die arme Seele am Boden. Ihr Kopf war eingeschlagen. Sämtliche Schubladen waren herausgezogen und der Inhalt durchgewühlt. Eine Vase lag zerbrochen auf dem Fußboden. Die Gardinen bauschten sich im Wind. Ich habe dann gleich die Polizei angerufen»

«Glaubten Sie wirklich, daß es Einbrecher gewesen waren?»

Sir Wilfrid erhob hier heftigen Einspruch, und der Richter ließ die Frage nicht zu. Statt dessen fragte Myers:

«Was haben Sie getan, nachdem Sie die Polizei angerufen hatten?»

«Ich habe das Haus nach einem Eindringling durchsucht, habe aber außer dem Durcheinander im Wohnzimmer nichts weiter entdeckt.»

«Was wußten Sie eigentlich über den Angeklagten?»

«Ich wußte, daß er Geld brauchte.»

«Hat er Miss French um Geld gebeten?»

«Nein, dazu war er zu schlau.»

«Hat er Mrs French bei ihren Geschäftsangelegenheiten geholfen?»

«Ja, das hat er getan, obwohl es gar nicht nötig war. Miss French hatte einen klaren Kopf für solche Dinge.»

«Ist Ihnen bekannt, wann Miss French ihr letztes Testament machte?»

«Das war am 8. Oktober. Ich hörte, wie sie am Tage vorher mit ihrem Rechtsanwalt telefonierte. Er solle kommen, da sie ein neues Testament machen wolle. Der Angeklagte war auch dabei und protestierte dauernd, und die gnädige Frau sagte: <Aber ich möchte es gern, mein lieber Junge. Ich wäre neulich beinahe vom Bus überfahren worden, und das kann jeden Augenblick wieder passieren.>»

«Miss MacKenzie, wußten Sie, daß der Angeklagte verheiratet war?»

«Nein, und meine Herrin auch nicht»

Sir Wilfrid erhob Einspruch mit der Begründung, daß Miss MacKenzie nur Vermutungen darüber anstellen könne, was ihre Herrin gewußt oder nicht gewußt habe.

«Dann wollen wir es anders ausdrücken», fuhr Myers fort «Sie waren zu der Ansicht gelangt, daß Miss French Leonard Vole für unverheiratet hielt. Stützte sich diese Ansicht auf irgendwelche Tatsachen?»

«Ja, die Bücher, die sie aus der Bibliothek bestellte. Sie las das Leben der Baronin Burdett Courtts und ein Buch über Disraeli und seine Frau. Beide Bücher handeln von Frauen, die sehr viel jüngere Männer geheiratet hatten. Ich wußte schon, was sie im Sinn hatte.»

«Ich fürchte», unterbrach sie der Richter, «daß dies aus dem Protokoll gestrichen werden muß.»

«Warum?» fragte Janet MacKenzie.

«Weil ich es durchaus für möglich halte, daß eine Frau ein Buch über das Leben Disraelis liest, ohne eine Heirat mit einem jüngeren Manne zu planen.»

Diese Bemerkung löste unter den Zuschauern Heiterkeit aus, die aber bald vom Gerichtsdienner unterdrückt wurde.

Sir Wilfrid begann sein Kreuzverhör mit ein paar sanften und freundlichen Redensarten, um keinen Antagonismus bei ihr zu erwecken. Dann kam er auf das Testament zurück

«Miss MacKenzie, war Ihnen bekannt, daß Miss French in ihrem vorletzten Testament fast ihr ganzes Vermögen Ihnen vermacht hatte?»

«Ja, das hat sie mir selbst gesagt <Alles Schwindel, diese Wohltätigkeitsvereine>, erklärte sie. <Hierfür Geld und dafür Geld. Nur an die Stellen, für die es eigentlich gedacht ist, kommt es nicht. Ich habe Ihnen alles vermacht, Janet, und Sie können damit tun, was Sie für richtig halten.>»

«In ihrem letzten Testament hat Miss French Ihnen aber nur ein kleines Vermächtnis hinterlassen. Der Haupterbe ist Leonard Vole.»

«Ja, und es wäre eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn er je einen Penny davon in die Hand bekäme», stieß sie giftig hervor;

Sir Wilfrid kam nun auf den Abend des 14. Oktober zu sprechen. «Sie behaupten, Sie hätten gehört, wie sich der Angeklagte mit Miss French unterhielt. Worüber sprachen denn die beiden?»

«Ich habe nicht verstanden, was gesagt wurde. Ich hörte nur, daß sie sich unterhielten und lachten.»

«Mit anderen Worten, Sie hörten nur das Geräusch von Stimmen. Wie kommen Sie dann zu der Behauptung, daß es die Stimme des Angeklagten war?»

«Weil ich seine Stimme ganz genau kenne.»

«Die Tür war doch verschlossen, nicht wahr?»

«Ja, sie war zu.»

«Ich vermute, daß Sie beide Male sehr schnell an der Tür vorbeigegangen sind, um bald wieder zu Ihrer Freundin zu kommen. Habe ich recht?»

«Ich war nicht in Eile; hatte ja den ganzen Abend vor mir.» «Aber Miss MacKenzie, Sie wollen doch wohl nicht bei den Geschworenen den Eindruck erwecken, als hätten Sie an der Tür gelauscht?»

Ein Schmunzeln ging durch den Zuschauerraum, als Janet MacKenzie sich heftig gegen diesen Verdacht wehrte. Nun spielte Sir Wilfrid seinen Trumpf aus:

«Miss MacKenzie, soweit ich unterrichtet bin, sind Sie ein Mitglied der staatlichen Krankenversicherung.»

«Ja. Viereinhalb Shilling muß ich jede Woche bezahlen. Einen Haufen Geld für eine Frau in meinen Verhältnissen.»

«Da haben Sie vollkommen recht», sagte Sir Wilfrid verständnisvoll. «Aber sagen Sie mal, Miss MacKenzie, haben Sie nicht kürzlich einen Hörapparat beantragt?»

«Das stimmt. Schon vor sechs Monaten, und ich habe ihn immer noch nicht.»

«Ihr Gehör ist demnach nicht ganz in Ordnung, wie?» Er senkte seine Stimme und fragte leise: «Wenn ich Ihnen nun sage, Miss MacKenzie, daß Sie mit Ihrem schlechten Gehör eine Stimme durch eine geschlossene Tür wahrscheinlich gar nicht erkennen können, was werden Sie mir da antworten?»

Nach einer kleinen Pause fuhr er mit normaler Stimme fort: «Können Sie mir sagen, was ich eben gefragt habe?»

«Ich kann Leute nicht verstehen, wenn sie murmeln.»

«Tatsache ist, daß Sie mich nicht verstanden haben, obwohl ich nur ein paar Schritte von Ihnen entfernt im offenen Gerichtssaal stehe. Und doch wollen Sie bei einer normalen Unterhaltung die Stimme des Angeklagten hinter einer geschlossenen Tür erkannt haben, an der Sie rasch vorüberge gangen sind.»

«Er war es, das sage ich Ihnen. Er war's.»

«Der Wunsch ist wohl der Vater des Gedankens. Sie haben eben ein Vorurteil gegen den Angeklagten.»

«Aber wer soll es denn sonst gewesen sein?»

«Sehen Sie', da haben wir's ja: wer soll es denn sonst gewesen sein? Sie hatten eben nur den Angeklagten im Kopf. Nun sagen Sie mal, Miss MacKenzie, wenn Miss French abends allein war, hat sie doch sicher hin und wieder das Radio angedreht, nicht wahr?»

«Ja, sie interessierte sich sehr für ein gutes Hörspiel.»

«Dann war es doch durchaus möglich, daß das lachen sowie die Männer- und Frauenstimme aus dem Radio kamen. An jenem Abend wurde nämlich zu der Zeit ein Lustspiel gegeben.»

«Es war aber nicht das Radio.»

«Wie können Sie das so eigensinnig behaupten?»

«Weil das Radio gar nicht im Hause war; es wurde repariert»

Sir Wilfrid wurde durch diese unerwartete Antwort ein wenig aus dem Geleise geworfen. Er faßte sich aber schnell und ging unbeirrt zu einem neuen Angriff über.

«Miss MacKenzie, wenn Sie wirklich im Glauben lebten, daß Miss French den Angeklagten heiraten wollte, so muß Sie das doch sehr aufgeregt haben. Dadurch war ja Ihre ganze Lebensweise bedroht; denn der Angeklagte hätte Miss French wahrscheinlich dazu überredet, Sie zu entlassen, nicht wahr?»

«Das hätte meine Herrin wohl nicht getan nach all diesen Jahren. Aber er hätte bestimmt kein Mittel unversucht gelassen. Auf jeden Fall wäre durch ihn alles anders geworden.»

«So etwas kann einen natürlich aus der Fassung bringen.» Sir Wilfrid war die Teilnahme selbst. «Kein Wunder, daß Sie so erbittert gegen den Angeklagten sind!»

Der Staatsanwalt erhob sich mit der recht sarkastischen Bemerkung:

«Mein verehrter Herr Kollege hat ja wirklich keine Mühe gescheut, um aus Ihnen das Motiv der Rachsucht zu extrahieren..»

«Eine schmerzlose Extraktion - völlig schmerzlos», warf Sir Wilfrid dazwischen, ohne aufzustehen, aber so, daß die Geschworenen es hören konnten.

Myers ignorierte diesen Zwischenruf und fuhr fort: «Miss MacKenzie, Sie haben durch die geschlossene Tür die Stimme des Angeklagten erkannt, ohne seine Worte verstanden zu haben. Wollen Sie bitte den Geschworenen erklären, wie Sie zu der Überzeugung kamen, daß es seine Stimme war?»

Langsam und nachdrücklich, als habe sie jedes Wort erwogen, antwortete Miss MacKenzie:

«Man kann eine Stimme erkennen, auch wenn man nicht versteht, was gesprochen wird.»

Als sie den Zeugenstand verließ, versäumte sie es nicht, dem Richter einen guten Morgen zu wünschen, wodurch sie beim Publikum abermals Heiterkeit auslöste.

Nach ihr wurde Mr. Clegg, ein Assistent am gerichtsmedizinischen Institut von Scotland Yard vernommen. Er bestätigte, daß er den Rock des Angeklagten auf Blutspuren hin untersucht und an einem Ärmel auch einige entdeckt habe.

«Haben Sie festgestellt», fragte Myers, «welcher Gruppe dieses Blut angehört?»

«Ja, es gehört zur Gruppe 0.»

«Hat man Ihnen auch eine Blutprobe von Miss French zur Untersuchung übergeben?»

«Ja. Ihr Blut gehört ebenfalls der Gruppe 0 an.»

Myers überließ den Zeugen dem Verteidiger mit einer Miene, als wolle er sagen: Nun sehen Sie zu, wie Sie mit diesem Burschen fertig werden. Zu seinem großen Erstaunen ließ sich Sir Wilfrid von seinem Partner eine Bescheinigung reichen.

«Ich habe hier ein Attest, das besagt, daß Leonard Vole Blutspender am Nord-Londoner Krankenhaus ist und ebenfalls der Blutgruppe 0 angehört. Wie Ihnen sicherlich bekannt ist, hat der Angeklagte sich geschnitten. Das Blut an seinem Ärmel könnte also ebensogut aus seiner eigenen Wunde stammen, nicht wahr?»

«Das ist durchaus möglich», gab Mr. Clegg zu, und mit dieser Antwort wurde dem Staatsanwalt der Wind aus den Segeln genommen.

Nun ließ der Staatsanwalt die Zeugin Romaine Heilger rufen. Als diese den Zeugenstand betrat, erhob sich ein lautes Gemurmel im Saal, so daß der Gerichtsdienner gezwungen war, die Anwesenden zur Ruhe zu ermahnen. Die Zeugin legte den Eid ab, und durch die ersten Fragen stellte der Staatsanwalt heraus, daß sie zwar eine Ehe mit dem Angeklagten geschlossen hatte, daß diese Ehe aber ungültig war, da ihr erster Mann, von dem sie nicht geschieden war, zu der Zeit noch lebte. Als Beweis legte der Staatsanwalt dem Richter einen Trauschein vor, aus dem hervorging, daß am 18. April 1946 in Leipzig die Eheschließung zwischen der Zeugin und Otto Gerth Heilger vollzogen worden war. Daraufhin erklärte der Richter die Zeugin für vernehmungsfähig, nachdem Sir Wilfrid zuerst versucht hatte, sie als befangen abzulehnen.

Der Staatsanwalt fragte zunächst: «Mrs. Heilger, sind Sie willens, gegen den Angeklagten, den Sie bisher Ihren Mann genannt haben, auszusagen?»

Sie antwortete mit fester Stimme: «Ja, ich bin dazu bereit»

Jetzt sprang Leonard Vole von der Anklagebank auf und rief entsetzt: «Aber Romaine was sagst du denn da - bist du von Sinnen?»

Der Richter wandte sich an den Angeklagten: «Ich muß auf Ruhe bestehen. Ihr Anwalt wird Ihnen sagen, daß Sie in Kürze Gelegenheit haben werden, sich selbst zu verteidigen.»

Myers fuhr mit der Vernehmung fort: «Schildern Sie uns bitte die Vorgänge des 14. Oktober.»

«Ich war den ganzen Abend zu Hause.» «Und Leonard Vole?» «Leonard ging um halb acht fort.» «Und wann kam er zurück?» «Um zehn Minuten nach zehn.»

Wieder sprang der Angeklagte auf und rief erregt: «Das ist nicht wahr. Ich bin kurz vor halb zehn nach Hause gekommen!»

Mr. Mayhew eilte zu ihm und versuchte, ihn zu beschwichtigen. Aber Vole fuhr fort: «Wie kommst du nur dazu, so etwas zu behaupten? Ich verstehe das einfach nicht.» Er sank in sich zusammen und verbarg das Gesicht in den Händen, während er im Flüsterton wiederholte:

«Ich verstehe es einfach nicht»

«Was geschah», fragte der Staatsanwalt, «als Leonard Vole um zehn Minuten nach zehn nach Hause kam?»

«Er war ganz außer Atem und sehr erregt. Hastig zog er seinen Rock aus und untersuchte die Ärmel. Dann sagte er:

<Verdammt noch mal, da sind ja Blutspritzer! Hier, wasch mal die Aufschläge aus.> Ich fragte ihn, was geschehen sei, und er antwortete: <Ich habe sie umgebracht!>»

An dieser Stelle wurde die Zeugin wieder von dem Angeklagten unterbrochen, der wie von Sinnen rief: «Das ist nicht wahr! Kein Wort davon ist wahr!»

Der Richter beugte sich erstaunt vor: «Sind Sie sich eigentlich bewußt, was Sie hier sagen, Mrs. Heilger?»

«Ich soll doch die Wahrheit sprechen, nicht wahr?» lautete ihre Antwort

Der Staatsanwalt setzte das Verhör fort: «Als der Angeklagte sagte: <Ich habe sie umgebracht>, wußten Sie da sofort, wer damit gemeint war?»

«Ja, ich wußte, daß es sich um die alte Dame handelte, die er so oft besucht hatte.»

«Und was geschah dann?»

«Leonard schärfte mir ein zu sagen, daß er um halb zehn nach Hause gekommen und den ganzen Abend bei mir gewesen sei. Vor allen Dingen sollte ich nicht vergessen, daß er um halb zehn zu Hause gewesen sei. Ich fragte ihn, ob die Polizei wisse, daß er diesen Mord

begangen habe. Darauf antwortete er mir: <Nein, sie werden annehmen, es handle sich um einen Einbrecher.>»

«Mrs. Heilger, bei Ihrer ersten Vernehmung haben Sie ausgesagt, daß Leonard Vole um halb zehn zu Hause gewesen sei. Jetzt haben Sie Ihre Aussage geändert Warum?»

«Weil es um einen Mord geht. Ich kann nicht weiterhin lügen, nur um ihn zu retten. Gewiß, ich bin ihm dankbar. Er hat mich in dieses Land gebracht, und bisher habe ich auch alles getan, worum er mich gebeten hat, weil ich ihm verpflichtet war.»

«Doch wohl auch, weil Sie ihn liebten?»

«Nein, ich habe ihn nie geliebt.»

«Romaine!» klang ein verzweifelter Schrei von der Anklagebank zu ihr herüber. Doch sie achtete nicht darauf und wiederholte:

«Ich habe ihn nie geliebt»

«Aber Sie waren dem Angeklagten Dank schuldig und daher zunächst bereit, ihm ein Alibi zu verschaffen. Später kam es Ihnen dann zum Bewußtsein, daß Sie nicht richtig gehandelt hatten, nicht wahr?»

«Ja, so war es.»

«Warum hielten Sie auf einmal ihre Handlungsweise für falsch?»

«Ich sagte es Ihnen ja schon. Weil es sich um einen Mord handelt. Ich kann doch nicht vor Gericht lügen und unter Eid aussagen, daß Leonard zur Zeit des Verbrechens bei mir zu Hause war. Nein, das kann ich nicht. Das kann ich beim besten Willen nicht. Ich muß die Wahrheit sprechen.»

«Und was Sie heute ausgesagt haben, das ist also die reine Wahrheit vor Gott?»

«Ja, das ist die Wahrheit»

Sir Wilfrid begann nun das Kreuzverhör.

«Wußte der Angeklagte, als er mit Ihnen diese Formel einging, daß Sie verheiratet waren und Ihr erster Mann noch lebte?»

«Nein.»

«Er handelte also im guten Glauben?»

«Ja.»

«Und Sie waren ihm sehr dankbar?»

«Natürlich war ich ihm dankbar.»

«Das haben Sie bewiesen, indem Sie hierherkamen und gegen ihn aussagten.»

«Ich muß doch die Wahrheit sagen!»

«Ist es aber die Wahrheit?» fragte Sir Wilfrid wütend.

«Ja.»

«Ich warne Sie um Ihrer selbst willen, wenn Ihnen das Schicksal des Angeklagten auch gleichgültig ist. Die Strafe für Meineid ist schwer.»

Hier legte sich Myers ins Mittel. «Mylord, ich weiß nicht, ob diese theatralischen Ausbrüche die Geschworenen beeindrucken sollen, aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß kein Grund vorliegt, die Glaubwürdigkeit der Zeugin anzuzweifeln.»

«Mr. Myers», erwiderte der Richter, «es geht hier um Leben und Tod, und da möchte ich der Verteidigung, soweit es angängig ist, jeden Spielraum lassen. Bitte, Sir Wilfrid.»

Durch eine Reihe geschickter Fragen verwickelte Sir Wilfrid die Zeugin in Widersprüche, als er sie über die Blutspuren am Ärmel verhörte.

«Vielleicht ist Ihr Gedächtnis in bezug auf andere Teile Ihrer Geschichte ebenso unzuverlässig. Ursprünglich haben Sie der Polizei gesagt, daß Leonard Vole sich beim Schinkenschneiden verletzt habe und das Blut am Ärmel daher stamme. Warum haben Sie damals gelogen?»

«Ich habe gesagt, was Leonard mir aufgetragen hatte.»

«Und sogar das Messer gezeigt, mit dem er den Schinken geschnitten hatte, wie?»

«Als Leonard die Blutflecke am Ärmel entdeckte, hat er sich absichtlich einen Schnitt beigebracht, um den Anschein zu erwecken, daß das Blut von ihm selbst stamme.»

«Das habe ich nicht getan!» rief der Angeklagte dazwischen. Sobald sich dieser wieder beruhigt hatte, fuhr Sir Wilfrid fort:

«Sie geben also zu, daß Ihre ursprüngliche Aussage der Polizei gegenüber ein Gewebe von Lügen war. Sie scheinen eine vortreffliche Lügnerin zu sein. Man fragt sich nur: Haben Sie damals gelogen, oder lügen Sie jetzt? Wenn sie wirklich so entsetzt darüber gewesen wären, daß ein Mord begangen worden war, warum haben Sie da nicht schon bei Ihrer ersten Vernehmung die Wahrheit gesagt?»

«Ich hatte Angst vor Leonard.»

Sir Wilfrid wies auf die zusammengesunkene Gestalt auf der Anklagebank: «Sie hatten Angst vor Leonard Vole - Angst vor dem Mann, dem Sie soeben durch Ihre Aussage das Herz gebrochen und allen Lebensmut genommen haben? Ich denke, die Geschworenen werden wissen, wem sie mehr Glauben schenken sollen.»

Der Staatsanwalt wandte sich an den Richter: «Mylord, die Beweisaufnahme der Anklage ist abgeschlossen.»

Nun hielt Sir Wilfrid eine kurze Ansprache an den Richter und die Geschworenen. Er betonte, daß der Indizienbeweis gegen den Angeklagten sehr belastend sei, und erwähnte lobend die unparteiischen Aussagen der Polizei und der Sachverständigen. Jedoch warnte er davor, den Aussagen der Haushälterin Janet MacKenzie und der Frau, die sich bisher Romaine Vole genannt habe, allzu große Bedeutung beizumessen. «Meine Damen und Herren, glauben Sie etwa, daß diese Zeuginnen in ihren Aussagen vorurteilsfrei gewesen sind? Janet MacKenzie, die durch das neue Testament ihrer Herrin ein Vermögen verloren hat, weil ihr Platz durch diesen unglückseligen jungen Mann ohne sein Zutun eingenommen worden war... Romaine Vole oder Heilger - wie sie sich auch nennen mag -, die ihn in eine Heirat lockte, wobei sie ihm verheimlichte, daß sie

schon verheiratet war. Diese Frau schuldet ihm mehr, als sie je wiedergutmachen kann. Sie benutzte ihn nur als Mittel zum Zweck. Er sollte sie lediglich vor politischer Verfolgung retten: Sie hat ja gestanden, daß sie ihn niemals liebte. Nun hat er seinen Zweck erfüllt. Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, ihre Aussage sehr sorgfältig zu prüfen - die Aussage einer Frau, der wahrscheinlich die verderbliche Doktrin eingepflanzt worden ist, daß die Lüge eine Waffe sei, die man jederzeit zu seinem eigenen Vorteil anwenden dürfe. Meine Damen und Herren, ich rufe jetzt den Angeklagten, Leonard Vole, auf..»

Leonard Vole, der sich inzwischen wieder gefaßt hatte, ging festen Schrittes zum Zeugenstand und legte den Eid ab.

In dem nun folgenden Verhör gab Sir Wilfrid dem Angeklagten Gelegenheit, vor Gericht das zu wiederholen, was er ihm im Verlauf ihrer ersten Unterredung gesagt hatte. Zum Schluß fragte er ihn: «Sie haben die Aussage der Frau gehört, die Sie bis jetzt als Ihre Frau ansahen..»

«Ja.» erwiderte Vole erregt, «und ich kann nicht verstehen....»

Sir Wilfrid fiel ihm ins Wort: «Ich weiß, daß Sie das alles sehr aufgeregt hat. Aber ich bitte Sie, alle Gefühle auszuschalten und meine Frage sachlich zu beantworten. Hat die Zeugin die Wahrheit gesprochen oder nicht?»

«Sie hat nicht die Wahrheit gesprochen..»

«Nun noch eine letzte Frage, Mr. Vole. Haben Sie Emily French getötet?»

«Nein, ich habe sie nicht getötet.»

Sobald Sir Wilfrid Platz genommen hatte, begann Staatsanwalt Myers mit dem Kreuzverhör. «Zu welchem Zeitpunkt in Ihrer Bekanntschaft mit Miss French haben Sie erfahren, daß sie eine reiche Frau war?»

«Ich hatte keine Ahnung davon, als ich sie zuerst besuchte.»

«Aber sobald Ihnen dies klargeworden war, beschlossen Sie, die Bekanntschaft zu pflegen, nicht wahr?»

«Ich weiß, es sieht so aus. Aber ich mochte sie wirklich gern. Geld hatte nichts damit zu tun.»

«Wieviel Geld hatten Sie auf der Bank, als Sie verhaftet wurden?»

«Sehr wenig. Nur ein paar Pfund.»

Wieder holte Myers zu einem bösen Schlag aus. «Ich werde es Ihnen sagen. Bei Ihrer Verhaftung waren Sie finanziell in einer verzweifelten Situation!»

«Das stimmt nicht. Ich machte mir wohl Sorgen, das gebe ich zu. Aber meine Lage war nicht hoffnungslos.»

«Sie hatten also Geldsorgen, machten die Bekanntschaft einer reichen Frau und bewarben sich eifrig um ihre Gunst?»

«Sie verdrehen mir ja die Worte im Munde. Ich sagte Ihnen doch, ich mochte Miss French wirklich gern.»

«Obwohl Miss French eine tüchtige Geschäftsfrau war, haben Sie ihr bei den Steuererklärungen geholfen. Wie kamen Sie dazu?»

«Das Ausfüllen der Formulare machte ihr Schwierigkeiten. Sie wissen ja selbst, daß es nicht so einfach ist, sich darin zurechtzufinden.»

«Bei dieser Gelegenheit haben Sie dann gleich erfahren, wie hoch ihr Einkommen war. Sehr vorteilhaft! Sie haben doch bestimmt gehofft, einen finanziellen Vorteil aus Ihrer Freundschaft mit Miss French zu ziehen, nicht wahr?»

«Nicht in dem Sinne, wie Sie es meinen.»

«Sie scheinen ja meine Gedanken besser zu kennen als ich. In welchem Sinne haben Sie denn einen finanziellen Vorteil erhofft?»

«Ich habe eine Erfindung gemacht: einen Scheibenwischer, der bei Schneefall besonders gut funktioniert - und ich nahm an, daß Miss French die Sache vielleicht finanzieren würde. Aber das war nicht der einzige Grund, warum ich sie besuchte. Ich wiederhole nochmals: Ich mochte sie gern.»

«Ja, ja, das haben wir nun reichlich oft gehört wie gut Sie sie leiden konnten.»

«Das stimmt aber auch», beharrte der Angeklagte. «Mr. Vole, es hat sich herausgestellt, daß Sie etwa eine Woche vor Miss Frenchs Tod in einem Reisebüro waren und Erkundigungen über Vergnügungsreisen ins Ausland eingezogen haben.»

«Selbst wenn ich das getan habe», parierte Vole, «ist das etwa ein Verbrechen?»

«Keineswegs. Viele Leute machen solche Reisen, wenn sie sie bezahlen können. Aber Sie konnten sich doch so etwas nicht leisten, Mr. Vole.»

«Ich war allerdings etwas knapp. Daraus habe ich keinen Hehl gemacht.»

«Und doch gingen Sie in das betreffende Reisebüro in Begleitung einer Blondine einer <Erdbeerblonden> -, wie ich höre, und . . .»

«Mit einer Erdbeerblonden?» warf der Richter ein. «Ja, das ist die Bezeichnung für eine Dame mit rötlichblondem Haar, Mylord.»

«Ich bildete mir ein, alle blonden Typen zu kennen. Doch eine Erdbeerblonde ist mir noch nicht über den Weg gelaufen. Aber man lernt bekanntlich nie aus. Bitte, fahren Sie fort, Mr. Myers.»

«Was haben Sie dazu zu sagen, Mr. Vole?»

«Meine Frau ist nicht blond, und außerdem geschah das alles nur zum Spaß.»

«Dann geben Sie also zu, daß Sie sich dort erkundigt haben, und zwar nicht nach billigen Ausflügen, sondern nach den teuersten Luxusreisen. Wie gedachten Sie denn, das zu bezahlen?»

«Überhaupt nicht.»

«Und ich sage Ihnen, Sie wußten, daß Sie in einer Woche ein großes Vermögen erben würden von einer älteren Dame, die Ihnen ihr volles Vertrauen geschenkt hatte.»

«Das wußte ich nicht. Ich hatte nur alles ein wenig satt, und da hingen die verlockenden Plakate in den Fenstern -mit Kokospalmen und blauem Meer. Also ging ich hinein und holte mir Auskunft. Ich machte wohl einen etwas schäbigen Eindruck, denn der Angestellte musterte mich ziemlich geringschätzig. Das brachte mich hoch. Da habe ich mich ein wenig aufgespielt» - er grinste plötzlich, als mache ihm die Szene jetzt noch Spaß - «und nach den extravagantesten Reisen gefragt - alles nur Luxusklasse mit einer Kabine auf dem Bootsdeck!»

«Und das sollen Ihnen die Geschworenen glauben?»

«Niemand braucht mir etwas zu glauben. Aber so war es. Es war vielleicht etwas kindisch. Aber ich hatte Spaß daran.»

Er machte auf einmal einen pathetischen Eindruck, als er hinzusetzte: «Ich habe dabei bestimmt nicht an Mord oder Erbschaft gedacht.»

«Dann war es also nur ein bemerkenswerter Zufall, daß Miss French wenige Tage später ermordet wurde und Ihnen ihr ganzes Vermögen hinterließ?»

«Ich versichere Ihnen nochmals, ich habe sie nicht getötet»

«Wie Sie hörten, sagte Mrs. Heilger aus, daß Sie nicht um fünfundzwanzig Minuten nach neun, sondern um zehn Minuten nach zehn nach Hause gekommen sind ...»

«Das ist nicht wahr!» rief der Angeklagte.

«... . daß Ihr Anzug Blutflecke aufwies und daß Sie ihr gegenüber unumwunden zugegeben haben, Sie hätten Miss French umgebracht»

Der Angeklagte schluckte krampfhaft und beteuerte dann wieder: «Es ist nicht wahr. Ich versichere es Ihnen. Kein Wort davon ist wahr!»

«Können Sie mir einen Grund nennen, warum diese junge Dame, die doch als Ihre Frau galt, eine derartig belastende Aussage gegen Sie gemacht haben sollte, wenn die Geschichte nicht wahr wäre?»

«Nein, das kann ich eben nicht. Das ist ja gerade das Furchtbare. Sie muß unter dem seelischen Druck verrückt geworden sein.»

«So? Auf mich machte sie einen außerordentlich klaren und beherrschten Eindruck. Ist Wahnsinn der einzige Grund, den Sie angeben können?»

Der Angeklagte rang die Hände. «Ich verstehe es einfach nicht. Mein Gott, was ist bloß passiert? Was ist in sie gefahren?»

«Sehr wirkungsvoll - diese Szene, Mr. Vole. Aber vor Gericht haben wir es nur mit Tatsachen zu tun. Wir haben lediglich Ihr Wort dafür, daß Sie um fünfundzwanzig Minuten nach neun zu Hause angelangt und nicht wieder fortgegangen sind.»

Der Angeklagte blickte wild umher. «Es muß mich doch jemand gesehen haben - auf der Straße oder als ich ins Haus ging.»

«Das sollte man eigentlich annehmen. Aber die einzige Person, die Sie an jenem Abend kommen sah, behauptete, es sei zehn Minuten nach zehn gewesen. Auch behauptet diese Person, daß Ihr Anzug Blutspuren aufgewiesen habe.»

«Ich hatte mich geschnitten.»

«Sehr einfach, sich eine Verletzung beizubringen für den Fall, daß später Fragen gestellt werden sollten.»

Hier brach der Angeklagte zusammen und schrie hysterisch in den Saal: «Sie verdrehen aber auch alles - alles, was ich sage. Sie stellen mich ganz anders hin, als ich in Wirklichkeit bin.»

«Sie haben sich den Schnitt absichtlich beigebracht.»

«Das habe ich nicht getan.»

«Sie sind um zehn Minuten nach zehn nach Hause gekommen.» Wie Hammerschläge prasselten die Anschuldigungen auf den Angeklagten herab.

«Das stimmt nicht. Sie müssen es mir glauben. Sie müssen es mir glauben!»

«Sie haben Emily French ermordet»

«Nein, nein, ich habe es nicht getan. Ich habe sie nicht umgebracht. Ich habe noch nie einen Menschen getötet. 0 Gott! Es ist wie ein Alpdruck - wie ein böser, schrecklicher Traum!»
Einem Nervenzusammenbruch nahe, wurde der Angeklagte abgeführt, und damit war der erste Verhandlungstag zu Ende.

Sir Wilfrid und Mr. Mayhew kehrten zu Fuß in Sir Wilfrids Büro zurück.

«Verdammter Nebel!» knurrte Sir Wilfrid, als er die Fenstervorhänge zuzog. «Da kommt man nun aus einem dumpfen Gerichtssaal und will ein bißchen frische Luft schnappen. Und was findet man - Nebel!»

«Aber der draußen ist nicht so dicht wie der, in den wir durch Mrs. Heilgers Schrullen geraten sind», erwiderte Mr. Mayhew. Sir Wilfrid pflichtete ihm aufrichtig bei. «Diese verflixte Frau! Vom ersten Moment an, als sie mir unter die Augen kam, habe ich Unheil gewittert. Ein durch und durch rachsüchtiges Weibsbild und viel zu gerissen für den einfältigen jungen Tropf auf der Anklagebank. Aber was führt sie im Schilde? Was will sie erreichen?»

«Daß Leonard Vole verurteilt wird, wie mir scheint.»

«Undankbare Kreaturen, die Frauen. Aber warum so gehässig? Wenn sie seiner überdrüssig war, brauchte sie ja nur das Feld zu räumen. Finanziell konnte er ihr sowieso nichts bieten.»
Greta erschien mit einem Tablett und stellte vor jeden eine Tasse hin. «Ich habe Ihnen Ihren Tee gebracht, Sir Wilfrid.»

«Tee? Wir brauchen ein stärkeres Getränk»

«Ohne Ihren Tee können Sie ja gar nicht leben, Sir. Wie ist es denn heute gegangen?»

«Schlecht.»

«0 nein, hoffentlich nicht; denn er hat's bestimmt nicht getan.»

«Immer noch derselben Ansicht?» Er blickte sie nachdenklich an. «Woher diese felsenfeste Überzeugung?»

«Weil er nicht der Typ ist. Er ist richtig nett. Niemals würde er einer alten Dame den Schädel einschlagen. Sie werden ihn aber schon loseisen, nicht wahr, Sir?»

«Ich werde ihn - loseisen», lautete die grimmige Antwort. Als Greta die Tür hinter sich zugemacht hatte, fuhr er fort:

«Wie, das mag der liebe Himmel wissen. Schade, es gibt nur eine Frau unter den Geschworenen... Frauen mögen ihn anscheinend gern ... hat wohl etwas, das den mütterlichen Instinkt in ihnen wachruft Frauen wollen ihn bemuttern.»

«Wogegen Mrs. Heilger - nicht der mütterliche Typ ist»

«Nein, John, sie ist eine leidenschaftliche Natur. Heißblütig hinter der kühlen Fassade. Die würde zum Messer greifen und einen Mann erstechen, wenn er sie betröge. Ha, ich lechze förmlich danach, sie kleinzukriegen, ihre Lügen aufzudecken und sie den Geschworenen in ihrer richtigen Couleur zu zeigen.»

«Entschuldige, Wilfrid, aber läßt du das Ganze nicht zu einem persönlichen Duell zwischen dir und ihr ausarten?»

«Hast du den Eindruck? Vielleicht hast du recht. Aber sie ist eine schlechte Frau, John. Und das Leben eines jungen Mannes hängt von dem Ausgang dieses Duells ab.»

Mr. Mayhew holte sich einen Pfeifenreiniger vom Kaminsims und meinte nachdenklich: «Die Geschworenen mochten sie nicht»

«Den Eindruck hatte ich auch, John. Zunächst einmal ist sie eine Ausländerin, und sie sind mißtrauisch gegen Ausländer. Dann ist sie mit dem Mann nicht verheiratet und hat so gut wie eingestanden, daß sie sich der Bigamie schuldig gemacht hat Das können sie nicht einfach hinnehmen. Und letzten Endes hält sie nicht zu ihrem Mann, wenn er am Boden liegt. Das mag man in diesem Lande nicht.

«Das ist ja nur gut..»

«Ja, aber nicht gut genug. Und dann diese dumme Angelegenheit mit dem Reisebüro. Die Frau macht ein Testament zu seinen Gunsten, und sofort holt er sich Auskunft über Luxusreisen. Das ist natürlich Wasser auf die Mühle des Staatsanwalts..»

Mr. Mayhew stimmte ihm zu. «Seine Erklärung klang auch nicht gerade überzeugend..»

Mit Sir Wilfrid ging auf einmal eine vollständige Veränderung vor sich. Er wurde geradezu menschlich. Lächelnd sagte er: «Aber weißt du, John, meine Frau macht's genauso. Sie läßt sich von einem Reisebüro ausgedehnte Auslandsreisen zusammenstellen. Für uns beide. Und dabei bleiben wir letzten Endes doch immer zu Hause..»

Er erhob sich und ging eine Weile nachdenklich im Zimmer auf und ab, während Mr. Mayhew seine Pfeife stopfte. Auf beiden Gesichtern lag ein nachsichtiges Lächeln. Dann kam der Rechtsanwalt in Sir Wilfrid wieder an die Oberfläche:

«Die Phantasien unserer Frauen sind leider kein Beweismaterial. Aber man kann verstehen, warum der junge Mann Reiseprospekte verlangte..»

Er kramte eine Streichholzschachtel aus der Schublade seines Schreibtisches hervor und reichte sie seinem Freund, der die Entdeckung machte, daß die Schachtel leer war. Er warf sie in den Papierkorb und steckte seine Pfeife in die Tasche.

«Na, keine Lust zu rauchen, John?». fragte Sir Wilfrid.

«Danke, im Augenblick nicht. Das war übrigens ein guter Punkt. Janet MacKenzies Schwerhörigkeit..»

«Ja, da haben wir ihr eine ausgewischt Aber dafür zahlte sie es uns mit dem Radio heim..»

«Wer war wohl der Mann, den Janet MacKenzie im Gespräch mit Miss French gehört hat?»

«Da gibt's zwei Möglichkeiten. Entweder ist die ganze Geschichte erfunden...»

«Das würde sie doch bestimmt nicht tun», unterbrach ihn Mr. Mayhew schockiert.

«Na, was hat sie denn gehört? Nun erzähle mir nur nicht, daß es ein Einbrecher war, der erst liebenswürdig mit Miss French plauderte, bevor er ihr den Schädel einschlug, du alter Spaßvogel!»

«Das ist natürlich sehr unwahrscheinlich.»

«Ich glaube nicht, daß die grimmige Alte davor zurückschrecken würde, so etwas zu erfinden.

Weißt du, ich glaube, sie würde vor nichts zurückschrecken. Nein», sagte er bedeutungsvoll,

«Ich glaube, sie würde vor nichts zurückschrecken.»

Mr. Mayhew war ehrlich entrüstet: «Großer Gott! Du meinst doch nicht etwa.»

In diesem Augenblick betrat Carter das Zimmer. «Verzeihung, Sir Wilfrid, eine junge Person möchte Sie in der Angelegenheit Vole sprechen.»

Sir Wilfrid tippte sich auf die Stirn: «Hat sie einen leichten Dachschaten?»

«0 nein, Sir Wilfrid. Den Typ kenne ich gleich heraus.»

«Wie sieht sie denn aus, und was will sie?»

«Es ist eine ziemlich gewöhnliche Person, und sie drückt sich reichlich derb aus. Sie behauptet, etwas zu wissen, das dem Angeklagten helfen würde.»

Sir Wilfrid seufzte. «Höchst unwahrscheinlich. Aber wir müssen leider nach jedem Strohalm greifen. Bringen Sie sie also herein.»

Die Frau, die Carter kurz darauf ins Zimmer führte, war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt. Sie war billig und auffallend gekleidet und stark geschminkt. Blonde Haarsträhnen verdeckten eine Seite ihres Gesichts. Ihre Hände zuckten verräterisch. Sobald Carter den Raum verlassen hatte, blickte sie scharf von einem zum anderen. «Was? Zweie? Ich rede nicht mit zweien.»

Sie wandte sich wieder zum Gehen. Aber Sir Wilfrid klärte sie flink auf: «Dies ist Mr. Mayhew, Leonard Voles Anwalt, und ich bin Sir Wilfrid Robarts, sein Verteidiger.»

Die Frau blickte ihn prüfend an: «Ach ja, richtig, mein Schatz. Habe euch ohne Perücken nicht erkannt. Zum Anbeißen seht ihr alle darin aus. Ihr steckt wohl ein bißchen die Köpfe zusammen, wie? Na, vielleicht kann ich euch helfen, wenn für mich was dabei herausspringt.»

«Wissen Sie, Miss - hm -»

«Aber mein Teuerster, Namen sind doch ganz überflüssig. Ich könnte euch ja einen nennen, aber es wäre wahrscheinlich nicht der richtige.» Sie ging zu einem Sessel und ließ sich darin nieder.

«Wie Sie wollen», erwiderte Sir Wilfrid. «Sie sind sich aber gewiß klar darüber, daß es Ihre Pflicht ist, als Zeugin aufzutreten, wenn Sie etwas wissen, ja?»

«Ach, hören Sie auf damit. Ich hab' doch nicht gesagt, daß ich was weiß. Ich habe was. Das ist ein ganz anderer Vers.»

«Was haben Sie denn in Ihrem Besitz, Madam?» fragte Mr. Mayhew.

«Nicht so hastig! Ich war heute in der Verhandlung und habe die Aussage dieser - dieser Person gehört. Und so arrogant, wie die war! Das ist 'ne Giftnudel. Eine richtige Jesabel!»

«Ganz recht», stimmte Sir Wilfrid zu. «Aber wie wäre es, wenn wir zur Sache kämen?»

Ihr Gesicht nahm einen verschlagenen Ausdruck an. «Ja, aber wie schneide ich dabei ab? Was ich hier habe, ist wertvoll. Sagen wir mal, hundert Pfund.»

Hier legte sich Mr. Mayhew ins Mittel: «Ich fürchte, so hoch können wir uns nicht versteigen. Aber wenn Sie uns vielleicht Näheres über dieses geheimnisvolle Angebot verraten würden ...»

«Ich verstehe schon. Ihr wollt natürlich keine Katze im Sack kaufen. Aber ihr könnt ganz beruhigt sein. Ich habe schon das richtige <Material>.» Sie öffnete ihre schäbige Handtasche und zog ein Bündel Briefe hervor. «Hier ist es. Briefe.»

«Briefe», fragte Sir Wilfrid, «die Romaine Vole dem Angeklagten geschrieben hat?»

«Dem Angeklagten? Daß ich nicht lache. Den armseligen Schlucker hat sie ja richtig an der Nase herumgeführt.» Sie kniff ein Auge zu. «Ich habe was zu verkaufn, mein Lieber, vergessen Sie das nicht»

Mr. Mayhew schaltete sich diplomatisch ein: «Wenn wir einen Blick in die Briefe tun dürften, könnten wir Ihnen sagen, wieviel sie uns wert sind.»

«Aalglatt, was? Aber wie gesagt, ihr sollt sie nicht unbesehen kaufen. Doch was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Wenn ihr den Jungen durch diese Briefe freikriegt und das ausländische Weibsbild dahin bringt, wo sie hingehört, dann heißt es hundert Pfund für mich herausrücken. Gemacht?»

Mr. Mayhew nahm zehn Pfund aus seiner Brieftasche. «Wenn diese Briefe der Verteidigung von Nutzen sind, bin ich bereit, Ihnen zehn Pfund für Ihre Auslagen anzubieten.»

Die Frau kreischte förmlich los: «Was? Zehn lumpige Pfund für solche Briefe! Kommt überhaupt nicht in Frage.»

Sir Wilfrid ging zu Mayhew hinüber und nahm ihm die Brieftasche und das Geld aus der Hand. Dann wandte er sich wieder der Frau zu. «Wenn ein Brief darunter ist, der dazu beiträgt, die Unschuld meines Klienten zu beweisen, dann wären Ihre Unkosten mit zwanzig Pfund wohl nicht schlecht bezahlt.»

Mit diesen Worten entnahm er der Brieftasche weitere zehn Pfund und reichte sie seinem Freunde leer wieder zurück

«Fünzig Pfund», erklärte die Frau, «und die Sache ist gemacht~»

«Zwanzig Pfund und nicht einen Penny mehr.»

Als er das Geld auf den Tisch zählte, leckte sich die Frau die Lippen. Es war mehr, als sie erhofft hatte.

«Na, meinetwegen, ihr Gauner. Da habt ihr sie. Ein ziemlicher Packen. Der oberste wird den Kram schon schmeißen.»

Sie legte die Briefe auf den Tisch und wollte gerade das Geld einstecken. Aber Sir Wilfrid kam ihr zuvor: «Einen Augenblick noch! Woher wissen wir denn, ob es ihre Handschrift ist?»

«Die Briefe sind von ihr geschrieben, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.»

«Ich besitze einen Brief von Mrs. Vole», sagte Mr. Mayhew, «aber leider nicht hier, sondern in meinem Büro.»

«Dann müssen wir uns eben für den Augenblick auf Sie verlassen», meinte Sir Wilfrid und handigte ihr das Geld aus.

Er glättete die Briefe und begann zu lesen, während die Frau ein paar Schritte auf die Tür zu machte.

«Unglaublich», stieß Sir Wilfrid hervor.

«Diese kaltblütige Rachsucht!» erklärte Mr. Mayhew, der über Sir Wilfrids Schulter hinweg mitlas.

Sir Wilfrid ging auf die Frau zu: «Wie sind Sie überhaupt zu den Briefen gekommen?»

«Das möchtet ihr wohl wissen!»

«Was haben Sie eigentlich gegen Romaine Vole?»

Die Frau ging langsam zum Schreibtisch, drehte die Lampe so, daß das Licht auf ihr Gesicht fiel. Dann schob sie ihr Haar zur Seite. Sir Wilfrid wich mit einem Ausruf des Entsetzens zurück; die Wange war völlig zerschnitten und durch rote Narben entstellt.

«Mein Gott, hat Mrs. Vole das getan?»

«Sie nicht. Aber der Kerl, mit dem ich ging. Es war ein ernstes Verhältnis. Er war ja ein bißchen jünger als ich. Aber er mochte mich gern, und ich liebte ihn. Dann kam sie dazu, verliebte sich in ihn und hat ihn mir abspenstig gemacht. Zuerst hat sie sich heimlich mit ihm getroffen, und eines Tages haute er ab. Ich ging ihm nach und fand sie zusammen. Ich habe ihr dann gesagt, was ich von ihr hielt, und da ging er auf mich los. Er gehörte zu einer Rasiermesserbande und hat mein Gesicht schön zurechtgestutzt. <So, jetzt siehst du kein Mann mehr an>, hat er noch gesagt.»

Sir Wilfrid fragte tief gerührt: «Haben Sie ihn nicht angezeigt?»

«Ich? Seh' ich so aus? Außerdem war er ja nicht schuld daran, sondern sie-sie ganz allein. Sie hat ihn mir ausgespannt und gegen mich aufgehetzt. Aber ich habe auf eine günstige Gelegenheit gelaert. Ich habe ihn nachgestellt und sie beobachtet. Ich weiß so einiges von ihr. Weiß auch, wo der Bursche wohnt, den sie hin und wieder heimlich besucht. Auf diese Weise habe ich auch die Briefe in die Hände gekriegt. So, jetzt kennen Sie die ganze Geschichte, Mister. Möchten Sie mir nicht vielleicht einen Kuß geben, Herr Rechtsanwalt?» Sie strich das Haar wieder zur Seite und hielt Sir Wilfrid die zerschlitzte Backe hin. Als er zurückwich, lachte sie kurz auf. «Na, ich nehme es Ihnen nicht krumm, wenn Sie kein Verlangen spüren.»

«Sie tun mir aufrichtig leid», stammelte Sir Wilfrid, dem der Auftritt sehr peinlich war. «John, hast du noch einen Fünfer?»

Als Mr. Mayhew ihm die leere Brieftasche zeigte, nahm Sir Wilfrid einen Fünfpfundschein aus seiner eigenen Tasche und reichte ihn ihr: «Wollen noch fünf Pfund hinzulegen.»

Die Frau griff hastig danach «So, ihr habt mich also hintergangen, wie? Hab's ja gleich gewußt, daß ich viel zu nachgiebig war. Die Briefe haben es in sich, was?»

«Ja», entgegnete Sir Wilfrid, «ich glaube, sie werden uns nützlich sein. John, lies einmal diesen.»

Während sich die beiden Anwälte von neuem über die Briefe beugten, schlich sich die Frau auf leisen Sohlen zur Tür hinaus. «Wir ziehen am besten einen Handschriftenexperten hinzu», schlug Mr. Mayhew vor.

«Vor allen Dingen», erklärte Sir Wilfrid, «müssen wir den Namen und die Adresse des Mannes haben, an den die Briefe gerichtet sind.»

Er drehte sich um und entdeckte zu seiner Überraschung, daß die Frau verschwunden war. Er stürzte ins Vorzimmer und schickte Greta hinter ihr her.

«Bei diesem Nebel», meinte er resigniert, als er zu Mr. Mayhew zurückkehrte, «wird es nicht viel Zweck haben. Verdammt noch mal.»

«Du wirst den Namen nie erfahren. Sie hat alles sehr sorgfältig ausgeklügelt. Weigerte sich sogar, uns ihren Namen zu geben, und schlüpfte uns dann wie ein Aal durch die Finger. Es ist ein zu großes Risiko für sie, als Zeugin aufzutreten.»

«Sie würde unter Schutz stehen», wandte Sir Wilfrid ein. Aber es klang nicht sehr überzeugend.

«So? Wie lange wohl? Letzten Endes würde er sie doch fassen. Sie hat schon allerlei gewagt, indem sie hierherkam. Den Mann will sie ja auch nicht mit hineinziehen. Sie hat es in der Hauptsache auf Romaine Heilger abgesehen.»

«Und was für ein nettes Pflänzchen unsere teure Romaine ist! Aber jetzt werden wir ihr das Handwerk schon legen.»

3

Am nächsten Morgen begann der letzte Verhandlungstag, der die Urteilsverkündung bringen sollte.

Sobald alles im Gerichtssaal versammelt war, klopfte der Gerichtsdienner dreimal an die Tür des Richters und forderte alle Anwesenden auf, sich von den Plätzen zu erheben. Als der Richter den Saal betrat, verkündete der Gerichtsdienner:

«Wer vor dem Königlichen Gerichtshof zum Zwecke der Rechtsprechung noch etwas vorzubringen hat, der trete vor und bezeuge dem hohen Gericht seine Achtung. Gott schütze die Königin.»

Nachdem alles wieder Platz genommen hatte, erhob sich Sir Wilfrid und bat den Richter um Erlaubnis, die Zeugin Romaine Heilger noch einmal vernehmen zu dürfen, da ihm nach Schluß der gestrigen Verhandlung äußerst wichtiges Beweismaterial in die Hände gefallen sei, woraufhin Staatsanwalt Myers aufsprang und heftig dagegen protestierte. Der Richter wies ihn mit ruhiger Sachlichkeit zurecht und gab Sir Wilfrid das Wort, der sofort einen Präzedenzfall zitierte. Der Richter erkundigte sich dann, worum es sich bei diesem neuen Beweismaterial handle.

«Um Briefe, Mylord, Briefe, die Mrs. Heilger geschrieben hat»

Der Richter wünschte die Briefe zu sehen. Sie wurden ihm gereicht, und er begann zu lesen.

Myers stand wieder auf: «Da mein Herr Kollege mich eben erst von dieser Sache unterrichtet hat, hatte ich keine Gelegenheit, etwas darüber nachzuschlagen. Aber es schwebt mir da ein Fall vor, ich glaube aus dem Jahre 1930, das Verfahren gegen Porter. .»

«Nein, Mr. Myers», erwiderte der Richter, «es war das Verfahren gegen Potter, und es war im Jahre 1931. Ich erinnere mich sehr gut daran; denn ich war damals Staatsanwalt.»

«Und wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, so erhoben Sie einen ähnlichen Einspruch, Mylord, und dieser wurde angenommen.»

«Ihr Gedächtnis täuscht Sie aber leider, Mr. Myers. Mein Einspruch wurde damals von Richter Swindon abgelehnt wie Ihrer jetzt von mir.»

Während Romaine Heilger in den Zeugenstand gerufen wurde, machten sich bei dem Angeklagten deutliche Zeichen der Aufregung bemerkbar, und Mr. Mayhew sah sich veranlaßt, ihm beschwichtigend zuzureden.

Sir Wilfrid erinnerte Mrs. Heilger zunächst daran, daß sie noch unter Eid stehe, und fragte dann: «Mrs. Heilger, kennen Sie einen Mann, dessen Vornamen Max ist?»

Bei der Erwähnung dieses Namens fuhr sie heftig zusammen, erklärte aber in der nächsten Sekunde ganz gelassen:

«Ich habe niemals einen Mann namens Max gekannt .Nie in meinem Leben.»

«Und doch ist es in Ihrem Lande kein seltener Name. Haben Sie tatsächlich nie einen Max gekannt?»

«Ach so, in Deutschland - ja - vielleicht. Ich kann mich nicht entsinnen. Es ist schon lange her.»

«So weit brauchen Sie nicht zurückzudenken. Ein paar Wochen genügen. Sagen wir mal» - hier zog er einen Brief hervor und faltete ihn umständlich auseinander - «bis zum 17. Oktober dieses Jahres.»

«Was haben Sie denn da?» fragte Romaine, sichtlich bestürzt

«Einen Brief. Einen Brief, den Sie am 17. Oktober an einen Mann namens Max geschrieben haben.»

«Das ist erlogen. Ich habe einen solchen Brief nie geschrieben. Ich weiß überhaupt nicht, was Sie damit bezwecken wollen.»

«Dieser Brief ist nur einer von vielen, die Sie während einer beträchtlichen Zeitspanne an diesen Mann geschrieben haben.»

«Lügen - weiter nichts als Lügen!» rief die Zeugin erregt. Sir Wilfrid warf ihr einen vielsagenden Blick zu. «Anscheinend unterhielten Sie zu diesem Mann intime Beziehungen.»

«Wie können Sie so etwas behaupten?» fuhr der Angeklagte dazwischen. «Das ist nicht wahr!»

Der Richter ermahnte ihn, in seinem eigenen Interesse zu schweigen.

«Aber», fuhr Sir Wilfrid fort, «der allgemeine Inhalt dieser Briefe geht mich nichts an. Ich interessiere mich im besonderen nur für einen Brief. Der fängt an: <Mein geliebter Max. Es ist etwas ganz Unwahrscheinliches passiert. Ich glaube, alle unsere Schwierigkeiten werden jetzt ein Ende haben.>»

«Alles erlogen!» tobte die Zeugin. «Ich habe den Brief nicht geschrieben. Woher haben Sie den überhaupt? Wer hat ihn Ihnen gegeben?»

«Das tut nichts zur Sache.»

«Sie haben ihn gestohlen. Sie sind nicht nur ein Lügner, sondern auch ein Dieb. Oder hat eine Frau Ihnen diesen Brief gegeben? Ich habe recht, nicht wahr?»

«Vorläufig haben Sie nur den Anfang des Briefes gehört. Leugnen Sie nach wie vor, ihn geschrieben zu haben?»

«Natürlich habe ich ihn nicht geschrieben. Er ist gefälscht. Es ist unerhört, daß man mich zwingt, derartige Lügen anzuhören - Lügen, die von einer eifersüchtigen Frau erfunden worden sind.»

«Ich glaube, Sie sind es, die hier lügt. Sie haben vor Gericht unter Eid dauernd in der unverschämtesten Weise gelogen. Und der Grund, warum Sie gelogen haben, geht deutlich aus diesem Brief hervor.»

«Sie sind ja total verrückt. Warum sollte ich wohl einen solchen Unsinn schreiben?»

«Weil sich ein Weg in die Freiheit für Sie aufgetan hatte. Die Tatsache, daß ein unschuldiger Mann mit dem Tode bestraft werden würde, machte Ihnen beim Schmieden Ihrer Pläne nicht das geringste aus. Sie haben sogar in Ihrem Brief erwähnt, wie geschickt Sie es angefangen haben, Leonard Vole wie durch Zufall mit einem Schinkenmesser zu verwunden.»

Außer sich vor Wut fiel ihm die Zeugin ins Wort: «Das stimmt schon mal nicht. Ich habe geschrieben, daß es ihm selbst beim Schinkenschneiden -» Sie preßte die Hand auf den Mund; denn in diesem Augenblick kam ihr zum Bewußtsein, daß man sie in eine Falle gelockt hatte.

«Ach, Sie wissen also, was in diesem Brief steht - noch ehe ich ihn vorgelesen habe», triumphierte Sir Wilfrid.

Die Zeugin warf nun jegliche Selbstbeherrschung über Bord: «Verdammt noch mal! Der Teufel soll Sie holen! Ich hasse Sie!» Sie blickte wild umher. «Lassen Sie mich hier heraus! Lassen Sie mich gehen!»

Mit diesen Worten verließ sie den Zeugenstand, aber der Gerichtsdienner vertrat ihr den Weg. Der Richter befahl ihm, der Zeugin einen Stuhl zu geben, und forderte Sir Wilfrid auf, den Geschworenen den ganzen Brief vorzulesen. Sir Wilfrid las:

«Mein geliebter Max! Es ist etwas ganz Unwahrscheinliches passiert. Ich glaube, alle unsere Schwierigkeiten werden jetzt zu Ende sein. Ich kann zu Dir kommen, ohne befürchten zu müssen, daß die wertvolle Arbeit, die Du in diesem Lande leistest, gefährdet wird. Die alte

Dame, von der ich Dir erzählte, ist ermordet worden, und ich glaube, man hat Leonard in Verdacht. Er ist an jenem Abend bei ihr gewesen, und seine Fingerabdrücke werden überall zu finden sein. Es soll um halb zehn passiert sein.

Um diese Zeit war Leonard schon zu Hause, aber sein Alibi hängt von mir ab - von mir ganz allein. Ich kann ja sagen, er sei erst viel später nach Hause gekommen und habe Blut an seiner Kleidung gehabt. Er hatte auch tatsächlich Blut am Ärmel, da er sich beim Abendessen geschnitten hatte. Das würde ganz schön passen. Ich könnte sogar aussagen, er habe mir erzählt, daß er sie getötet habe. O Max, Geliebter, sag mir, ob ich es so machen soll - es wäre wunderbar, frei zu sein und nicht mehr die liebende, dankbare Gattin spielen zu müssen. Ich weiß, daß die Bewegung und die Partei an erster Stelle stehen, aber wenn Leonard wegen Mordes verurteilt würde, könnte ich ohne Gefahr zu Dir kommen, und wir könnten immer zusammen sein. Deine Dich anbetende Romaine.»

Es herrschte tiefe Stille im Saal. Die Geschworenen hatten sich wie gebannt nach vorn gebeugt. Der Richter forderte nun Mrs. Heilger auf, wieder in den Zeugenstand zu treten, und fragte, was sie zu diesem Brief zu sagen habe.

Die Zeugin war wie versteinert und antwortete resigniert.

«Nichts.»

Der Angeklagte sprang auf und rief leidenschaftlich:

«Romaine, sag ihnen doch, daß du das nicht geschrieben hast. Ich weiß, daß du es nicht getan hast.»

Mrs. Heilger drehte sich um und zischte zwischen den Zähnen hervor: «Natürlich habe ich es geschrieben.»

«Das», erklärte Sir Wilfrid, «dürfte für die Verteidigung genügen, Mylord.»

Der Richter fragte den Staatsanwalt, ob er ein Kreuzverhör anzustellen wünschte. Von dieser Aufgabe nicht sonderlich begeistert, erhob sich Myers und fragte die Zeugin, ob man einen Zwang auf sie ausgeübt habe und ob sie sich darüber klar sei, was ein Eid vor einem englischen Gerichtshof bedeute.

«Müssen Sie mich immer noch mehr quälen?» lautete die verzweifelte Antwort. «Ich habe den Brief geschrieben. Nun lassen Sie mich endlich gehen.»

Der Richter erinnerte den Staatsanwalt daran, daß Sir Wilfrid die Zeugin bei der früheren Vernehmung auf die Heiligkeit des Eides hingewiesen habe, und Mrs. Heilger machte er darauf aufmerksam, daß sie sich demnächst wegen Meineides zu verantworten habe. Damit entließ er die Zeugin und forderte Sir Wilfrid auf, sein Plädoyer zu beginnen.

Als Sir Wilfrid mit seinem sehr eindrucksvollen Plädoyer zu Ende war, zogen sich die Geschworenen für knapp fünf Minuten zurück. Sobald sie ihre Plätze wieder eingenommen hatten, forderte der Sprecher den Angeklagten auf, sich zu erheben, und fragte dann die Geschworenen: «Sind Sie sich alle über das Urteil einig?»

Der Obmann stand auf und antwortete: «Ja.»

«Haben Sie den Angeklagten, Leonard Vole, für schuldig oder für nicht schuldig befunden?»

«Nicht schuldig, Mylord.»

Dieses Urteil löste ein beifälliges Gemurmel unter den Zuschauern aus, das aber sehr schnell vom Gerichtsdienster unterdrückt wurde; denn nun sprach der Richter zu dem Angeklagten:

«Leonard Vole, Sie sind des am 14. Oktober an Emily French verübten Mordes für nicht schuldig erklärt worden. Sie werden hiermit freigesprochen und können den Gerichtssaal verlassen.»

Der Richter erhob sich, und alle Anwesenden folgten seinem Beispiel.

Allmählich leerte sich der Gerichtssaal, und schließlich blieben nur noch Leonard Vole und seine beiden Anwälte zurück. Vole bedankte sich bei ihnen, daß sie ihn aus einer «ekelhaften

Patsche», wie er sich ausdrückte, gerettet hatten. Er machte jedoch Sir Wilfrid den Vorwurf, daß er zu scharf gegen Romaine vorgegangen sei.

«Hören Sie mal, Vole», entgegnete Sir Wilfrid mit großem Nachdruck, «Sie sind nicht der erste junge Mann, der in eine Frau vernarrt und infolgedessen so mit Blindheit geschlagen ist, daß er nicht erkennt, wie sie in Wirklichkeit ist. Diese Frau hat alles darangesetzt, um Ihnen die Schlinge um den Hals zu legen.»

«Ja, aber warum? Das kann ich immer noch nicht begreifen. Sie schien stets so voller Hingabe zu sein. Ich hätte schwören können, daß sie mich liebte und doch hatte sie die ganze Zeit diesen anderen am Bändel.» Er schüttelte den Kopf. «Unglaublich. Es muß etwas anderes dahinterstecken.»

In diesem Augenblick schob ein Polizist Romaine Heilger durch die Tür mit den Worten: «Sie warten am besten hier drinnen. Draußen ist noch eine große Menschenmenge versammelt, und die Volksseele kocht. An Ihrer Stelle würde ich warten, bis die Masse sich verlaufen hat»

Mrs. Heilger bedankte sich und eilte schnurstracks auf Leonard Vole zu. Aber Sir Wilfrid versperrte ihr den Weg.

«Wollen Sie Leonard etwa vor mir schützen?» fragte Romaine Heilger mit leichter Ironie.

«Das ist wirklich nicht notwendig.»

«Sie haben genügend Unheil angerichtet», brummte Sir Wilfrid.

«Darf ich Leonard nicht einmal gratulieren, daß er nun frei .. und reich ist?»

«Reich?» fragte Vole zögernd.

«Ja, Mr. Vole, ich glaube, Sie werden Ihre Erbschaft bald antreten können», versicherte ihm Mr. Mayhew.

«Nach allem, was ich durchgemacht habe, scheint Geld keine besondere Rolle zu spielen. Romaine, ich kann nicht verstehen...»

«Leonard», fiel sie ihm ins Wort, «Ich kann dir alles erklären.»

«Nein!» donnerte Sir Wilfrid dazwischen.

Mrs. Heilger und Sir Wilfrid blickten sich feindselig an.

«Sagen Sie mir, Sir Wilfrid, komme ich nun wegen Meineides ins Gefängnis?»

«Das ist so gut wie sicher. Es mag Sie vielleicht interessieren, daß ich Sie gleich bei unserer ersten Begegnung durchschaut habe. Ich habe mir damals sofort geschworen, Ihnen einen Strich durch die Rechnung zu machen. Und beim Barte des Propheten, ich habe es geschafft! Ich habe Vole freibekommen trotz ihrer Schliche!»

«Trotz - meiner Schliche! Würde man mir geglaubt haben, wenn ich gesagt hätte, Leonard sei an dem Abend bei mir zu Hause gewesen und nicht wieder fortgegangen? Nein, man hätte sich gesagt: diese Frau liebt den Mann - sie würde alles für ihn sagen und tun. Gewiß, man hätte mir vielleicht Sympathie entgegengebracht. Aber geglaubt hätte man mir nicht»

«Wenn Sie die Wahrheit gesprochen hätten, schon.»

«Na, ich weiß nicht... Jedenfalls wollte ich keine Sympathie - ich wollte Abscheu und Mißtrauen erwecken, wollte die Geschworenen davon überzeugen, daß ich verlogen sei. Und als ich dann von Ihnen als Lügnerin entlarvt wurde, da glaubten sie endlich...» Sie machte plötzlich eine Handbewegung, und ihre Stimme nahm einen völlig veränderten, vulgären Ton an, als sie fortfuhr: «So, nun kennen Sie die ganze Geschichte, Mister möchten Sie mir nicht vielleicht einen Kuß geben, Herr Rechtsanwalt?»

Sir Wilfrid war wie vom Donner gerührt. «Mein Gott! Sie sind also ..»

«Die Frau mit den Narben und den Briefen. Jawohl. Ich hatte die Briefe geschrieben, die ich Ihnen brachte. Ich hatte mir die Narben aufgemalt, die Ihren Ekel und Ihr Mitleid erregten. Nicht Sie haben Leonard das Leben gerettet, sondern ich. Und dafür muß ich ins Gefängnis wandern .. » Sie schloß die Augen. «Aber am Ende werden wir wieder vereint und glücklich sein.»

Sir Wilfrid war sichtlich gerührt. «Aber meine liebe Mrs. Vole, warum hatten Sie denn so wenig Vertrauen zu mir? Wir glauben nämlich, daß unsere britische Justiz auf seiten der Wahrheit steht. Wir hätten ihn auch so freibekommen.»

«Das konnte ich nicht riskieren.» Nach einer kleinen Pause setzte sie langsam hinzu: «Sie dachten nämlich, Leonard sei unschuldig...»

Sir Wilfrid unterbrach sie rasch: «Und Sie wußten, daß er unschuldig war. Ich verstehe schon.»

«Aber Sie verstehen mich ganz und gar nicht, Sir Wilfrid. Ich wußte, daß er schuldig war...»

Sir Wilfrid verstummte bestürzt. Erst nach einer geraumen Weile fand er die Sprache wieder.

«Aber haben Sie denn keine Angst?»

«Angst? Wovor?»

«Mit einem Mörder zusammenzuleben?»

«Sie verstehen wieder nicht, Sir Wilfrid - wir lieben uns doch!»

«Mrs. Vole, bei unserer ersten Begegnung sagte ich Ihnen, Sie seien eine außergewöhnliche Frau - ich sehe keinen Grund, meine Meinung zu ändern.»

Damit verließ Sir Wilfrid den Saal. In der gleichen Minute stürzte zu einer anderen Tür ein junges Mädchen mit rötlichblondem Haar und von einigermaßen aufdringlichem Benehmen herein. Es war die «Erdbeerblonde», von der der Staatsanwalt gesprochen hatte. Sie lief direkt auf Vole zu:

«0 Len, Darling, ist es nicht wunderbar? Du bist frei! Man hat mich nicht hineinlassen wollen. Oh, es war schrecklich! Ich bin fast verrückt geworden!»

«Leonard - wer ist - dieses Mädchen?» fragte Romaine heftig.

Statt Leonard antwortete das Mädchen mit einem gewissen Trotz: «Ich bin Leonards Freundin. Über Sie bin ich orientiert. Sie sind gar nicht seine Frau. Nie gewesen. Sie haben Ihr möglichstes getan, um ihn an den Galgen zu bringen. Aber das ist jetzt vorbei.» Sie wandte sich wieder Leonard Vole zu, «Wir werden jetzt ins Ausland reisen, wie du es mir versprochen hast, und alle die herrlichen Gegenden besuchen. Wir werden eine wunderschöne Zeit verleben und dies alles hier schnell vergessen.»

«Ist - das - wahr? Ist die wirklich deine Freundin, Leonard?» fragte Romaine mit gequältem Ausdruck.

Leonard zögerte zunächst mit der Antwort, sah dann aber ein, daß er Farbe bekennen mußte. Er ging ein paar Schritte auf Romaine zu und gestand:

«Ja, sie ist meine Freundin.»

«Nach allem, was ich für dich getan habe... was kann sie dir da noch bedeuten?»

Leonard Vole ließ jetzt die Maske fallen, die er so lange getragen hatte, und zeigte sich in seiner ganzen Brutalität

«Sie ist fünfzehn Jahre jünger als du», erwiderte er lachend.

Romaine zuckte zusammen wie vom Blitz getroffen.

Leonard stellte sich dicht vor sie hin und sagte in drohendem Ton:

«Ich bin freigesprochen und bekomme das Geld. Nach unseren Gesetzen kann ich desselben Verbrechens nicht noch einmal angeklagt werden. Also würde ich dir raten, deinen Mund zu halten. Sonst kann es sein, daß du selbst noch wegen Beihilfe gehängt wirst.»

Romaine warf den Kopf zurück und nahm eine sehr würdevolle Haltung an. «Nein», rief sie, «Das wird nicht geschehen. Ich werde nicht wegen Beihilfe angeklagt. Auch nicht wegen Meineides. Ich werde des Mordes angeklagt...»

Noch ehe irgend jemand erfassen konnte, was geschah, hatte sie blitzschnell das Messer ergriffen, das immer noch als Beweisstück hinter ihr auf dem Tisch lag, und es Leonard in den Leib gestoßen.

«... des Mordes an dem einzigen Mann, den ich je geliebt habe.»

Als Leonard, tödlich getroffen, zu Boden sank, blickte sie zum Richterstuhl empor und sagte mit feierlicher Stimme:

«Schuldig, Mylord.»

Haus Nachtigall

«Auf Wiedersehen, Liebling!»

«Auf Wiedersehen, mein Schatz!»

Alix Martin lehnte sich über das schmale Gartentor und sah ihrem Mann nach, der den Weg zum Dorf hinunterging. Kleiner und kleiner wurde die Gestalt, jetzt war sie in einer Kurve verschwunden, aber Alix verharrte immer noch in der gleichen Stellung. In Gedanken versunken, strich sie eine Locke ihres dichten braunen Haares aus ihrem Gesicht. Ihre Augen blickten träumerisch in die Ferne.

Alix Martin war nicht schön, strenggenommen nicht einmal hübsch. Ihr Gesicht war das einer Frau, die nicht mehr in den besten Jahren ist. Trotzdem war es strahlend und weich, und ihre früheren Kollegen aus dem Büro hätten sie wahrscheinlich kaum wiedererkannt.

Miss Alix King war eine ordentliche, geschäftstüchtige junge Frau gewesen, etwas forsch in ihrem Verhalten, aber sie stand offensichtlich mit beiden Füßen auf der Erde.

Alix war durch eine harte Schule gegangen. Fünfzehn Jahre lang, von ihrem achtzehnten Lebensjahr an, bis sie dreiunddreißig war, hatte sie für sich selbst gesorgt, sieben Jahre davon auch noch für ihre kranke Mutter. Den Unterhalt hatte sie durch ihre Arbeit als Stenotypistin verdient. Dieser Existenzkampf hatte die weichen Linien ihres Gesichtes gehärtet.

Sicher, es hatte auch Liebe gegeben - so eine Art. Dick Windyford, ein Büroangestellter und Kollege. Ohne es sich je anmerken zu lassen, hatte Alix natürlich gewußt, was er für sie empfand. Nach außen hin waren sie Freunde gewesen, mehr nicht. Mit seinem spärlichen Gehalt konnte Dick im Moment noch nicht ans Heiraten denken. Er mußte für die Schulkosten eines jüngeren Bruders aufkommen.

Unerwartet war es dann plötzlich mit der täglichen Plackerei zu Ende. Eine entfernte Kusine war gestorben und hatte Alix ihr Geld hinterlassen. Es waren ein paar tausend Pfund, genug, um ein paar hundert im Jahr einzubringen. Für Alix bedeutete es Freiheit, Leben, Unabhängigkeit. Nun brauchten Dick und sie nicht länger zu warten.

Aber Dick reagierte eigenartig. Er hatte niemals offen zu Mix über seine Liebe gesprochen, und jetzt schien er es weniger denn je zu beabsichtigen. Er ging ihr aus dem Wege, wurde mürrisch und verschlossen.

Mix erkannte den Grund schnell. Dick war zu feinführend und stolz, um ausgerechnet jetzt, da sie Geld hatte, um ihre Hand anzuhalten. Sie liebte ihn dafür noch mehr und hatte sich schon vorgenommen, selbst den ersten Schritt zu tun, als zum zweitenmal das Unerwartete in ihr Leben trat.

Im Hause einer Freundin lernte sie Gerald Martin kennen. Er verliebte sich stürmisch in sie, und eine Woche später waren sie bereits verlobt. Alix, die von sich selbst überzeugt gewesen war, daß ihr so etwas nie passieren könne, war im siebenten Himmel.

Damit hatte sie unwissentlich den Weg gefunden, um Dick Windyford wachzurütteln. In Rage und voller Empörung war er zu ihr gekommen.

«Dieser Mann ist ein völlig Fremder für dich. Du weißt überhaupt nichts über ihn», hatte er ihr vorgehalten.

«Ich weiß, daß ich ihn liebe.»

«Wie kannst du das nach einer Woche?»

«Nicht jeder braucht elf Jahre, um herauszufinden, daß er in ein Mädchen verliebt ist», hatte sie ihn ärgerlich angeschrien.

Sein Gesicht war weiß.

«Ich habe dich geliebt, seit ich dich zum erstenmal sah. Ich dachte, du liebst mich auch.»

Mix war ehrlich. «Ich glaubte das auch», gab sie zu. «Aber das war, weil ich nicht wußte, was Liebe ist»

Dick war außer sich. Bitten, Flehen, sogar Drohungen -Drohungen gegen den Mann, der ihn verdrängt hatte, stieß er aus. Alix war erstaunt, als sie den Vulkan erlebte, der unter dem reservierten Äußeren des Mannes steckte, von dem sie glaubte, ihn so gut zu kennen.

Als sie an diesem sonnigen Morgen an das Gartentor des Landhauses gelehnt stand, wanderten ihre Gedanken zurück zu diesem Gespräch. Einen Monat lang war sie verheiratet, und sie war wunschlos glücklich. Jetzt, da ihr Mann, der ihr alles bedeutete, nicht da war, schlich sich trotzdem ein Beigeschmack von Angst in ihr perfektes Glück. Und der Grund für diese Angst war Dick Windyford.

Dreimal seit ihrer Hochzeit hatte sie den gleichen Traum gehabt. Die Umgebung war stets eine andere, aber die Hauptsache war immer die gleiche. Sie sah ihren Mann tot daliegen, und Dick Windyford stand über ihn gebeugt, und sie wußte, daß es Dick war, der ihn erschlagen hatte. Aber so schrecklich das auch war, es gab noch etwas Entsetzlicheres, und zwar nach dem Erwachen, denn im Traum schien es völlig natürlich und unvermeidlich zu sein. Sie, Alix Martin, war froh, daß ihr Mann tot war. Sie streckte dem Mörder die Hände entgegen, manchmal dankte sie ihm. Der Traum endete immer gleich:

Sie war in Dick Windyfords Arme geschmiegt.

Sie hatte ihrem Mann nichts von diesem Traum erzählt, aber innerlich hatte er sie tiefer beunruhigt, als sie zugeben wollte. War es eine Warnung- eine Warnung vor Dick Windyford?

Alix wurde aus ihren Gedanken gerissen, als das schrille Läuten des Telefons aus dem Haus drang. Sie ging hinein und nahm den Hörer ab. Plötzlich schwankte sie und hielt sich an der Wand fest.

«Wer, sagten Sie, ist am Apparat?»

«Aber, Mix, was ist denn los mit dir? Ich hätte deine Stimme fast nicht erkannt. Hier ist Dick.»

«Oh», brachte sie hervor. «Oh! Wo - wo bist du?»

«In <Traveller's Arms>, so heißt das wohl, nicht wahr? Oder kennst du nicht einmal eure Dorfwirtschaft? Ich habe Urlaub, möchte ein bißchen fischen hier. Hast du etwas dagegen, daß ich euch heute nach dem Abendessen besuche?»

«Nein!» antwortete Mix scharf. «Du darfst nicht kommen!»

Nach einer kleinen Pause kam Dicks veränderte Stimme wieder. «Es tut mir leid», sagte er förmlich, «ich möchte dich natürlich nicht belästigen -»

Alix unterbrach ihn hastig. Er mußte ihr Benehmen als reichlich ungewöhnlich betrachten. Es war auch ungewöhnlich. Ihre Nerven hatten sie im Stich gelassen.

«Ich meinte nur, daß wir für heute abend schon verabredet sind», erklärte sie und versuchte ihrer Stimme einen möglichst natürlichen Klang zu geben. «Möchtest du nicht - würdest du morgen zum Abendessen kommen?»

Aber Dick hatte den plötzlichen Meinungsumschwung offenbar bemerkt.

«Vielen Dank», antwortete er, «aber ich werde dann lieber gleich weiterfahren. Es hängt noch davon ab, ob ein Freund von mir herkommt oder nicht. Auf Wiedersehen, Alix.» Er hielt einen Moment inne und fügte dann hastig und mit veränderter Stimme hinzu: «Viel Glück, Alix»

Mit einem Gefühl der Erleichterung legte Alix den Hörer auf die Gabel. Er darf nicht herkommen, wiederholte sie in Gedanken. Er darf nicht herkommen. Gott, was bin ich dumm, mich so aufzuregen! Trotzdem bin ich froh, daß er nicht kommt.

Sie nahm einen Strohhut vom Tisch und ging wieder hinaus in den Garten. Einen Moment blieb sie stehen und blickte auf den Namen, der draußen am Tor eingeschnitzt stand: Haus Nachtigall.

«Ist das nicht ein sehr eigentümlicher Name?» hatte sie zu Gerald gesagt, bevor sie heirateten. Er hatte gelacht.

«Du kleines Londoner Stadtkind», hatte er liebevoll geantwortet. «Ich glaube, du hast noch nie eine Nachtigall gehört. Ich bin froh darüber. Wir werden sie an einem Sommerabend zusammen vor unserem eigenen Haus hören.»

Als sich Alix jetzt daran erinnerte, spürte sie ein Gefühl des Glücks in sich aufsteigen. Es war Gerald, der Haus Nachtigall gefunden hatte. Er war zu Alix gekommen, vor Aufregung ganz außer sich gewesen: er habe genau das Richtige für sie aufgetrieben, ein Juwel, die Chance des Lebens. Und als Alix es gesehen hatte, war sie von seinem Charme ebenfalls bezaubert. Gewiß, die Lage war ziemlich einsam, zwei Meilen vom nächsten Dorf entfernt. Aber das Haus selbst war so auserlesen mit seinem an frühere Zeiten erinnernden Äußeren und seinem soliden Komfort mit Badezimmern, Heißwasseranlagen, elektrischem Licht und Telefon, daß Alix diesen Reizen sogleich erlegen war. Doch dann stellte sich heraus, daß die Sache einen Haken hatte. Der Besitzer, ein reicher Mann, lehnte es ab, das Haus zu vermieten. Er wollte nur verkaufen.

Gerald Martin war nicht imstande, sein Kapital zu diesem Zeitpunkt flüssig zu machen. Er hatte zwar ein gutes Einkommen, aber das Äußerste, was er aufbringen konnte, wären tausend Pfund gewesen. Der Besitzer wollte dreitausend. Aber Alix hatte ihr Herz schon an dieses Haus verloren, und sie wußte Rat. Über ihr eigenes Geld konnte sie sofort verfügen, da es in Pfandbriefen angelegt war. Sie würde die Hälfte davon abzweigen, um ihr Heim zu kaufen. So wurde Haus Nachtigall ihr Eigentum, ein Entschluß, den Alix bisher keinen Augenblick bereut hatte. Sicher, das Hauspersonal mochte die ländliche Abgeschiedenheit nicht, darum hatte sie im Moment auch keine Hilfe. Aber Alix, jahrelang nur den eintönigen Bürobetrieb gewohnt, machte es Spaß, Leckerbissen zu kochen und das Haus in Ordnung zu halten. Für den Garten, in dem prachtvolle Blumen wuchsen, hatte sie einen alten Mann aus dem Dorf, der zweimal wöchentlich, und zwar immer montags und freitags, kam.

Sie war deshalb erstaunt, ihn heute, Mittwoch, hinter dem Haus in einem Blumenbeet beschäftigt, anzutreffen.

«Nanu, George, was machen Sie denn hier?» fragte sie, als sie auf ihn zukam.

Der alte Mann richtete sich mühsam auf und hob zwei Finger an den Schirm seiner uralten Mütze.

«Ich dachte mir schon, daß Sie sich wundern würden, Madam. Aber es ist so. Auf dem Gut wird am Freitag ein Fest gefeiert, und ich sagte mir, weder Mr. Martin noch seine junge Frau werden etwas dagegen haben, wenn ich mal statt Freitag schon am Mittwoch komme.»

«Ist schon in Ordnung», antwortete Alix. «Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen.»

«Das werde ich haben», meinte George treuherzig. «Es ist 'ne feine Sache, zu wissen, daß man sich so richtig vollessen kann, ohne selbst bezahlen zu müssen. Der Gutsbesitzer ist bei seinen Leuten nie kleinlich gewesen. Und dann dachte ich mir auch, Madam, ich kann Sie genausogut jetzt, bevor Sie wegfahren, nach Ihren Wünschen für die Rabatten fragen. Sie wissen wohl nicht, wann Sie zurückkommen, Madam?»

«Aber ich fahre gar nicht fort.»

George starrte sie an.

«Fahren Sie denn morgen nicht nach London?»

«Nein. Wie kommen Sie auf diese Idee?»

George rückte mit einer langsamen Bewegung seine Mütze ins Genick.

«Mr. Martin hat es mir erzählt, als ich ihn gestern im Dorf traf. Er sagte, daß Sie beide morgen nach London fahren, und es sei ungewiß, wann Sie wieder zurückkämen.»

«Unsinn», lachte Mix. «Sie müssen ihn mißverstanden haben.» Trotzdem wunderte sie sich, was Gerald wohl zu dem alten Mann gesagt hatte, er konnte ihn doch nicht so mißverstanden haben. Nach London fahren? Sie wollte niemals wieder nach London.

«Ich hasse London», sagte sie plötzlich bitter.

«Aha», meinte George gelassen. «Na, dann werd' ich mich wohl verhört haben. Und doch, er sagte es ja ganz deutlich. Ich bin froh, daß Sie hierbleiben. Ich halte nichts von diesen Spazierfahrten, und von London halte ich schon gar nichts. Ich habe, Gott sei Dank, nie hinfahren müssen. Zu viele Autos - das ist das Schlimmste heutzutage. Wenn die Leute erst mal ein Auto haben, dann können sie nicht mehr an einem Platz bleiben. Mr. Ames, dem dieses Haus früher gehörte, war immer ein friedlicher, ruhiger Mann gewesen, bis er sich so ein Ding kaufte. Noch nicht einen Monat hat er es gehabt, als er schon das Haus zum Verkauf anbot Und 'ne Menge Geld hatte er hier eingesteckt, mit fließend Wasser in allen Schlafzimmern und dem elektrischen Licht und so. <Das Geld kriegen Sie nie wieder>, sagte ich ihm, aber er meinte, er bekäme zweitausend Pfund für dieses Haus, und zwar auf den Penny. Und richtig, er bekam es auch.»

«Es waren dreitausend», unterbrach Mix lächelnd seinen Redeschwall.

«Zweitausend», wiederholte George. «Die Summe, die er damals verlangte, wurde hier lange genug diskutiert»

«Es waren wirklich dreitausend», sagte Mix.

George war nicht zu überzeugen «Frauen verstehen nichts von Zahlen», meinte er. «Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Mr. Ames den Nerv hatte, von Ihnen dreitausend zu verlangen?»

«Er verlangte es nicht von mir, sondern von meinem Mann», antwortete Mix.

George kniete sich wieder hin.

«Der Preis war zweitausend», murmelte er störrisch.

Alix hatte keine Lust, sich mit ihm zu streiten. Sie ging zu einem anderen Beet und pflückte sich einen schönen, dicken Blumenstrauß.

Als sie ins Haus gehen wollte, bemerkte sie im Vorbeigehen einen kleinen dunkelgrünen Gegenstand, der zwischen den Blättern eines Beetes hervorschaut. Sie bückte sich, hob ihn auf und sah, daß es das Notizbuch ihres Mannes war.

Sie öffnete es und durchblätterte amüsiert die Eintragungen. Gleich zu Beginn ihres Ehelebens hatte sie erkannt, daß Gerald, der impulsiv und gefühlvoll war, einen ausgeprägten Sinn für Ordnung und Systematik besaß, was eigentlich nicht zusammenpaßte. Er war geradezu versessen darauf, daß die Mahlzeiten pünktlich eingehalten wurden, und er plante seinen Tagesablauf mit der Präzision eines Uhrwerkes voraus.

Während sie das Notizbuch durchstöberte, entdeckte sie zu ihrer Erheiterung die Eintragung vom 14. März: <Alix heiraten, 14 Uhr 30, St.-Peters-Kirche.»

«Der große Junge», murmelte sie und blätterte weiter. Plötzlich stutzte sie

«<Mittwoch, 18. Juni>» - das ist ja heute!»

In dem Raum, der für dieses Datum zur Verfügung stand, war mit Gerald's gestochener Schrift eingetragen: «21 Uhr.» Sonst stand da nichts.

Was hatte Gerald um neun Uhr abends vor? Alix überlegte. Sie lächelte, denn sie sagte sich, wenn das eine Geschichte wäre, eine solche, wie man sie öfter liest, wäre unzweifelhaft mehr darüber aus dem Notizbuch zu entnehmen gewesen. Zumindest hätte es den Namen der anderen Frau enthalten.

Langsam durchblätterte sie auch die zurückliegenden Eintragungen. Es gab Verabredungen, Besprechungstermine, knappe Anmerkungen über Geschäftsabschlüsse, aber nur einen Frauennamen, nämlich ihren eigenen.

Dennoch, als sie das Büchlein in die Tasche steckte und mit ihrem Blumenstrauß ins Haus ging, spürte sie eine leichte Unruhe. Dick Windyford's Worte kamen ihr in den Sinn, als hätte er sie in diesem Moment wiederholt: «Dieser Mann ist ein völlig Fremder für dich. Du weißt überhaupt nichts über ihn.»

Das stimmte. Was wußte sie von ihm? Gerald war immerhin vierzig. In vierzig Jahren mußte eine Frau in seinem Leben eine Rolle gespielt haben ...

Alix schüttelte ungeduldig den Kopf. Sie durfte solchen Gedanken keinen Platz einräumen. Sie hatte ein viel brennenderes Problem. Sollte sie ihrem Mann erzählen, daß Dick angerufen hatte, oder nicht? Es war ja möglich, daß Gerald ihn sowieso im Dorf getroffen hatte. In diesem Fall würde er es sicher, sobald er nach Hause kam, erwähnen. Dann wäre die Sache ohne ihr Zutun erledigt. Wenn nicht, was dann? Alix entschied, daß sie lieber nichts sagen würde. Wenn sie ihrem Mann davon erzählte, würde er sicher vorschlagen, Dick einzuladen. Dann müßte sie ihm erklären, daß Dick sich schon selbst einladen wollte, daß sie aber eine Ausrede gebraucht hatte, um sein Kommen zu verhindern. Und wenn Gerald sie dann fragen würde, weshalb sie das getan habe - was sollte sie dann sagen? Ihm ihren Traum erzählen? Er würde doch nur lachen, oder, was noch schlimmer wäre, er würde sagen, er verstehe nicht, warum sie diesem Traum eine derartige Bedeutung zukommen ließ. Endlich beschloß Mix, nichts zu erwähnen. Es war das erste Geheimnis, das sie vor ihrem Mann hatte, und sie war nicht glücklich dabei.

Als sie hörte, wie Gerald kurz vor dem Mittagessen aus dem Ort zurückkam, eilte sie in die Küche, und um ihre Verlegenheit zu verbergen, gab sie sich hier sehr beschäftigt. Sie merkte sofort, daß Gerald Dick Windyford nicht getroffen hatte. Mix war erleichtert und beklommen zugleich. Jetzt war sie zur Verschwiegenheit verdammt. Erst am Abend nach dem Essen, als sie in dem eichengetäfelten Wohnzimmer saßen, fiel Alix das Notizbuch wieder ein.

«Hier hast du etwas, mit dem du die Blumen gegossen hast», sagte sie und warf es ihm in den Schoß.

«Das habe ich wohl in den Randbeeten verloren, was?»

«Ja. Und jetzt kenne ich alle deine Geheimnisse.»

«Nicht schuldig», lachte Gerald und schüttelte den Kopf.

«Wie steht's mit deinem Vorhaben heute abend um neun Uhr?»

«Ach, das?» Er schien einen Augenblick etwas überrascht, dann lächelte er, als ob ihm irgend etwas ganz besonderen Spaß machte. «Es ist eine Verabredung mit einem außergewöhnlich netten Mädchen, Alix. Sie hat braunes Haar, blaue Augen und ist dir sehr ähnlich.»

«Ich verstehe nicht», antwortete Alix mit vorgetäuschter Strenge. «Du weichst mir aus.»

«Nein, das tue ich nicht. Spaß beiseite - ich wollte nur nicht vergessen, heute abend einige Negative zu entwickeln. Ich möchte gern, daß du mir dabei hilfst.»

Gerald Martin war ein begeisterter Fotograf. Er besaß eine altmodische Kamera mit hervorragenden Objektiven und entwickelte seine Filme in einem kleinen Keller selbst, den er als Dunkelkammer eingerichtet hatte.

«Und das muß genau um neun Uhr sein», neckte ihn Alix.

«Mein liebes Kind», erwiderte Gerald, und eine Spur Gereiztheit lag in seiner Stimme, «man sollte eine Sache immer für eine ganz bestimmte Zeit planen. Dann erledigt man seine Arbeit ordnungsgemäß.»

Alix saß eine oder zwei Minuten still und beobachtete ihren Mann, wie er in einem Sessel lag und rauchte, betrachtete den zurückgeworfenen dunklen Kopf, die klar gezeichneten Linien seines glattrasierten Gesichts, die gegen den düsteren Hintergrund abstachen. Und plötzlich, aus heiterem Himmel, überfiel sie eine Welle der Panik, und bevor sie sich zurückhalten konnte, rief sie: «Ach, Gerald! Ich wünschte, ich wüßte mehr über dich!»

Ihr Mann wandte sich ihr mit erstauntem Gesicht zu.

«Aber, meine liebe Alix, du weißt alles über mich. Ich habe dir von meiner Jugendzeit in Northumberland erzählt, von meinem Leben in Südafrika und von den letzten zehn Jahren in Kanada, die mir Erfolg brachte.»

«Ach, Geschäfte», meinte Mix wegwerfend.

Plötzlich lachte Gerald auf.

«Ich weiß, was du meinst - Liebesgeschichten. Ihr Frauen seid doch alle gleich. Etwas anderes interessiert euch nicht»

Mix fühlte, wie ihr der Hals trocken wurde, während sie undeutlich murmelte: «Nun, aber es muß doch - Liebesgeschichten gegeben haben. Ich meine, wenn ich nur wüßte...»

Wieder trat minutenlang Stille ein. Unwillig runzelte Gerald Martin die Stirn. Als er zu reden anfang, tat er es ernst und ohne eine Spur seiner vorherigen neckenden Art

«Alix, hältst du dieses Blaubart-Gehabe für klug? Es gab Frauen in meinem Leben. Ich streite es nicht ab. Du würdest es mir auch sowieso nicht glauben. Aber ich kann dir ehrlich versichern, daß keine von ihnen mir etwas bedeutete.»

Es war eine Aufrichtigkeit in seinem Ton, die Alix beruhigte.

«Zufrieden?» fragte er mit einem Lächeln. Dann blickte er sie mit einem Anflug von Neugierde an. «Wie bist du eigentlich ausgerechnet heute abend auf dieses unerquickliche Thema gekommen?»

Mix stand auf und begann ruhelos hin und her zu laufen.

«Ach, ich weiß es nicht», antwortete sie. «Ich war schon den ganzen Tag über nervös.»

«Das ist seltsam», sagte Gerald leise, als spräche er mit sich selbst, «sehr seltsam.»

«Was ist daran seltsam?»

«Aber, mein Liebes, ich habe das nur so gesagt, weil du gewöhnlich ausgeglichen und nett bist.»

«Heute war alles dazu angetan, mich zu verärgern», beichtete sie. «Sogar der alte George. Er hatte so eine lächerliche Idee im Kopf, daß wir nach London fahren würden. Er sagte, du hättest es ihm erzählt.»

«Wo hast du ihn getroffen?» fragte Gerald scharf.

«Er kam statt Freitag schon heute zur Arbeit»

«Der verdammte alte Dummkopf», schnauzte Gerald zornig.

Alix blickte ihn überrascht an. Das Gesicht ihres Mannes war vor Wut verzerrt. Niemals vorher hatte sie ihn so aufgebracht gesehen. Als er ihr Erstaunen bemerkte, bemühte er sich, seine Selbstkontrolle wiederzugewinnen.

«Na, er ist auch ein verfiixter alter Schwätzer», knurrte er.

«Was hast du denn zu ihm gesagt, daß er auf solche Ideen kommt?»

«Ich? Ich habe überhaupt nichts gesagt. Wenigstens - ach ja, jetzt erinnere ich mich. Ich habe einen kleinen Witz gemacht und ihm erzählt, daß ich am Morgen nach London fahre. Das hat er wohl ernst genommen. Vielleicht hört er auch nicht mehr richtig. Du hast ihn natürlich aufgeklärt?»

Gespannt wartete er auf ihre Antwort.

«Sicher. Aber er ist einer von der Sorte alter Männer, die sich von einer Idee nicht mehr abbringen lassen.»

Dann erzählte sie Gerald von Georges Behauptung, das Haus habe nur zweitausend Pfund gekostet.

Gerald war einen Augenblick still, dann sagte er langsam:

«Ames war gewillt, zweitausend Pfund in bar und den Rest in Pfandbriefen zu nehmen. Ich nehme an, daß er das durcheinandergebracht hat»

«Wahrscheinlich», stimmte Alix zu.

Dann blickte sie auf die Uhr.

«Wir sollten anfangen, Gerald. Fünf Minuten Verspätung!»

Ein undefinierbares Lächeln trat in sein Gesicht

«Ich habe es mir heute anders überlegt», antwortete er ruhig. «Ich werde heute abend keine Bilder mehr entwickeln.»

Die Gedanken einer Frau sind eine seltsame Sache. Als Alix an diesem Mittwoch abend zu Bett ging, war sie ruhig und mit sich zufrieden. Der Ärger war vergessen und ihr Glück ungetrübt wie eh und je.

Aber am Abend des folgenden Tages spürte sie, daß irgendwelche Kräfte wieder daran waren, dieses Gefühl des Glücks zu unterminieren. Dick Windyford hatte nicht noch einmal angerufen. Trotzdem führte sie ihre Unruhe auf seinen Aufenthalt im Dorf zurück. Immer und immer wieder kamen ihr seine Worte in den Sinn: «Dieser Mann ist ein völlig Fremder. Du weißt überhaupt nichts über ihn.» Und sie sah ihren Mann wieder vor sich, wie er sagte: «Alix, hältst du dieses Blaubart-Gehabe für klug?» Weshalb hatte er das gesagt? Eine Warnung hatte in diesen Worten gelegen ein Anflug von Drohung, so als wollte er sagen: «Schnüftle nicht in meiner Vergangenheit, Alix, sonst kannst du eine peinliche Überraschung erleben.»

Bis Freitag morgen hatte sich Alix eingeredet, daß es tatsächlich eine Frau in Gerald's Leben gegeben hatte, eine Affäre, die er eifrig vor ihr zu verbergen versuchte. Ihre Eifersucht kannte keine Grenzen.

War es eine Frau, die er neulich abends um neun Uhr treffen wollte? War seine Geschichte, Negative entwickeln zu wollen, eine Notlüge, die er aus dem Augenblick heraus erdacht hatte? Vor drei Tagen noch hatte sie geschworen, daß sie ihren Mann durch und durch kannte. Jetzt hatte sie das Gefühl, daß er ein Fremder war, über den sie nichts wußte. Sie erinnerte sich an seinen Ärger über den alten George. So aufgebracht war er noch nie gewesen. Eine Kleinigkeit, vielleicht, aber sie zeigte ihr, daß sie den Mann, mit dem sie verheiratet war, nicht wirklich kannte.

Am Freitag mußten verschiedene Kleinigkeiten aus dem Dorf besorgt werden. Am Nachmittag schlug Alix vor, daß sie dies erledigen werde; Gerald könne im Garten bleiben. Aber zu ihrer Verwunderung war er damit nicht einverstanden und erklärte eigensinnig, daß er sich um die Sachen kümmern werde und daß sie zu Hause bleiben solle.

Alix gab nach, aber seine Beharrlichkeit erstaunte und alarmierte sie. Weshalb wollte er so ängstlich vermeiden, daß sie ins Dorf ging?

Plötzlich fiel ihr eine Erklärung dafür ein. War es nicht möglich, daß er Dick Windyford getroffen hatte, ohne ihr etwas davon zu sagen? Als sie heirateten, war Alix nicht eifersüchtig gewesen. Und jetzt? - Konnte es mit Gerald nicht das gleiche sein? Vielleicht wollte er nur verhindern, daß sie Dick widersah? Diese Erklärung war so einleuchtend, und sie hatte etwas so Tröstliches, daß Alix sich nur zu gern daran klammerte.

Aber später, nach dem Tee, war sie wiederum ruhelos und nervös. Sie kämpfte mit einer Versuchung, die sie seit Gerald's Weggehen verspürte. Zu guter Letzt, als sie sich lange genug eingeredet hatte, daß das Ankleidezimmer ihres Mannes eine gründliche Reinigung nötig habe, ging sie mit einem Staubtuch hinauf. «Wenn ich nur sicher wäre», wiederholte sie immer wieder, «wenn ich nur ganz sicher wäre!»

Vergeblich versuchte sie, sich davon zu überzeugen, daß alles, was kompromittierend sein könnte, gewiß schon vor Jahren vernichtet worden war. Dagegen wiederum argumentierte sie, daß Männer oft die verrücktesten Beweisstücke aus übertriebener Sentimentalität aufbewahrten.

Am Ende unterlag der letzte Widerstand in Alix. Ihre Wangen brannten vor Scham über ihr Tun, während sie atemlos in gebündelten Briefpäckchen und Dokumenten wühlte, die Schubladen herauszog und sogar die Taschen der Anzüge ihres Mannes durchstöberte. Nur zwei Schubladen machten ihr einen Strich durch die Rechnung. Die unterste der Kommode und eine schmale Lade rechts im Schreibtisch waren verschlossen. Aber inzwischen hatte Alix jede Hemmung verloren. Sie war nun fest überzeugt, in einem dieser beiden Fächer Beweise für die Existenz dieser eingebildeten Frau aus der Vergangenheit zu finden, die ihr im Kopf herumspukte.

Ihr fiel ein, daß Gerald seine Schlüssel achtlos unten auf die Anrichte gelegt hatte. Sie holte sie und probierte einen nach dem anderen aus. Der dritte paßte für das Schreibtischfach. Begierig öffnete Mix. Sie fand ein Scheckbuch und eine prall mit Geldnoten gefüllte

Brieftasche und dann, ganz hinten, ein Bündel Briefe, säuberlich mit einem Band zusammengeschnürt. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, als sie das Band löste. Brennende Schamröte übergoss ihr Gesicht, und sie ließ das Bündel zurück in die Schublade fallen, schob sie zu und verschloß sie wieder. Es waren die Briefe, die sie vor ihrer Hochzeit an Gerald geschrieben hatte.

Sie wandte sich jetzt der Kommode zu, mehr aus dem Gefühl heraus, nichts auslassen zu wollen, als in der Erwartung, etwas zu entdecken. Ärgerlich stellte sie fest, daß keiner der Schlüssel von Gerald's Bund paßte. Sie ging in ein anderes Zimmer und kam mit einer Auswahl kleiner Schlüssel zurück. Befriedigt fand sie heraus, daß ein Reserveschlüssel vom Kleiderschrank paßte. Sie schloß die Schublade auf und zog sie heraus. Was sie fand, war nichts als eine Rolle Zeitungsausschnitte, die durch die Zeit bereits verschmutzt und vergilbt waren.

Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr Mix. Nichtsdestoweniger las sie die Ausschnitte. Sie war neugierig, was Gerald so sehr interessiert haben könnte, daß er diese vergilbte Zeitungsrulle aufbewahrt hatte. Es waren fast alles amerikanische Zeitungen, beinahe sieben Jahre alt, die von einem notorischen Schwindler und Bigamisten, Charles Lemaitre, handelten. Lemaitre wurde verdächtigt, seine Frauen um die Ecke gebracht zu haben. Unter dem Fußboden in einem der Häuser, die er gemietet hatte, war ein Skelett gefunden worden, und die meisten Frauen, die er <geheiratet> hatte, waren wie vom Erdboden verschwunden. Er hatte sich mit außerordentlicher Geschicklichkeit verteidigt und wurde dabei von einem der besten Anwälte der Vereinigten Staaten unterstützt. Das Urteil <Freispruch mangels Beweisen> mochte vielleicht diesen Fall am besten charakterisiert haben. Jedenfalls wurde er, was die Hauptanklage betraf, für nicht schuldig erklärt. Für andere Delikte, die ihm zur Last gelegt wurden, erhielt er eine längere Gefängnisstrafe.

Alix erinnerte sich an die Aufregung, die dieser Prozeß seinerzeit verursacht hatte, und auch an die Sensation, als es Lemaitre nach ungefähr drei Jahren gelungen war, auszubrechen. Er wurde niemals wieder gefaßt. Die Persönlichkeit dieses Mannes und seine außergewöhnliche Macht über Frauen war ausführlich in der englischen Presse diskutiert worden. Auch seine Reizbarkeit vor Gericht, seine leidenschaftlichen Proteste und seine manchmal auftretenden physischen Zusammenbrüche, die er seines schwachen Herzens wegen erlitt, wurden eingehend besprochen.

In einem der Zeitungsausschnitte war ein Bild von ihm, und Mix betrachtete es mit Interesse. Ein Herr mit Vollbart, der etwas Schulmeisterhaftes an sich hatte.

An wen erinnerte sie dieses Gesicht nur? Plötzlich wurde es ihr mit Schrecken bewußt: an Gerald selbst. Seine und dieses Mannes Augen und Stirn hatten eine Ähnlichkeit, die nicht zu übersehen war. Vielleicht hatte er die Ausschnitte deswegen aufgehoben? Ihr Blick ging weiter zur Bildunterschrift. In dem Notizbuch des Angeklagten waren gewisse Daten gefunden worden, und man war überzeugt, daß es die Daten waren, an denen er seine Opfer umgebracht hatte. Und dann war da noch von einer Frau die Rede, die den Verhafteten durch die Tatsache identifiziert hatte, daß er am linken Handgelenk ein Muttermal hatte, genau über der Innenfläche seiner Hand.

Alix ließ das Papier zu Boden fallen. Sie schwankte. Ihr Mann hatte an der gleichen Stelle eine Narbe.

Später wunderte sie sich darüber, daß sie sofort so überzeugt gewesen war. Gerald Martin war Charles Lemaitre. Sie fühlte es. Nein, sie wußte es jetzt. Gedankenketten jagten durch ihr Gehirn. Das Geld für das Haus, ihr Geld. Die Pfandbriefe, die sie auf seinen Namen eingetragen hatte. Sogar ihr Traum erschien ihr in seiner wirklichen Bedeutung. Ihr Unterbewußtsein hatte sich immer vor Gerald gefürchtet und hatte versucht, sich von ihm freizumachen. Es war Dick Windyford gewesen, an den sich ihr Unterbewußtsein um Hilfe gewandt hatte. Das war es auch, weshalb sie die Wahrheit so schnell erkannt hatte. Ohne Zweifel sollte sie das nächste Opfer Lemaitres werden.

Ein dünner Schrei entrang sich ihren Lippen. Mittwoch um neun Uhr. Der Keller mit seinen Steinplatten, die man so leicht hochheben konnte! Schon einmal hatte er sein Opfer in einem Keller vergraben. Es war alles vorausgeplant gewesen für Mittwoch abend. Aber es noch niederzuschreiben ein Wahnsinn!

Nein, das war ja logisch. Gerald machte sich stets Notizen über seine Verabredungen. Mord war für ihn ein Geschäft wie alles andere. Aber wie war sie nur davongekommen? Was hatte sie geschützt? In letzter Minute hatte er umdisponiert...

Wie ein Blitz kam ihr die Antwort: der alte George!

Jetzt verstand sie den offenen Zorn ihres Mannes. Zweifellos hatte er sich den Weg geebnet, indem er jedem erzählt hatte, daß sie am nächsten Tag nach London fahren würden. Dann war George unerwartet zur Arbeit gekommen, hatte London ihr gegenüber erwähnt, und sie hatte die Geschichte richtiggestellt. Es war zu riskant gewesen, sie an diesem Abend zu beseitigen. Wenn sie diese triviale Geschichte nicht erwähnt hätte! Alix schauderte.

Aber sie hatte keine Zeit zu verlieren. Sie mußte gehen, bevor er zurückkam. Eilig legte sie die Zeitungsausschnitte in das Fach zurück und verschloß es. Dann stand sie bewegungslos da, wie zu Stein erstarrt. Sie hatte das Quietschen des Gartentors gehört. Ihr Mann war bereits zu Hause.

Einen Augenblick blieb sie starr vor Schreck, dann schlich sie auf Zehenspitzen ans Fenster, versteckte sich hinter den Gardinen und sah hinaus.

Ja, es war Gerald. Er lächelte und summt eine kleine Melodie. In seiner Hand hielt er etwas, das der entsetzten Frau das Herz stillstehen ließ: es war ein nagelneuer Spaten.

Instintiv kam Alix zu der Gewißheit, es würde heute abend sein.

Aber noch hatte sie eine Chance. Summend ging Gerald um das Haus herum zur Rückseite. Ohne einen Moment zu zögern, rannte sie die Treppe hinunter und aus dem Haus. Doch als sie gerade aus der Tür kam, erschien ihr Mann von der anderen Seite. «Hallo», rief er.

«Wohin läufst du so eilig?»

Alix bemühte sich verzweifelt, ruhig und unauffällig zu erscheinen. Ihre Chance war für den Augenblick verpatzt, aber wenn sie vorsichtig war und seinen Verdacht nicht erregte, konnte noch alles gutgehen.

«Ich wollte ein bißchen spazieren gehen», sagte sie. Aber ihre Stimme war schwach und klang nicht überzeugend.

«Fein», sagte Gerald, «ich komme mit.»

«Nein, bitte, Gerald. Ich bin nervös. Ich habe Kopfschmerzen und möchte lieber allein sein.»

Besorgt sah er sie an. Sie bildete sich sofort ein, daß in seinen Augen Verdacht aufglomm.

«Was ist los mit dir, Alix? Du bist blaß, und du zitterst ja.»

«Nichts.» Sie zwang sich zu einem Lächeln. «Ich habe Kopfschmerzen, das ist alles. Ein wenig frische Luft wird mir guttun.»

«Aber es ist nicht schön von dir, zu sagen, du möchtest mich nicht dabei haben», erklärte Gerald mit einem leichten Lächeln. «Ich gehe mit, ob du willst oder nicht.»

Sie wagte nicht, weiter zu protestieren. Falls er Verdacht schöpfte, daß sie wußte...

Mit Mühe gelang es ihr, sich unbefangen zu geben. Dennoch hatte sie das unbehagliche Gefühl, daß er sie von Zeit zu Zeit verstohlen betrachtete, als wenn er nicht ganz zufrieden wäre.

Als sie nach Hause zurückkehrten, bestand er darauf, daß sie sich hinlegte. Er spielte, wie immer, den besorgten Ehemann, brachte Eau de Cologne und rieb ihr damit Stirn und Schläfen ein. Alix fühlte sich so hilflos, als wäre sie in eine Falle geraten.

Nicht eine Minute ließ er sie allein. Er ging mit ihr in die Küche und half ihr, die kalte Platte hereinzutragen, die sie schon vorbereitet hatte. Sie würgte die Bissen hinunter und zwang sich, fröhlich und natürlich zu wirken. Sie wußte jetzt, daß sie um ihr Leben kämpfte. Sie war allein mit diesem Mann, meilenweit von jeder Hilfe entfernt. Sie war völlig in seiner Gewalt. Ihre einzige Chance lag darin, sein Mißtrauen zu zerstreuen. Vielleicht ließ er sie ein paar

Minuten allein, wenigstens so lange, daß sie in die Diele gehen und Hilfe herbeitelefonieren konnte. Das war jetzt ihre einzige Hoffnung.

Plötzlich erinnerte sie sich, daß er seinen Plan schon einmal geändert hatte. Angenommen, sie erzählte ihm, daß Dick Windyford heute abend kommen werde?

Die Worte lagen ihr schon auf der Zunge, aber sie schwieg. Diesen Mann konnte man ein zweites Mal nicht von seinem Vorhaben abhalten. Seine Entschlossenheit hatte etwas Beängstigendes an sich. Sie würde das Verbrechen nur noch beschleunigen. Wahrscheinlich würde er sie dann gleich umbringen und Dick Windyford anrufen, um ihm irgendeine Geschichte zu erzählen, die ihn entschuldigte.

Ach, wenn nur Dick Windyford heute abend käme!

Plötzlich hatte sie eine Idee. Sie blinzelte verstohlen zu ihrem Mann hinüber, als hätte sie Angst, daß er ihre Gedanken erraten könnte. Während sie sich ihren Plan zurechtlegte, schöpfte sie wieder Hoffnung. Sie benahm sich jetzt so ungezwungen und natürlich, daß sie sich selbst bewunderte. Sie machte Kaffee und trug ihn auf die Veranda hinaus, wo sie manchmal an schönen Abenden saßen.

«Übrigens», sagte Gerald plötzlich, «ich möchte, daß du mir nachher hilfst, einige Negative zu entwickeln.»

Alix spürte einen kalten Schauer ihren Rücken hinunterlaufen. Aber es gelang ihr, gleichgültig zu fragen:

«Kannst du das nicht allein? Ich bin heute abend wirklich etwas müde.»

«Es wird nicht lange dauern.» Er lächelte maliziös. «Und ich kann dir versichern, daß du danach überhaupt nicht mehr müde sein wirst»

Die Worte schienen ihn zu amüsieren. Alix zitterte. Jetzt oder nie war der Zeitpunkt gekommen, wo sie ihren Plan ausführen mußte. Sie erhob sich.

«Ich rufe nur rasch den Metzger an», meinte sie leichthin. «Den Metzger? Um diese Zeit?»

«Sein Geschäft ist natürlich geschlossen. Aber er ist sicher zu Hause. Morgen ist Sonnabend, und ich möchte, daß er mir ein paar Kalbskoteletts bringt, bevor sie mir jemand vor der Nase wegschnappt. Der Gute tut alles für mich.»

Rasch ging sie ins Haus und schloß die Tür hinter sich. Sie hörte, wie Gerald ihr nachrief:

«Laß die Tür offen!»

«Ich will nicht, daß die Nachtfalter hereinkommen», sagte sie rasch. «Ich kann sie nicht ausstehen.» Dann fügte sie hinzu: «Hast du Angst, ich flirte mit dem Metzger, mein Lieber?»

Kaum drinnen, wählte sie die Nummer des Gasthauses «Traveller's Arms». Augenblicklich war die Verbindung hergestellt.

«Mr. Windyford, bitte. Ist er noch da? Kann ich mit ihm sprechen?»

Dann blieb ihr das Herz stehen. Die Tür wurde aufgestoßen, und ihr Mann kam in die Diele.

«Geh weg, Gerald», sagte sie empfindlich, «ich mag nicht, wenn man mir beim Telefonieren zuhört»

Er lachte nur und ließ sich auf einem Stuhl nieder. «Ist das wirklich der Metzger, den du anrufst?» fragte er spöttisch

Alix war verzweifelt. Ihr Plan war schiefgegangen. Im nächsten Moment würde Dick Windyford an den Apparat kommen. Sollte sie es wagen und um Hilfe rufen?

Und dann, während sie nervös den kleinen Schlüssel am Apparat, mit dem man ein Gespräch beliebig unterbrechen konnte, hin und her drehte, fiel ihr ein anderer Plan ein

Es wird schwierig sein, sagte sie sich. Es bedeutet, daß ich den Kopf nicht verliere, die richtigen Worte wähle und nicht stottere. Aber ich glaube, ich schaffe es. Ich muß es schaffen!

Und in diesem Augenblick hörte sie Dick Windyfords Stimme am anderen Ende der Leitung. Alix holte tief Luft, dann drehte sie den Schlüssel und sprach.

«Hier ist Mrs. Martin, Haus Nachtigall. Bitte kommen Sie» - sie drehte den Schlüssel um - «morgen früh mit sechs Kalbskoteletts.» Sie drehte den Schlüssel. «Vielen Dank, Mr.

Hexworthy. Entschuldigen Sie, wenn ich so spät noch angerufen habe, aber die Koteletts sind wirklich» - wieder Drehen - «eine Sache von Leben und Tod.» Schlüsseldrehen. «Gut, morgen früh.» Schlüsseidrehen. «So schnell wie möglich»

Sie legte den Hörer auf und wandte sich ihrem Mann zu. «So redest du also mit deinem Metzger», sagte Gerald. «Das ist weibliche List», erwiderte Alix leichthin. Die Aufregung brachte sie halb um. Er hatte nichts gemerkt. Selbst wenn Dick sie nicht verstanden hatte - kommen würde er jedenfalls.

Sie ging hinüber ins Wohnzimmer und schaltete das elektrische Licht ein. Gerald folgte ihr. «Du scheinst wieder bester Laune zu sein», sagte er und beobachtete sie gespannt.

«Ja», entgegnete sie, «meine Kopfschmerzen sind vergangen.»

Sie setzte sich in ihren Sessel und lächelte ihrem Mann zu, als er ihr gegenüber Platz nahm. Sie war gerettet. Es war erst fünfundzwanzig Minuten nach acht. Lange vor neun würde Dick kommen.

«Der Kaffee, den du mir serviert hast, hat mir nicht geschmeckt», beschwerte sich Gerald. «Er war bitter.»

«Ich habe eine neue Sorte ausprobiert. Ich werde ihn nicht mehr nehmen, wenn du ihn nicht magst, Liebling.»

Alix nahm sich eine Handarbeit und begann zu sticken. Gerald las ein paar Seiten in seinem Buch, dann blickte er zur Uhr und legte es weg.

«Halb neun. Zeit, um in den Keller zu gehen und mit der Arbeit anzufangen.»

Die Handarbeit fiel Mix aus den Händen.

«Oh, noch nicht. Laß uns bis neun warten.»

«Nein, mein Kind. Halb neun. Diese Zeit habe ich mir vorgenommen. Um so früher kannst du zu Bett gehen.»

«Aber ich möchte lieber bis neun warten.»

«Du weißt, wenn ich mir eine Zeit festsetze, halte ich mich daran. Komm, Alix. Ich werde keine Minute länger warten.»

Alix blickte zu ihm auf, und so sehr sie sich auch dagegen wehrte, eine Welle des Entsetzens durchflutete sie. Die Maske war gefallen. Gerald zupfte an seinen Fingern. Seine Augen leuchteten vor Aufregung. Immer wieder fuhr er mit der Zunge über seine trockenen Lippen. Jetzt machte er sich nicht mehr die Mühe, seine Erregung zu verbergen.

Alix dachte: Es ist wahr. Er kann es nicht abwarten. Er benimmt sich wie ein Wahnsinniger. Er kam auf sie zu und berührte ihre Schulter. Sie sprang auf.

«Komm, mein Schatz. Oder ich werde dich tragen»

Seine Stimme klang fröhlich, aber eine unmißverständliche Grausamkeit schwang im Unterton mit. Mit letzter Kraft machte sie sich frei und hielt sich kauernd an der Wand fest. Sie war machtlos. Sie konnte nicht weglaufen. Sie konnte überhaupt nichts tun. Und er kam immer näher.

«Also, Alix...»

«Nein - nein!» Sie schrie. Kraftlos streckte sie ihre Hände aus, um ihn abzuhalten.

«Gerald, halt ein. Ich muß dir etwas sagen, etwas beichten!»

«Beichten?» fragte er neugierig.

«Ja, beichten» Sie hatte dieses Wort aufs Geratewohl gewählt. Verzweifelt redete sie weiter und versuchte, damit seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

«Ein ehemaliger Liebhaber, nehme ich an», sagte er höhnisch.

«Nein», antwortete Alix «Etwas anderes. Man nennt es -ich glaube, man nennt es ein Verbrechen»

Sofort merkte sie, daß sie den richtigen Ton angeschlagen hatte. Instinktiv hörte er ihr zu. Als sie das fühlte, beruhigten sich ihre Nerven etwas. Noch hatte sie eine Chance. Sie ging durch das Zimmer und setzte sich wieder in ihren Sessel.

«Du solltest dich auch lieber hinsetzen», sagte sie leise.

Sogar ihre Handarbeit hatte sie wieder aufgenommen. Aber ihre Ruhe war auch nur eine Fassade. Sie mußte eine Geschichte erfinden, die ihn fesselte, bis Hilfe kam.

«Ich erzählte dir», begann sie, «daß ich fünfzehn Jahre lang als Stenotypistin gearbeitet habe. Das ist nicht ganz die Wahrheit. Es gab zwei Unterbrechungen. Die erste passierte, als ich zweiundzwanzig Jahre alt war. Ich begegnete einem Mann, einem älteren Herrn, der ein wenig Besitz hatte. Er verliebte sich in mich und wollte mich zur Frau. Ich sagte zu, und wir heirateten.» Sie machte eine kleine Pause. «Ich brachte ihn dazu, eine Lebensversicherung zu meinen Gunsten abzuschließen.»

Alix sah das außerordentliche Interesse im Gesicht ihres Mannes und fuhr mit neuer Sicherheit fort.

«Während des Krieges arbeitete ich in der Arzneimittelabteilung eines Krankenhauses. Ich hatte dort die Verwaltung von Medikamenten und Giften unter mir..»

Wieder unterbrach sie sich. Jetzt hatte sie ihn gepackt. Daran bestand kein Zweifel. Mörder haben Interesse an Mordgeschichten. Sie hatte damit gerechnet und Erfolg gehabt. Verstohlen blickte sie auf die Uhr. Es war fünfundzwanzig Minuten vor neun.

«Es gibt ein Gift so ein kleines weißes Pulver. Eine Prise davon bringt den Tod. Kennst du dich vielleicht ein wenig mit Giften aus?»

Sie bebte, als sie diese Frage stellte. Wenn er mit Giften Bescheid wußte, mußte sie auf der Hut sein.

«Nein.» antwortete Gerald «Ich weiß sehr wenig davon..»

Ein Seufzer der Erleichterung kam über ihre Lippen.

«Du hast sicher schon einmal etwas von Hyoszamin gehört? Das Gift, von dem ich spreche, hat die gleiche Wirkung, nur ist es absolut unnachweisbar. Jeder Arzt würde den Totenschein auf Herzschlag ausstellen. Ich habe ein kleines Quantum davon gestohlen und aufbewahrt.»

Sie schwieg und ordnete ihre Gedanken.

«Weiter!» befahl Gerald.

«Nein. Ich habe Angst. Ich kann es dir nicht sagen. Ein andermal..»

«Jetzt.» rief er ungehalten. «Ich will es jetzt hören!»

«Wir waren einen Monat lang verheiratet. Ich war sehr gut zu meinem Mann. Er rühmte mich bei allen Nachbarn. Jeden Abend bereitete ich ihm seinen Kaffee. Eines Abends, als wir allein waren, streute ich eine Prise des tödlichen Alkaloids in seine Tasse..»

Wieder machte sie eine Pause und fädelte sorgfältig einen neuen Faden in ihre Nadel. Sie, die niemals schauspielern konnte, überflügelte jetzt die größten Mimen der Welt. Sie lebte ihre Rolle als kaltblütige Giftmischerin.

«Es war sehr friedlich. Ich saß und beobachtete ihn. Nur einmal hat er ein wenig nach Luft geschnappt. Ich öffnete die Fenster. Er sagte, er könne nicht mehr vom Stuhl aufstehen. Dann starb er..»

Sie lächelte. Es war nur noch eine Viertelstunde bis neun Uhr. Gewiß würde Dick jeden Augenblick hier sein.

«Wie hoch war die Versicherungssumme?» erkundigte sich Gerald.

«Ungefähr zweitausend Pfund. Ich habe damit spekuliert und das Geld verloren. Ich ging wieder ins Büro. Aber nicht lange. Dann lernte ich einen anderen Mann kennen. Ich hatte im Geschäft meinen Mädchennamen behalten, daher wußte er nicht, daß ich schon einmal verheiratet war. Er war jung, sah gut aus und war ganz gut situiert. Wir haben in aller Stille in Sussex geheiratet. Er wollte keine Lebensversicherung abschließen. Aber er hat natürlich ein Testament zu meinen Gunsten gemacht. Er liebte es, daß ich ihm seinen Kaffee selbst zubereitete, genau wie mein erster Mann.»

Alix lächelte nachdenklich und fügte dann schlicht hinzu:

«Ich mache einen sehr guten Kaffee.» Dann fuhr sie fort:

«Ich hatte einige Freunde im Dorf, in dem wir lebten. Sie bemitleideten mich sehr, daß mein Mann so plötzlich einem Herzschlag erlag. Der Arzt war mir unsympathisch. Ich glaube zwar

nicht, daß er mich verdächtigte, aber er war jedenfalls über den plötzlichen Tod meines Mannes sehr überrascht

Ich weiß nicht genau, weshalb ich wieder in mein Büro zurückging. Gewohnheit, wahrscheinlich. Mein zweiter Mann hinterließ viertausend Pfund. Diesmal spekulierte ich nicht. Ich investierte es. Und dann, na, du weißt ja -»

Aber sie wurde unterbrochen. Gerald Martin, hochrot im Gesicht, halb erstickt, deutete mit dem Zeigefinger auf sich.

«Der Kaffee! Mein Gott, der Kaffee!»

Sie blickte ihn starr an.

«Ich weiß jetzt, warum er so bitter war. Du Teufelin! Du hast deinen Trick zum dritten Mal angewendet!»

Seine Hände umklammerten die Armlehnen seines Sessels. Er war nahe daran, sich auf sie zu stürzen.

«Du hast mich vergiftet!»

Alix war vor ihm zum Kamin zurückgewichen. Sie wollte schon die Lippen öffnen, um es abzustreiten, dann hielt sie inne. Jede Sekunde würde er sie anspringen. Sie nahm all ihre Kraft zusammen. Ihre Augen hielten seinem Blick stand.

«Ja», sagte sie, «ich habe dich vergiftet. Das Gift wirkt schon. Du kannst schon nicht mehr aus dem Sessel aufstehen. Du kannst dich nicht mehr bewegen.»

Nur noch ein paar Minuten!

Da. Was war das? Schritte auf der Straße. Das Quietschen des Gartentors. Dann Schritte auf dem Weg zum Haus. Die äußere Tür öffnete sich.

«Du kannst dich nicht bewegen», wiederholte sie. Dann schlüpfte sie an ihm vorbei und flüchtete kopfüber aus dem Zimmer. Ohnmächtig fiel sie in die Arme von Dick Windyford.

«Mein Gott, Alix!» rief er aus.

Dann wandte er sich an den Mann neben ihm, eine große, kräftige Gestalt in Polizeiuniform.

«Sehen Sie nach, was passiert ist!»

Er legte Alix behutsam auf eine Couch und beugte sich über sie.

«Mein kleines Mädchen», murmelte er, «mein armes kleines Mädchen. Was haben sie mit dir gemacht?»

Ihre Lider zuckten, und ihre Lippen murmelten seinen Namen.

Dick fuhr hoch, als der Polizist seinen Arm berührte. «In dem Zimmer ist nichts, Sir, außer einem Mann, der in einem Sessel sitzt. Er sieht aus, als hätte er einen schweren Schock erlitten, und...»

«Und?»

«Nun, Sir, er ist tot»

Sie waren überrascht, als sie Alix' Stimme hörte. Sie sprach wie im Traum; ihre Augen waren noch geschlossen.

«Und dann», sagte sie, als ob sie etwas zitierte, «starb er.»

Schwanen-Gesang

1

Es war elf Uhr an einem Maimorgen in London. Mr. Cowan blickte aus dem Fenster, während hinter ihm die steife Pracht eines Salons im Ritz-Hotel prangte. Er gehörte zu der Zimmerflucht, die von Madame Paula Nazorkoff, dem berühmten Opern-Star, bewohnt wurde. Mr. Cowan war Madames Impresario; jetzt erwartete er die Sängerin zu einer Besprechung. Er wandte den Kopf, als sich die Tür öffnete, doch es war nur Miss Read, Madame Nazorkoffs Sekretärin, ein blasses, tüchtiges Mädchen.

«Oh, Sie sind es, meine Liebe», sagte Mr. Cowan. «Ist Madame noch nicht auf?» Miss Read schüttelte den Kopf.

«Wir waren um zehn Uhr verabredet», sagte Mr. Cowan «Jetzt warte ich schon eine geschlagene Stunde.»

Er zeigte weder Ärger noch Überraschung. Mr Cowan hatte sich inzwischen an die Unberechenbarkeiten des künstlerischen Temperaments gewöhnt. Er war groß, glatt rasiert, seine ganze Haltung war etwas zu tadellos, seine Kleidung etwas zu gepflegt. Sein Haar war sehr schwarz und glänzend, und seine Zähne waren von aggressivem Weiß. Er stieß, wenn er ein <S> aussprach, leicht an, was nicht gerade ein Lisperln war, diesem aber gefährlich nahekam. Es bedurfte keiner besonderen Vorstellungsgabe, um zu erkennen, daß der Name seines Vaters wahrscheinlich Cohen gelautet hatte. In dieser Minute flog die Tür an der anderen Seite des Raumes auf, und ein französisches Mädchen stürmte herein.

«Steht Madame gerade auf?» fragte Cowan hoffnungsvoll. «Was gibt es Neues, Elise?»

Elise warf beide Hände in die Luft. «Madame ist heute wie siebzehn Teufel, nichts ist ihr recht! Die schönen gelben Rosen, die Monsieur ihr gestern abend schicken ließ..., sie sagt, für New York wären sie ganz in Ordnung, aber es sei eine Idiotie, sie ihr nach London zu schicken. In London, sagt sie, seien nur rote Rosen möglich, und dann reißt sie die Tür auf und schleudert die gelben Rosen auf den Gang, wo sie auf einem Monsieur landen, tre's comme il faut, einem hohen militärischen Würdenträger, glaube ich. Und er ist außer sich.» Cowan zog die Augenbrauen hoch, sonst aber verriet nichts seine Bewegung.

Dann holte er ein kleines Notizbuch aus seiner Tasche und notierte die Worte <rote Rosen>. Elise stürzte durch die andere Tür wieder hinaus, und Cowan wandte sich erneut dem Fenster zu. Vera Read setzte sich an den Schreibtisch und begann, Briefe zu öffnen und zu sortieren. Zehn Minuten verstrichen in Schweigen, und dann barst die Tür zum Schlafzimmer auf, und Paula Nazorkoff flammte in den Raum. Ihr Erscheinen hatte die Wirkung, daß der Raum kleiner, Vera Read noch farbloser und Cowan als bloße Figur im Hintergrund erschien.

«Aha, meine Kinder», sagte die Primadonna. «Bin ich nicht pünktlich?»

Sie war eine hochgewachsene Frau und für eine Sängerin nicht über Gebühr füllig. Ihre Arme und Beine waren noch schlank, und ihr Hals hatte die Form einer schönen Säule. Ihr Haar, das im Nacken einen üppigen Knoten bildete, war von dunklem, brennendem Rot. Wenn sie auch dieser Farbe mit Henna nachgeholfen hatte, so war die Wirkung deshalb nicht weniger echt. Sie war keine junge Frau mehr, mindestens vierzig, doch die Züge ihres Gesichts waren noch reizvoll, obgleich die Haut nicht mehr so straff und um ihre blitzenden, dunklen Augen herum bereits etwas faltig war. Ihr Lachen war das eines Kindes, ihre Verdauung die eines Straußes, ihr Temperament das eines Teufels, und sie genoß den Ruf, der größte dramatische Sopran ihrer Zeit zu sein. Sie ging augenblicklich auf Cowan los.

«Haben Sie alles getan, was ich Ihnen befohlen habe? Haben Sie diesen abscheulichen englischen Flügel weggeschafft und in die Themse geworfen?»

«Ich habe einen anderen besorgt», sagte Cowan und deutete in die Ecke, wo der Flügel stand. Die Nazorkoff flog darauf zu und hob den Deckel.

«Ein Erard», sagte sie. «Das ist schon besser. Wir wollen mal sehen.»

Die herrliche Sopranstimme erstrahlte in einem Arpeggio, lief dann leicht die Skala hinauf und herunter, zweimal, schwang sich dann weich zu einem hohen Ton auf, hielt ihn, er schwoh an, wurde lauter und lauter, dann wieder leiser und weicher und verhauchte in Nichts.

«Ah!» sagte Paula Nazorkoff voll naiver Befriedigung. «Was habe ich doch für eine schöne Stimme! Sogar in London habe ich eine wunderschöne Stimme.»

«Das ist wirklich so», beglückwünschte sie Cowan in ehrlicher Bewunderung. «Ich brauche gar keine Wette einzugehen, daß London Ihnen ebenso zu Füßen liegen wird wie New York.»

«Glauben Sie?» fragte die Sängerin.

Der Anflug eines Lächelns umspielte ihre Lippen, und es war klar, daß diese Frage für sie gar keine Frage war.

«Das ist eine sichere Sache», sagte Cowan.

Paula Nazorkoff schloß den Deckel und schritt auf den Tisch zu mit diesem langsamen, wogenden Gang, der auf der Bühne so wirkungsvoll ist.

«Gut, gut», sagte sie, «wir wollen zum Geschäftlichen kommen.

Haben Sie die Arrangements bei sich, mein Freund?»

Cowan nahm einige Blätter aus der Aktenmappe, die er auf einen Stuhl gelegt hatte.

«Es hat sich nicht viel verändert», bemerkte er. «Sie werden fünfmal im Covent Garden singen, und zwar dreimal die Tosca, zweimal die Aida.»

«Aida! Pah», sagte die Primadonna. «Es wird mich umbringen vor Langeweile. Tosca ist etwas anderes.»

«Aber ja», sagte Cowan. «Tosca ist Ihr Part.»

Paula Nazorkoff drehte sich um.

«Ich bin die größte Tosca der Welt», sagte sie einfach. «So ist es», sagte Cowan. «Das macht Ihnen niemand nach.»

«Ich vermute, Roscari wird den Scarpia singen?»

Cowan nickte. «Und Emile de Lippi»

«Was?» schrie die Nazorkoff «Lippi, dieser häßliche, kleine quakende Frosch, quak quak - quak . Ich werde nicht mit ihm singen, ich werde ihn beißen, ich werde ihm das Gesicht zerkratzen.»

«Nun, nun», sagte Cowan beschwichtigend. «Er singt nicht, sage ich euch, er bellt wie ein Straßenkötter.»

«Ja, ja, schon gut, wir werden sehen», sagte Cowan. Er war zu klug, um mit temperamentvollen Sängerinnen zu streiten.

«Und wer singt den Cavaradossi?» fragte die Nazorkoff

«Der amerikanische Tenor Hensdale.»

Sie nickte. «Das ist ein netter kleiner Junge, er singt recht hübsch.»

«Und einmal singt ihn Barrère, glaube ich.»

«Das ist ein Künstler», sagte Madame großzügig «Aber daß dieser quakende Frosch Lippi der Scarpia sein soll! Pah, ich werde nicht mit ihm singen.»

«Überlassen Sie das ruhig mir», sagte Cowan besänftigend.

Er räusperte sich und nahm einen neuen Stoß Papiere auf.

«Und dann arrangiere ich gerade ein Sonderkonzert in der Albert Hall.»

Die Nazorkoff schnitt eine Grimasse.

«Ich weiß, ich weiß», sagte Cowan. «Aber das macht jeder.»

«Ich werde gut sein», sagte die Nazorkoff, «und es wird voll sein bis unters Dach, und ich werde viel Geld verdienen. Ecco!»

Wieder kramte Cowan in Papieren.

«Dann ist hier noch ein ganz anderes Angebot», sagte er. «Und zwar möchte Lady Rustonbury, daß Sie bei ihr singen.»

«Rustonbury?»

Die Augenbrauen der Primadonna zogen sich zusammen, so als ob sie mit Anstrengung etwas in ihrem Gedächtnis suchte.

«Ich habe kürzlich diesen Namen gelesen, erst ganz kürzlich. Das ist eine Stadt - oder ein Dorf, nicht wahr?»

«Ja, das ist richtig, ein hübscher, kleiner Ort in Hertfordshire. Und was den Besitz von Lord Rustonbury angeht, Rustonbury Castle, das ist ein richtiger Feudalbesitz, mit Geistern und Ahnengalerie und Geheimtreppen und einem erstklassigen Privattheater. Sie schwimmen in Geld und geben immer irgendwelche Privatveranstaltungen. Sie schlug vor, wir sollten eine ganze Oper aufführen, am liebsten wäre ihr Butterfly.>

«Butterfly?»

Cowan nickte.

«Und sie können bezahlen. Wir müssen natürlich das Angebot von Covent Garden annehmen, aber sogar danach wird sich Ihr Auftritt dort allein finanziell schon lohnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch eine Königliche Hoheit anwesend sein. Es wird eine Bombenreklame für Sie.»

Madame hob ihr immer noch schönes Kinn.

«Brauche ich Reklame?» fragte sie stolz.

«Von einer guten Sache kriegt man nie genug», sagte Cowan.

«Rustonbury», murmelte die Sängerin. «Wo habe ich das doch gelesen...»

Plötzlich sprang sie auf, lief auf den Tisch zu und begann in einer Illustrierten zu blättern, die dort lag. Es entstand eine Pause. Sie hielt inne, als ihre Hand auf einer der Seiten verweilte. Dann ließ sie die Wochenzeitschrift auf den Boden gleiten und ging langsam zu ihrem Sessel zurück. Mit einem ihrer gewohnten raschen Stimmungswechsel schien sie jetzt eine völlig andere Persönlichkeit zu sein. Sie gab sich ruhig, fast streng. «Treffen Sie alle Vorbereitungen für Rustonbury. Ich möchte dort singen, allerdings unter einer Bedingung die Oper muß Tosca sein.»

Cowan machte ein wenig zuversichtliches Gesicht.

«Das wird ziemlich schwierig sein - für eine Privatvorstellung, wissen Sie, die vielen Dekorationen und all das.»

«Tosca oder nichts.»

Cowan sah sie an, nickte kurz und stand auf.

«Ich werde sehen, was ich tun kann», sagte er ruhig.

Auch die Nazorkoff stand auf Mehr als sonst schien sie bei der Sache zu sein, als sie ihm ihre Bedingungen auseinandersetzte.

«Es ist meine größte Rolle, Cowan. Ich singe diese Artie, wie keine andere Frau sie jemals gesungen hat.»

«Es ist eine großartige Rolle», sagte Cowan. «Die Callas begründete ihren Ruhm damit»

«Die Callas?» schrie die andere, während Röte in ihre Wangen stieg. Sie redete weiter und gab sehr ausführlich ihre Meinung über die Callas wieder.

Cowan, der daran gewöhnt war, den Urteilen von Sängerinnen über andere Sängerinnen zu lauschen, lenkte seine innere Aufmerksamkeit ab, bis die Tirade vorüber war; dann sagte er hartnäckig: «Jedenfalls singt sie vissi d'arte, während sie auf dem Bauch liegt.»

«Warum nicht?» fragte die Nazorkoff «Was sollte sie davon abhalten! Ich werde die Arie singen, während ich auf dem Rücken liege und mit den Beinen in der Luft herumstrampele.»

Cowan schüttelte mit großem Ernst den Kopf

«Ich glaube nicht, daß das übermäßig künstlerisch ist», belehrte er sie. «Aber es macht Eindruck, wie Sie wissen.»

«Niemand kann vissi d'arte so singen wie ich», sagte die Nazorkoff überzeugt. «Ich singe das mit einer Klosterstimme - so wie es die guten Nonnen mich vor vielen Jahren gelehrt haben. Mit der Stimme eines Chorknaben oder eines Engels, ohne Gefühl, ohne Leidenschaft.»

«Ich weiß», sagte Cowan herzlich. «Ich habe Sie gehört, Sie sind wundervoll.»

«Das ist Kunst», sagte die Primadonna, «den Preis zu bezahlen, zu leiden, zu erdulden und dann zum Schluß: nicht nur das Können zu haben, sondern auch die Macht, zurückzukehren, ganz zurück bis zum Beginn und die verlorene Schönheit und das Herz eines Kindes wiederzuerobern.»

Cowan warf ihr einen erstaunten Blick zu. Sie sah durch ihn hindurch mit einem merkwürdigen leeren Ausdruck in den Augen, und etwas in diesem ihrem Blick gab ihm ein unheimliches Gefühl. Mit halbgeöffneten Lippen flüsterte sie ein paar Worte wie zu sich selbst. Er fing sie gerade noch auf

«Endlich», murmelte sie. «Endlich - nach so vielen Jahren.»

2

Lady Rustonbury war sowohl eine ehrgeizige als auch eine künstlerische Frau. Die Vereinigung dieser beiden Eigenschaften hatte ihr einen durchschlagenden Erfolg verschafft. Sie hatte das große Glück, einen Mann zu haben, dem weder Ehrgeiz noch Kunst etwas bedeuteten und der sie daher gewähren ließ. Der Earl of Rustonbury war ein großer, eckiger Mann, mit einem Interesse für Pferde und sonst gar nichts. Er bewunderte seine Frau. Er war stolz auf sie und froh, daß sie - dank seinem Reichtum - ihre Pläne ausführen konnte. Das Privattheater war vor weniger als hundert Jahren von seinem Großvater erbaut worden. Es war Lady Rustonburys liebster Spielzeug - sie hatte schon ein Drama von Ibsen aufführen lassen, dann ein Stück der allerneuesten Schule: alles Scheidung und Rauschgift, und eine poetische Fantasie mit kubistischer Szenerie. Die nun folgende Aufführung von Tosca hatte weitgespanntes Interesse geweckt. Lady Rustonbury hatte dazu eine sehr vornehme Hausparty arrangiert, und was in London Rang und Namen hatte, kam, um der Vorstellung beizuwohnen.

Madame Nazorkoff und ihre Gesellschaft waren kurz vor dem Mittagessen angekommen. Der junge amerikanische Tenor Hensdale sollte den Gavaradossi singen und Roscari, der berühmte italienische Bariton, den Scarpia. Die Kosten für diese Aufführung waren enorm gewesen, aber darum kümmerte sich niemand. Paula Nazorkoff war in bester Stimmung, sie war charmant, freundlich gelöst und auf angenehmste Art sie selbst. Cowan betete, daß alles sich so weiterentwickeln möge.

Nach dem Essen begab sich die Gesellschaft ins Theater und begutachtete die Bühnenbilder und die verschiedenen Requisiten. Das Orchester unterstand der Leitung von Mr. Samuel Ridge, einem der berühmtesten Dirigenten Englands. Alles schien ohne die geringsten Schwierigkeiten abzulaufen. Und merkwürdig genug, dieser Umstand beunruhigte Cowan. Er fühlte sich mehr zu Hause in einer Atmosphäre der Nervosität; dieser ungewöhnliche Friede störte ihn.

«Alles geht um eine Spur zu glatt», murmelte er zu sich selbst. «Madame ist wie eine Katze, die man mit Schlagsahne gefüttert hat. Es ist zu schön, um so weitergehen zu können. Es muß noch etwas geschehen.»

Vielleicht hatte Mr. Cowan als Ergebnis seines lange währenden Kontaktes mit der Opernwelt einen sechsten Sinn entwickelt; gewiß waren seine Befürchtungen gerechtfertigt. Es war gerade kurz vor sieben Uhr an diesem Abend, als das französische Mädchen, Elise, in größter Verwirrung zu ihm hereinstürzte.

«Ach, Mr. Cowan, kommen Sie, schnell, bitte, bitte, kommen Sie schnell.»

«Was ist denn passiert?» fragte Cowan neugierig. «Madame paßt wohl etwas nicht, wieder Krach, nicht wahr?»

«Nein, nein, es ist nicht Madame; es ist Signor Roscari. Er ist krank, erstirbt!»

«Stirbt? Kommen Sie!»

Cowan rannte hinter ihr her, als sie ihn zum Schlafzimmer des unglücklichen Italieners führte. Der kleine Mann lag auf dem Bett, vielmehr krümmte er sich darauf, in Zuckungen, die komisch gewirkt hätten, wäre der Fall nicht so ernst gewesen. Paula Nazorkoff stand über ihn gebeugt; sie begrüßte Cowan gebieterisch.

«Aha, da sind Sie ja. Unser armer Roscari, er leidet entsetzlich. Zweifellos hat er etwas Verkehrtes gegessen.»

«Ich sterbe», stöhnte der kleine Mann. «Diese Schmerzen, es ist schrecklich. Au, oh!» Er wand sich wieder, preßte beide Hände gegen seinen Magen und rollte sich auf dem Bett herum.

«Wir müssen einen Arzt holen», sagte Cowan.

Paula hielt ihn zurück, als er gerade zur Tür gehen wollte. «Der Arzt ist schon unterwegs. Er wird alles tun, was möglich ist, um dem armen Leidenden hier zu helfen. Daüdr ist schon gesorgt. Aber Roscari wird keinesfalls heute abend singen können.»

«Ich werde nie mehr singen, ich sterbe», stöhnte der Italiener.»

«Nein, nein, Sie sterben nicht», sagte Paula. «Sie haben sich nur den Magen verdorben, aber das bleibt sich gleich, Sie können unmöglich heute singen.»

«Ich bin vergiftet worden.»

«Ja, es ist zweifellos Ptomaine», sagte Paula. «Elise, bleiben Sie bei ihm, bis der Arzt kommt.»

Die Sängerin winkte Cowan, ihr aus dem Zimmer zu folgen.

«Was wollen wir tun?» fragte sie.

Cowan schüttelte hoffnungslos den Kopf. Es war schon zu spät, um aus London einen Ersatz für Roscari zu beschaffen. Lady Rustonbury, die man gerade von der Krankheit ihres Gastes in Kenntnis gesetzt hatte, stürzte durch den Korridor auf die beiden zu. Ihre Hauptsorge wie die Paula Nazorkoffs war das Gelingen der Aufführung von Tosca.

«Wenn doch nur jemand hier in der Nähe wohnte», stöhnte die Primadonna.

«Ah!» Lady Rustonbury stieß einen Freudenschrei aus. «Natürlich, Bréon.»

«Bréon?»

«Ja, Edouard Bréon, Sie wissen doch, der berühmte französische Bariton. Er wohnt hier in der Nähe. Diese Woche war in der Zeitschrift Country Homes sein Haus abgebildet. Das ist unser Mann.»

«Welch eine Himmelsantwort!» schrie die Nazorkoff. «Bréon als Scarpia, ich erinnere mich, das war eine seiner größten Partien. Aber er hat sich von der Bühne zurückgezogen, nicht wahr?»

«Ich bringe ihn schon hierher», sagte Lady Rustonbury. «Überlassen Sie das nur mir.»

Und da sie eine Frau von schnellen Entschlüssen war, ließ sie sofort den Hispano Suiza vorfahren. Zehn Minuten später wurde Edouard Bréons Landsitz von einer aufgeregten Gräfin heimgesucht. Wenn Lady Rustonbury einmal einen Entschluß gefaßt hatte, führte sie ihn auch durch, und zweifellos erkannte Monsieur Bréon, daß es für ihn nur die Möglichkeit gab, sich zu fügen. Es muß allerdings auch noch bemerkt werden, daß er eine Schwäche für Gräfinnen hatte. Er stammte aus kleinen Verhältnissen, hatte sich in seinem Beruf an die Spitze hinaufgearbeitet und hatte dann mit Herzögen und Prinzen verkehrt. Diese Tatsache hatte niemals die befriedigende Wirkung auf ihn verloren. Seitdem er sich jedoch an diesen abgeschiedenen Ort Englands zurückgezogen hatte, war er als unzufrieden bekannt. Er vermißte die Schmeichelei und den Applaus, und der englische Landadel hatte ihn nicht so prompt aufgenommen, wie er gehofft und erwartet hatte. So fühlte er sich jetzt durch Lady Rustonburys Bitte sehr geschmeichelt und war hoch erfreut.

«Ich werde mein Bestes tun», sagte er lächelnd. «Wie Sie wissen, habe ich schon lange nicht mehr vor Publikum gesungen. Ich habe nicht einmal Schüler, nur ein oder zwei als besondere Gunst. Und das jetzt, weil Signor Roscari unglücklicherweise erkrankt ist...»

«Ja, es ist ein schrecklicher Schlag», sagte Lady Rustonbury.

«Nicht, daß er wirklich ein großer Sänger wäre», sagte Bréon. Er erzählte ihr ausführlich, warum das so sei. Es hatte, seit Edouard Bréon sich zurückgezogen hatte, wie es schien, keinen Bariton von Weltruf mehr gegeben.

«Madame Nazorkoff singt die Tosca», sagte Lady Rustonbury. «Ich darf wohl sicher annehmen, daß Sie sie kennen?»

«Ich habe nie mit ihr gesprochen», sagte Bréon. «Ich habe sie einmal in New York singen gehört. Eine große Künstlerin - sie hat das Talent für Dramatik»

Lady Rustonbury fühlte sich erleichtert - bei diesen Sängern konnte man ja nie wissen sie hegten solche merkwürdigen Eifersüchteleien und Antipathien.

Sie betrat nach ungefähr zwanzig Minuten wieder die Vorhalle des Schlosses und schwenkte triumphierend die Hände.

«Ich habe ihn», rief sie lachend «Der liebe Monsieur Bréon war wirklich zu liebenswürdig. Ich werde es ihm nie vergessen.» Alle drängten sich um den Franzosen, und die allgemeine Dankbarkeit und Anerkennung ihm gegenüber war wie Weihrauch für ihn. Edouard Bréon, obwohl jetzt nahe an die Sechzig, war noch ein gutausssehender Mann, breit und dunkel und von einer magnetischen Ausstrahlung.

«Moment mal», sagte Lady Rustonbury. «Wo ist denn Madame? Oh, da ist sie ja.»

Paula Nazorkoff hatte an dem allgemeinen Begrüßungsrummel für den Franzosen nicht teilgenommen. Sie war in einem hohen Eichenstuhl neben dem Kamin sitzen geblieben. Es war natürlich kein Feuer darin, denn der Abend war warm, und die Sängerin fächelte sich langsam mit einem riesigen Palmwedel Kühlung zu. Sie saß dort so unbeteiligt und wie entrückt, daß Lady Rustonbury fürchtete, sie fühle sich beleidigt.

«Monsieur Bréon», sagte sie. Sie führte ihn zu der Sängerin. «Sie sagten, Sie hätten noch nie mit Madame Nazorkoff gesprochen.»

Nach einer letzten fächernden Bewegung, die wie eine anmutige Geste wirkte, legte Paula Nazorkoff den Palmwedel nieder und streckte ihre Hand dem Franzosen entgegen. Er ergriff sie und beugte sich tief darüber, und ein schwacher Seufzer kam von den Lippen der Primadonna.

«Madame», sagte Bréon, «wir haben niemals zusammen gesungen. Das ist die Strafe meines Alters! Aber das Schicksal meinte es gut mit mir und kam zu meiner Rettung.»

Paula lachte leise.

«Sie sind sehr liebenswürdig, Monsieur Bréon. Als ich noch eine arme, kleine unbekannte Sängerin war, saß ich zu Ihren Füßen. Ihr Rigoletto welche Kunst, welche Vollendung! Niemand konnte Sie erreichen.»

«Leider!» sagte Bréon und ließ einen tiefen Seufzer hören «Meine Tage sind vorbei. Scarpia, Rigoletto, Radames, Sharpless, wie viele Male habe ich sie gesungen, und jetzt - nie mehr!»

«Doch - heute abend.»

«Ach ja, richtig, Madame - ich vergaß - heute abend.»

«Sie haben schon mit vielen Toscas zusammen gesungen», sagte die Nazorkoff arrogant, «aber noch nie mit mir!»

Der Franzose verbeugte sich.

«Es wird mir eine Ehre sein», sagte er weich. «Es ist eine große Rolle, Madame.»

«Es bedarf nicht nur einer Sängerin, sondern auch einer Schauspielerin», warf Lady Rustonbury ein.

«Das ist wahr», stimmte Bréon zu. «Ich erinnere mich noch, als ich damals als junger Mann in Italien war, besuchte ich ein etwas abseits gelegenes Theater in Mailand. Der Platz kostete mich nur ein paar Lire, aber ich habe da ebenso gute Sänger gehört wie später in der

Metropolitan Opera in New York. Ein ganz junges Mädchen sang damals die Tosca. Sie sang das wie ein Engel. Ich werde niemals ihre Stimme in vissi d'arie vergessen, diese Klarheit, diese Reinheit. Aber die dramatische Kraft fehlte ihr.» Die Nazorkoff nickte.

«Das kommt erst später», sagte sie ruhig.

«Richtig. Dieses junge Mädchen - Bianca Capelli hieß sie - ich interessierte mich für ihre Karriere. Durch mich hätte sie die Chance zu einem großen Engagement gehabt, aber sie war dumm - hoffnungslos dumm.»

Er zuckte die Achseln.

«Wieso dumm?»

Es war Lady Rustonburys vierundzwanzigjährige Tochter, Blanche Amery, die sich mit dieser Frage am Gespräch beteiligte. Ein schlankes Mädchen mit großen blauen Augen. Der Franzose wandte sich ihr sofort höflich zu.

«Leider, Mademoiselle, sie war wegen irgendeines gemeinen Burschen da in eine Sache verwickelt. Er war ein Schurke, ein Mitglied der Camorra, dieser Verschwörerbande in Neapel. Er geriet in Schwierigkeiten mit der Polizei, wurde zum Tode verurteilt. Sie kam zu mir und bat mich, etwas zu unternehmen, damit ihr Geliebter gerettet würde.»

Blanche Amery starrte ihn an.

«Und Sie taten es?» fragte sie atemlos.

«Ich Mademoiselle, was konnte ich tun? Ein Fremder im Land.»

«Hatten Sie nicht doch damals einigen Einfluß?» fragte die Nazorkoff mit ihrer tiefen, bebenden Stimme.

«Wenn ich ihn hatte, bezweifle ich, ob ich ihn ausgenützt hätte. Der Mann war es nicht wert. Ich tat für das Mädchen, was ich konnte»

Er lächelte ein wenig, und das Lächeln mißfiel plötzlich dem englischen Mädchen, denn etwas an dem Ausdruck dieses Lächelns war unangenehm. Sie spürte, daß das, was er sagte, in dem Moment nicht mit dem übereinstimmte, was er dachte.

«Sie taten, was Sie konnten», sagte die Nazorkoff «Das war sehr freundlich von Ihnen, und war das Mädchen auch dankbar?»

Der Franzose zuckte die Achseln.

«Der Mann wurde hingerichtet», sagte er, «und das Mädchen ging in ein Kloster. Et voilà. Die Welt hat eine Sängerin verloren.»

Die Nazorkoff lachte leise.

«Wir Russen sind nicht so standhaft», sagte sie leichthin.

Blanche Amery, die zufällig Cowan ansah, während die Sängerin sprach, bemerkte, wie er erstaunt zu ihr hinübersah. Er öffnete die Lippen halb, schloß sie dann aber wieder gehorsam, als Paula ihm einen warnenden Blick zugeworfen hatte.

Der Butler erschien in der Tür.

«Dinner», sagte Lady Rustonbury und erhob sich «Ihr armen Künstler, ihr tut mir leid. Es muß doch schrecklich sein, vor dem Singen immer so hungern zu müssen. Aber nachher wird es ein köstliches Essen geben»

«Wir werden uns darauf freuen», sagte Paula Nazorkoff.

Sie lachte leise. «Nachher!»

Im Theater war soeben nach dem ersten Akt der Tosca der Vorhang gefallen. Die Zuschauer bewegten sich und sprachen leise miteinander. Die Königlichen Hoheiten, charmant und leutselig, saßen in den drei Samtstühlen vor der ersten Reihe. Jeder flüsterte und tuschelte mit seinem Nachbarn. Allgemein herrschte die Meinung, die Nazorkoff habe im ersten Akt nicht ihren großen Ruf bestätigt. Die meisten Anwesenden wußten nicht, daß gerade darin die

Kunst der Nazorkoff bestand, im ersten Akt ihre Stimme und sich selbst zu schonen. Sie machte aus Tosca eine leichte, frivole Figur, tändelnd mit Liebe, kokett-eifersüchtig und anspruchsvoll. Bréon überzeugte noch als herrlich zynischer Scarpia, obgleich der Schmelz seiner Stimme den Höhepunkt bereits überschritten hatte. Nichts während seines Spiels deutete auf den alternden Wüstling hin. Er machte aus Scarpia eine schöne, fast gütige Gestalt, nur mit einem Schuß subtiler Gemeinheit, die aber unter dem äußeren Schein fast verborgen blieb. Im letzten Teil, als Scarpia in Gedanken verloren dasteht und über seinen Plan, Tosca zu retten, nachsinnt, hatte Bréon sein unvergleichliches Können gezeigt. Jetzt hob sich der Vorhang wieder für den zweiten Akt, die Szene in Scarpias Zimmer.

Diesmal wurde beim Auftritt der Tosca die Kunst der Nazorkoff mit einem Schlage offenbar. Hier war sie eine Frau in Todesangst, und sie spielte ihre Rolle mit der Sicherheit einer überragenden Schauspielerin. Wie sie Scarpia leichthin grüßte, wie sie sich lässig gab und lächelte, verfehlte nicht die Wirkung auf ihn. In dieser Szene spielte Paula Nazorkoff mit den Augen; sie agierte mit Todesruhe, mit teilnahmslos lächelndem Gesicht. Nur ihre Augen, die immer wieder Scarpia blitzende Blicke zuwarfen, verrieten ihre wahren Gefühle. Und so nahm die Geschichte ihren Fortgang, die Folterszene, der Zusammenbruch Toscas, schließlich die völlige Selbstaufgabe, wie sie zu Scarpias Füßen niederfällt und ihn vergebens um Gnade anfleht. Der alte Lord Leconmere, der ein Musikkenner war, nickte, und ein ausländischer Botschafter, der neben ihm saß, flüsterte:

«Sie übertrifft sich selbst, die Nazorkoff, heute abend. Es gibt keine andere Frau auf der Bühne, die sich so ausspielt in dieser Rolle, wie sie es tut.»

Leconmere nickte.

Und jetzt hatte Scarpia seinen Preis genannt, Tosca flieht entsetzt von ihm fort zum Fenster. Dann hört man von ferne Trommelschläge, und Tosca wirft sich voller Verzweiflung auf das Sofa. Scarpia steht über sie gebeugt, erzählt, wie seine Leute den Galgen errichten - dann Schweigen, und wieder der weit entfernte Trommelwirbel. Die Nazorkoff liegt bäuchlings auf dem Sofa, ihr Kopf hängt tief herab, berührt fast den Boden, ihr Gesicht wird durch das herabfallende Haar verdeckt. Dann, in herrlichem Gegensatz zu der Leidenschaft und der seelischen Not der vergangenen zwanzig Minuten, erklingt ihre Stimme, hoch und klar, die Stimme, die - genau wie sie Cowan gesagt hatte - die eines Chorknaben oder eines Engels ist «Vissi d'arte, vissi d'amore, non feci mai male ad anima vivaf! Con man furtiva quante miserie conobbi, aiutai.»

Es war die Stimme eines verwunderten, verwirrten Kindes. Dann kniet sie noch einmal nieder, bittend und flehend, bis zu dem Augenblick, da Spoletta das Zimmer betritt. Tosca, völlig erschöpft, fügt sich, und Scarpia spricht die schicksalhaften zweideutigen Worte aus. Spoletta geht noch einmal fort. Dann kommt der dramatische Augenblick, da Tosca, die mit zitternder Hand ein Glas Wein hochhebt, das Messer auf dem Tisch erblickt und es hinter sich verbirgt.

Bréon erhebt sich, schön, kämpferisch, entflammt in Leidenschaft «Tosca, finalmente mia!»

Dann das blitzschnelle Zustoßen des Messers, und Toscas Aufschrei der Rache:

«Questo é il bacio di Tosca!» (Das ist der Kuß der Tosca!)

Niemals vorher hatte die Nazorkoff solche Intensität bei Toscas Racheakt gezeigt. Dieses letzte wilde Flüstern «Muori dannato», und dann mit einer merkwürdig ruhigen Stimme, die das ganze Theater erfüllte:

«Orgli perdono!» (Jetzt vergebe ich ihm!)

Das sanfte Todesthema ertönt, als Tosca mit ihrer Zeremonie beginnt, zu beiden Seiten seines Kopfes Kerzen aufstellt, ihm ein Kruzifix auf die Brust legt, ihr letztes Innehalten, als sie sich in der Tür noch einmal umdreht, das Dröhnen der Trommeln aus der Ferne; und der Vorhang fällt.

Diesmal brach ein echter Begeisterungsturm im Publikum los, doch er war von kurzer Dauer. Jemand stürzte hinter dem Vorhang hervor und sprach mit Lord Rustonbury. Er erhob sich,

und nachdem er sich ungefähr zwei Minuten lang Gewißheit verschafft hatte, wandte er sich vorbeugend zu Sir Donald Calthorp, einem berühmten Arzt. Fast in Sekundenschnelle verbreitete sich im Zuschauerraum die Nachricht von dem Geschehenen. Ein Unfall war geschehen, jemand war ernstlich verletzt worden. Einer der Sänget erschien vor dem Vorhang und erklärte, daß Monsieur Bréon unglücklicherweise einen Unfall erlitten habe die Oper müsse abgebrochen werden. Wieder ging das Gerücht um, Bréon sei erstochen worden, die Nazorkoff habe den Kopf verloren, sie habe ihre Rolle so intensiv mitgelebt, daß sie tatsächlich den Partner erstochen hätte. Lord Leconnere, der mit seinem Freund, dem Botschafter, sprach, spürte, wie ihn jemand am Arm berührte, wandte sich um und sah in Blanche Amerys Augen.

«Es war kein Unfall,» hörte er das Mädchen sagen. «Ich bin sicher, es war kein Unfall. Hören Sie nicht, kurz vor dem Dinner, die Geschichte, die er erzählte von diesem Mädchen in Italien? Dieses Mädchen war Paula Nazorkoff. Als sie so etwas von <wir Russinnen> sagte, bemerkte ich den verblüfften Blick von Mr. Cowan. Sie hat wohl einen russischen Namen angenommen, er aber wußte nur zu gut, daß sie Italienerin ist»

«Aber meine liebe Blanche», sagte Lord Leconnere.

«Ich versichere Ihnen, es ist so. In ihrem Schlafzimmer lag eine Zeitschrift, aufgeschlagen auf der Seite, auf der Monsieur Bréon in seinem englischen Landsitz abgebildet ist. Sie wußte davon, bevor sie hierherkam. Ich glaube, sie hat dem armen kleinen Italiener etwas gegeben, das ihn krank machte.»

«Aber warum?» schrie Lord Leconnere. «Warum?»

«Aber verstehen Sie nicht? All das ist die Geschichte der Tosca. Er begehrte sie in Italien, sie aber war ihrem Geliebten treu, und sie ging zu Bréon, um ihn zu bitten, ihrem Geliebten zu helfen, und er gab vor, er würde ihr helfen. Doch statt dessen ließ er ihn sterben. Und jetzt war endlich die Stunde ihrer Rache da. Haben Sie nicht gehört, wie sie ausstieß <Ich bin Tosca>? Und ich sah Bréons Gesicht, als sie das sagte: Da begriff er die Wahrheit - er hatte sie wiedererkannt»

In ihrer Garderobe saß Paula Nazorkoff regungslos, einen weißen Hermelinmantel um ihre Schultern gezogen. Es klopfte an die Tür.

«Herein!» rief die Primadonna.

Elise trat ein. Sie schluchzte.

«Madame, Madame, er ist tot! Und -»

«Ja?»

«Madame, wie soll ich es Ihnen nur sagen? Da draußen stehen zwei Herren von der Polizei und wollen Sie sprechen.»

Pauk Nazorkoff erhob sich zu ihrer vollen Höhe.

«Ich werde mit ihnen gehen», sagte sie ruhig.

Sie löste eine Perlenkette von ihrem Hals und legte sie in die Hände des französischen Mädchens.

«Die sind für Sie, Elise, sie sind immer sehr lieb gewesen. Dort, wo ich jetzt hingehe, brauche ich sie nicht mehr. Verstehen Sie, Elise? Ich werde nie wieder die Tosca singen.»

Sie blieb einen Moment an der Tür stehen, ihre Augen tasteten durch die Garderobe, so, als ob sie auf die vergangenen dreißig Jahre ihrer Karriere zurückschaute.

Dann murmelte sie leise den letzten Satz einer anderen Oper: «Das Spiel ist aus!»

Der Unfall

«... und ich sage Ihnen, es ist dieselbe Frau! Gar kein Zweifel.»

Kapitän Haydock blickte in das lebhaft interessierte Gesicht seines Freundes und seufzte. Er wünschte, Evans wäre mit seinem Urteil nicht immer so schnell bei der Hand. Während seiner vielen Jahre auf See hatte der alte Kapitän gelernt, die Dinge, die ihn nichts angingen, ruhen zu lassen.

Sein Freund Evans, ehemaliger Kriminalinspektor, hatte eine andere Philosophie. «Nach erhaltenen Informationen handeln», das war sein Motto in früheren Tagen gewesen. Und er hatte es jetzt derart ausgeweitet, daß er sich die Informationen stets selbst beschaffte. Evans war ein tüchtiger Beamter gewesen und auch dementsprechend befördert worden. Sogar jetzt, da er pensioniert war und sich in einem Landhaus zur Ruhe gesetzt hatte, war er der alte geblieben.

«Ich vergesse nicht leicht ein Gesicht», wiederholte er immer wieder selbstzufrieden. «Mrs. Anthony, ja es ist ganz sicher Mrs. Anthony. Als Sie sagten, Mrs. Merrowdene, erkannte ich sie sofort.»

Kapitän Haydock rutschte unbehaglich in seinem Sessel hin und her. Die Merrowdenes waren, von Evans abgesehen, seine nächsten Nachbarn, und die Identifizierung von Mrs. Merrowdene als Hauptperson eines früheren Sensationsprozesses war ihm unangenehm.

«Es ist schon lange her», sagte er gedehnt

«Neun Jahre», entgegnete Evans, akkurat wie immer, «neun Jahre und drei Monate. Erinnern Sie sich an den Fall?»

«Ziemlich ungenau.»

«Es stellte sich heraus, daß Mr. Anthony öfters kleinere Mengen Arsen zu sich genommen hatte», erinnerte ihn Evans. «Deshalb wurde sie freigesprochen.»

«Warum hätte man das auch nicht tun sollen?»

«Es war das einzige Urteil, das man auf Grund des Beweismaterials fällen konnte. Durchaus korrekt.»

«Dann ist es ja in Ordnung», entgegnete Haydock «Und ich sehe nicht ein, weshalb wir uns noch damit herumquälen müssen.»

«Wer quält sich denn?»

«Ich dachte, Sie.»

«Aber keine Spur», meinte Evans heiter.

«Die Geschichte ist vorbei und zu Ende», faßte Haydock zusammen. «Wenn Mrs. Merrowdene in ihrem Leben einmal das Unglück hatte, wegen Mordes vor Gericht gestellt und freigesprochen zu werden -»

«Normalerweise betrachtet man es nicht als Unglück, wenn man freigesprochen wird», unterbrach ihn Evans.

«Sie verstehen schon, wie ich es meine», entgegnete Haydock unwillig. «Wenn die arme Frau eine so schreckliche Geschichte durchstehen mußte, kommt es uns nicht zu, die ganze Sache wiederaufleben zu lassen, nicht wahr?»

Evans schwieg.

«Aber Evans, die Frau war unschuldig. Sie haben es eben selbst gesagt»

«Ich sagte nicht, sie war unschuldig, sondern, sie wurde freigesprochen.»

«Das ist doch dasselbe.»

«Nicht immer.»

Haydock hatte gerade begonnen, seine Pfeife in einem Aschenbecher auszuklopfen. Er unterbrach seine Tätigkeit und setzte sich mit einem Ruck auf

«Hallo», rief er. «Also daher weht der Wind. Sie glauben, daß sie nicht unschuldig war?»

«Das möchte ich nicht sagen. Ich... nun, ich weiß es nicht. Anthony hatte die Angewohnheit, regelmäßig in kleinen Mengen Arsen zu nehmen. Seine Frau besorgte es für ihn. Eines Tages, durch ein Versehen, nahm er zuviel. War es sein Fehler oder der seiner Frau? Niemand konnte es sagen, und die Geschworenen entschieden zu ihren Gunsten. Das ist völlig richtig, und ich sehe keinen Fehler darin. Trotz alledem - ich würde es gern genau wissen.»

Kapitän Haydock beschäftigte sich wieder mit seiner Pfeife.

«Nun», meinte er behaglich, «das geht uns nichts an.»

«Da bin ich mir nicht so sicher.»

«Aber gewiß -

«Hören Sie mir einen Augenblick zu», bat Evans. «Sie erinnern sich, wie Mr. Merrowdene neulich abends in seinem Laboratorium herumexperimentierte ->»

«Ja. Er erwähnte den Marsh'schen Test für Arsen. Er sagte, Sie wüßten alles darüber, das läge auf Ihrer Linie - und er kicherte dabei. Er würde das nicht gesagt haben, wenn er auch nur einen Augenblick vermutet hätte ->» Evans unterbrach ihn.

«Sie meinen, er hätte es nicht gesagt, wenn er etwas wüßte. Wie lange sind doch die beiden jetzt verheiratet? Sechs Jahre? Ich gehe jede Wette ein, daß er keine Ahnung hat, daß seine Frau einst die berüchtigte Mrs. Anthony war.»

«Und er wird es von mir gewiß nicht erfahren», sagte Haydock mit Nachdruck.

Evans kümmerte sich nicht darum, sondern fuhr fort:

«Sie haben mich gerade unterbrochen. Im Anschluß an den Marsh'schen Test erhitzte Merrowdene eine Substanz in einem Reagenzglas, den metallischen Rückstand löste er in Wasser und präzipitierte ihn durch Beifügung von Silbernitrat. Das war eine Probe auf Chlorate. Ein kleiner, bescheidener, hübscher Test. Aber ich konnte zufällig die Worte in einem Buch lesen, das offen auf dem Tisch lag: H_2SO_4 zersetzt Chlorate durch Entwicklung von ClO_2 . Erhitzt man es, entstehen starke Explosionen. Die Mixtur sollte daher kühl gehalten und nur in kleinsten Mengen verwendet werden.>»

Haydock starrte seinen Freund verständnislos an.

«Ja, und?»

«Nichts weiter. In meinem Beruf macht man auch Tests. Man zählt die Tatsachen zusammen, wägt sie ab, zerlegt den Rest, nachdem man Voreingenommenheit und durchschnittliche Ungenauigkeit von Zeugen berücksichtigt hat. Aber es gibt noch einen anderen Test, einen Mord nachzuweisen, einen, der ziemlich genau ist, aber auch ziemlich gefährlich. Ein Mörder gibt sich selten mit einem Verbrechen zufrieden. Läßt man ihm Zeit, und fühlt er sich unbeobachtet, wird er ein neues verüben. Wie zum Beispiel bei einem Mann, den man des Mordes an seiner Frau verdächtigt. Vielleicht sähe der Fall gar nicht so schwarz für ihn aus. Dann schaut man sich seine Vergangenheit an. Findet man heraus, daß er schon öfter verheiratet war und daß alle seine Frauen starben, dann sagt man sich, recht eigenartig, nicht wahr? Dann weiß man es. Nicht juristisch, verstehen Sie? Ich spreche von einer inneren Gewißheit. Wenn man die hat, kann man anfangen, nach Beweisen zu suchen.»

«Und?»

«Ich komme schon zu dem entscheidenden Punkt. Es geht in dieser Form natürlich nur, wenn es eine Vergangenheit gibt, in der man wühlen kann. Aber angenommen, Sie fangen Ihren Mörder bei seinem ersten Verbrechen? Dann wäre dieser Test sinnlos. Der Verdächtige wird freigesprochen. Er fängt ein neues Leben unter einem anderen Namen an. Wird der Mörder das Verbrechen wiederholen, ja oder nein?»

«Das ist eine schreckliche Idee!»

«Sagen Sie immer noch, es ginge uns nichts an?»

«Jawohl, das sage ich. Sie haben keinen Grund, Mrs. Merrowdene zu verdächtigen.»

Der Ex-Inspektor schwieg einen Moment Dann sagte er:

«Ich erzählte Ihnen, daß wir uns mit ihrer Vergangenheit beschäftigten und nichts fanden.

Das ist nicht ganz richtig. Sie hatte einen Stiefvater. Als Mädchen von achtzehn Jahren liebte sie einen jungen Mann, mit dem der Stiefvater nicht einverstanden war. Eines Tages ging sie mit ihrem Stiefvater an einem recht gefährlichen Teil der Klippen spazieren. Da passierte ein Unfall. Der Stiefvater ging zu nahe an den Rand, der bröckelte ab, und er fiel hinunter und war tot»

«Sie glauben doch nicht etwa...»

«Es war ein Unfall! Anthonys Überdosis von Arsen war auch ein Unfall. Sie wäre nie vor Gericht gestellt worden, wenn damals nicht durchgesickert wäre, daß da noch ein anderer Mann existierte er machte sich aus dem Staub, nebenbei bemerkt. Es sah aus, als sei er nicht so ganz überzeugt, selbst wenn die Geschworenen es sein sollten. Ich sage Ihnen, Haydock, was diese Frau betrifft, befürchte ich einen neuen - Unfall!»

«Es sind neun Jahre seit dieser Affäre vergangen. Weshalb sollte es jetzt einen neuen Unfall geben, wie Sie es nennen?»

«Ich habe nicht gesagt, jetzt. Ich sagte, irgendwann. Wenn das erforderliche Motiv auftaucht»

«Ich kann mir nicht vorstellen, wie Sie das verhindern wollen», sagte Haydock

«Ich auch nicht», entgegnete Evans kleinlaut.

«Meiner Meinung nach sollte man die Sache auf sich beruhen lassen. Es ist noch nie etwas dabei herausgekommen, in anderer Leute Angelegenheiten herumzustochern», brummte der Kapitän.

Dieser Rat war nicht nach dem Geschmack des Inspektors. Er war ein Mann der Geduld, aber auch des Entschlusses. Er verabschiedete sich von seinem Freund und begab sich hinunter ins Dorf. In Gedanken erwog er die Möglichkeiten, wie ein eventuelles Verbrechen verhindert werden könnte.

Bei der Post wollte er einige Briefmarken kaufen, und dort stieß er ausgerechnet mit George Merrowdene zusammen. Der ehemalige Chemieprofessor war ein kleiner, verträumt aussehender Mann, höflich und gütig in seiner Art, aber mit seinen Gedanken gewöhnlich woanders. Er erkannte Evans und begrüßte ihn freundlich. Dann bückte er sich, um die Briefe aufzusammeln, die durch den Zusammenstoß zu Boden gefallen waren. Evans war ihm behilflich und schielte dabei auf die Briefe. Die Adresse auf einem Umschlag verstärkte seinen Verdacht sofort. Er trug den Namen einer bekannten Versicherungsgesellschaft. Sofort stand sein Entschluß fest.

Der arglose Merrowdene merkte kaum, wie es kam, daß er nun zusammen mit dem Inspektor durch das Dorf ging, und noch weniger hätte er sagen können, weshalb er plötzlich von seiner Lebensversicherung sprach. Evans hatte keine Mühe, ihn für sich zu gewinnen. Merrowdene gab bereitwillig Auskunft, daß er gerade sein Leben zugunsten seiner Frau versichert habe, und fragte nach Evans' Meinung über die Versicherungsgesellschaft, mit der er abgeschlossen hatte.

«Ich habe schon manch eine unüberlegte Investition gemacht», erklärte er, «mit dem Resultat, daß mein Vermögen zusammengeschrumpft ist. Sollte mir etwas passieren, wäre meine Frau schlecht versorgt. Die Versicherung soll das verhindern.»

«Hat sie gegen diese Idee keinen Einspruch erhoben?» erkundigte sich Evans beiläufig.

«Manche Frauen tun das, wissen Sie. Sie meinen, es brächte Unglück oder so etwas...»

«Ach, Margaret ist sehr praktisch.» entgegnete Merrowdene lächelnd. «Überhaupt nicht abergläubisch. Ich glaube, es war sogar ursprünglich ihre eigene Idee. Sie wollte nicht, daß ich mir Sorgen mache...»

Evans hatte die Information, die er wollte. Er verließ den Professor kurz darauf. Sein Gesicht

spiegelte grimmige Entschlossenheit wider. Der verstorbene Mr. Anthony hatte auch eine Lebensversicherung zugunsten seiner Frau abgeschlossen - gerade ein paar Wochen vor seinem Tod.

Für Evans gab es keinen Zweifel mehr. Aber was er unternehmen konnte, stand auf einem anderen Blatt. Er wollte keinen auf frischer Tat ertappten Verbrecher verhaften, sondern ein Verbrechen verhindern. Und das war etwas ganz anderes und viel schwieriger.

Den ganzen Tag über war er sehr nachdenklich. Am Nachmittag gab der Primelzüchterverein ein Fest auf dem Besitz des örtlichen Gutsherrn, und Evans ging hin. Er spielte beim Penny dip, einer Art Lotterie, mit und warf mit Bällen nach leeren Blechdosen. In Gedanken aber war er ständig bei seinem Problem. Er ließ sich sogar von Sarah, der Wahrsagerin, für eine halbe Krone die Zukunft deuten und mußte über sich selbst lächeln, als er sich erinnerte, wie er während seiner Amtszeit gegen diese Wahrsager vorgegangen war.

Er war nicht so richtig bei der Sache, bis das Ende eines Satzes seine Aufmerksamkeit erregte.

«... und Sie werden in Kürze, in allernächster Kürze, in einer Sache stecken, bei der es um Tod oder Leben geht... Leben oder Tod eines Menschen.»

«Ha? Wie war das?» fragte er.

«Ein Beschluß. Sie werden einen Beschluß zu fassen haben. Sie müssen sehr vorsichtig sein, sehr, sehr vorsichtig. Wenn Sie einen Fehler machen, den kleinsten Fehler auch nur...»

Die Wahrsagerin erschauerte. Inspektor Evans wußte, daß das alles Unsinn war, trotzdem war er beeindruckt.»

«Ich warne Sie. Sie dürfen keinen Fehler machen. Wenn Sie es doch tun, sehe ich die Folgen ganz klar - den Tod.»

Komisch, verflucht komisch. Tod. Daß ihre Phantasie sie darauf gebracht hatte!

«Wenn ich einen Fehler mache, wird das einen Todesfall zur Folge haben. Ist es so?»

«Ja.»

«Aus diesem Grunde», meinte Evans trocken und reichte ihr das Geldstück hinüber, «darf ich also keinen Fehler machen, was?»

Er sprach zwar unbekümmert, war aber auch fest entschlossen, aufzupassen. Leichter gesagt als getan! Er durfte keinen Schnitzer machen. Ein Leben, ein kostbares menschliches Leben hing davon ab. Und niemand war da, der ihm helfen konnte.

Er blickte hinüber zu seinem Freund Haydock, der in einiger Entfernung stand. Von ihm konnte er keine Hilfe erwarten. «Laß die Dinge auf sich beruhen», war Haydocks Devise. Haydock unterhielt sich mit einer Frau. Sie verabschiedete sich jetzt von ihm und kam auf Evans zu. Der Inspektor erkannte sie. Es war Mrs. Merrowdene. Impulsiv stellte er sich ihr genau in den Weg.

Mrs. Merrowdene war eine sehr gutaussehende Frau. Sie hatte eine breite, gerade Stirn und einen sanften Gesichtsausdruck. Mit ihren wunderschönen braunen Augen glich sie einer italienischen Madonna, und das unterstrich sie noch dadurch, daß sie ihr Haar in der Mitte gescheitelt trug. Ihre Stimme war warm und dunkel.

Sie lächelte Evans zu.

«Ich dachte mir doch, daß Sie es waren, Mrs. Anthony -ich meine, Mrs. Merrowdene», sagte er hintergründig.

Diesen Fehler hatte er absichtlich gemacht, und er beobachtete sie dabei, ohne es sich anmerken zu lassen. Er sah, wie sich ihre Augen weiteten und wie sie kurz den Atem anhielt. Aber sie zuckte nicht mit der Wimper. Sie betrachtete ihn würdevoll.

«Ich suche meinen Mann», sagte sie ruhig. «Haben Sie ihn irgendwo gesehen?»

«Er war dort drüben, als ich ihn zuletzt sah.»

Sie gingen Seite an Seite in der bezeichneten Richtung und plauderten. Der Inspektor fühlte, wie seine Bewunderung wuchs. Welch eine Frau! Diese Selbstbeherrschung! Dieses

wunderbare Gleichgewicht! Ein bemerkenswerter Mensch - und sehr gefährlich. Er fühlte sich unbehaglich, obgleich er mit seinem ersten Schritt zufrieden war. Er hatte sie wissen lassen, daß er sie erkannt hatte. Sie würde auf der Hut sein und es nicht wagen, irgend etwas Übereiltes zu tun. Blieb noch Merrowdene. Wenn man ihn nur warnen könnte! Sie fanden den kleinen Mann, wie er abwesend eine Porzellanpuppe betrachtete, die er gewonnen hatte. Seine Frau schlug vor, nach Hause zu gehen, und er stimmte freudig zu. Mrs. Merrowdene wandte sich an den Inspektor.

«Wollen Sie nicht mitkommen und eine Tasse Tee bei uns trinken, Mr. Evans?»

lag da nicht ein leichter Ton von Herausforderung in ihrer Stimme? Er meinte, ihn bemerkt zu haben.

«Vielen Dank, Mrs. Merrowdene. Gern.»

Auf dem Weg unterhielten sie sich über alltägliche Dinge. Die Sonne schien, und ein leichter Wind wehte. Die Welt schien ruhig und friedlich.

Ihr Hausmädchen sei auch bei dem Fest, erklärte Mrs. Merrowdene, als sie in dem hübschen Landhaus ankamen. Sie ging in ihr Zimmer, um ihren Hut abzusetzen. Dann kam sie zurück und begann den Tee bereitzustellen. Auf einem kleinen silbernen Kocher brachte sie Wasser zum Sieden. Aus einem Fach neben dem Kamin nahm sie drei hauchdünne Schalen und Untertassen.

«Wir haben einen ganz speziellen chinesischen Tee», sagte sie. «Und wir trinken ihn immer auf chinesische Weise, aus Schalen, nicht aus Tassen.»

Sie brach ab, blickte in eine der Schalen und tauschte sie mit einem Ausdruck von Verärgerung gegen eine andere aus.

«George, das ist nicht nett von dir. Du hast schon wieder eine dieser Schalen benutzt», schalt sie ihren Mann.

«Es tut mir leid, Liebes», antwortete der Professor entschuldigend. «Sie haben eine so brauchbare Größe. Die anderen, die ich bestellt habe, sind noch nicht angekommen.»

«Eines schönen Tages wirst du uns alle vergiften», meinte seine Frau mit einem halben lachen. «Mary findet sie im Labor und bringt sie mit herauf. Wenn nicht etwas sehr Auffälliges darin ist, macht sie sich nicht die Mühe, sie abzuwaschen. Neulich hast du sogar eine davon für Zyankali benutzt. Wirklich, George, es ist höchst gefährlich.»

Merrowdene schien etwas ärgerlich.

«Mary hat überhaupt nichts aus meinem Labor wegzunehmen. Sie darf dort nichts anfassen.»

«Aber wir lassen oft unsere Tassen nach dem Tee dort stehen. Woher soll sie das wissen? Sei doch vernünftig, Lieber.»

Der Professor ging in sein Laboratorium und murmelte vor sich hin. Lächelnd goß Mrs. Merrowdene kochendes Wasser über den Tee und blies die Flamme auf dem silbernen Kocher aus.

Evans war überrascht. Aus irgendeinem Grunde ließ sich Mrs. Merrowdene in die Karten blicken. Sollte das der «Unfall» werden?. Sprach sie bewußt von all dem, um sich von vornherein ein Alibi zu verschaffen?. Er wäre gezwungen, zu ihren Gunsten auszusagen, wenn der «Unfall» eines Tages passierte. Wie dumm von ihr, denn bevor...

Plötzlich hielt er den Atem an. Sie hatte den Tee in drei Schalen gegossen. Eine setzte sie vor sich hin, eine vor ihn und die dritte auf einen kleinen Tisch beim Feuer, in der Nähe des Sessels, in dem gewöhnlich ihr Mann saß. Als sie diese letzte Schale auf den Tisch stellte, verzog ein eigenartiges Lächeln ihren Muni

Dieses Lächeln gab den Ausschlag.

Eine bemerkenswerte Frau eine gefährliche Frau. Kein Warten, keine Vorbereitungen. Heute nachmittag, genau heute nachmittag mit ihm hier als Zeugen. Diese Kühheit verschlug ihm den Atem. Es war raffiniert, verdammt raffiniert. Er würde ihr nichts beweisen können. Sie baute darauf, daß er nichts ahnte - einfach weil es noch so früh war. Eine Frau, die

blitzschnell dachte und handelte.

Er holte tief Luft und beugte sich vor.

«Mrs. Merrowdene, ich bin ein Mann mit sonderbaren Einfällen. Würden Sie so liebenswürdig sein und bei einem davon mitmachen?»

Sie blickte ihn fragend an.

Er stand auf, nahm die Schale, die vor ihr stand, und ging hinüber zu dem kleinen Tisch, wo er sie gegen die andere vertauschte. Diese brachte er zurück und stellte sie vor sie hin.

«Ich möchte sehen, wie Sie das trinken!»

Ihre Blicke trafen sich. Sie sah ihn fest und unergründlich an. Langsam wich die Farbe aus ihrem Gesicht.

Sie streckte die Hand aus und hob die Schale hoch. Er hielt den Atem an. Angenommen, er hatte sich von Anfang an geirrt?

Sie führte die Schale an die Lippen. Im letzten Moment lehnte sie sich vor und goß den Inhalt in einen Blumentopf. Dann richtete sie sich auf und sah ihn herausfordernd an.

Er stieß einen langen Seufzer der Erleichterung aus und setzte sich wieder hin.

«Nun?» fragte sie. Ihre Stimme klang verändert. Sie war leicht spöttisch und herausfordernd.

Er antwortete bedächtig. «Sie sind eine sehr kluge Frau, Mrs. Merrowdene. Ich glaube, Sie verstehen mich. Es darf kein zweites Mal geben. Wissen Sie, was ich meine?»

«Ja, ich weiß», sagte sie.

Er nickte zufrieden mit dem Kopf. Sie war sehr vorsichtig. Sie wollte nicht gehängt werden.

«Auf Ihr langes Leben und das Ihres Gatten», sagte er bedeutungsvoll und hob die Schale mit dem Tee an die Lippen.

Dann veränderte sich sein Gesicht. Es verzog sich grauenvoll... er mußte aufstehen ...

hinausschreien. Sein Körper wurde steif, sein Gesicht lief rot an. Er fiel hin, stürzte über den Stuhl. Seine Glieder verkrampften sich.

Mrs. Merrowdene lehnte sich vor und beobachtete ihn. Ein leichtes Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie sprach zu ihm, ganz sanft und liebenswürdig.

«Sie haben einen Fehler gemacht, Mr. Evans. Sie glaubten, ich wollte George töten . . . Wie dumm von Ihnen, wie furchtbar dumm.»

Sie saß noch eine Minute lang da und blickte auf den toten Mann - den dritten, der gedroht hatte, ihren Weg zu kreuzen und sie von dem Mann zu trennen, den sie liebte.

Ihr Lächeln vertiefte sich. Mehr denn je glich sie einer Madonna. Dann hob sie ihre Stimme und rief:

«George! George!... Oh, bitte, komm her. Ich fürchte, ein schrecklicher Unfall ist passiert!

Armer Mr. Evans!»

Ein guter Freund

Sir Edward Palliser, Kronanwalt, wohnte am Queen Anne's Close, Nr.9. Queen Anne's Close war eine Sackgasse im Zentrum von Westminster, die ihre friedliche Alt-Londoner Atmosphäre, weitab von der Hektik des zwanzigsten Jahrhunderts, bewahrt hatte. Diese Atmosphäre gefiel Sir Edward ausgezeichnet.

Sir Edward war zu seiner Zeit einer der bedeutendsten Strafverteidiger gewesen. Nun, da er nicht länger vor Gericht plädierte, beschäftigte er sich damit, eine wohlsortierte Bibliothek kriminalistischer Literatur zusammenzutragen. Darüber hinaus war er der Verfasser eines Buches mit dem Titel: Lebensläufe berühmter Verbrecher.

An diesem Abend saß Sir Edward vor dem Kamin in seiner Bibliothek, trank einen ausgezeichneten schwarzen Kaffee und zerbrach sich den Kopf über eine Ausgabe von Lombroso. Was für geistreiche Theorien, und wie überholt sie doch waren!

Die Tür öffnete sich fast lautlos. Über den tiefen Teppich kam sein wohlzogener Diener heran und murmelte diskret: «Eine junge Dame wünscht Sie zu sprechen, Sir.»

«Eine junge Dame?» fragte Sir Edward überrascht. Das war etwas, das nicht oft geschah. Dann fiel ihm ein, daß es seine Nichte Ethel sein könnte - aber nein, in diesem Fall würde Armour es ihm gesagt haben. Vorsichtig fragte er:

«Hat die Dame ihren Namen genannt?»

«Nein, Sir, aber sie sagte, sie wäre sicher, daß Sie sie empfangen würden.»

«Führen Sie sie herein», sagte Sir Edward Palliser. Er war neugierig und genoß dieses Gefühl.

Eine schlanke, dunkelhaarige junge Dame, Ende Zwanzig, die ein schwarzes, gutsitzendes Kostüm und einen kleinen schwarzen Hut trug, kam mit ausgestreckter Hand und einem Ausdruck freudigen Wiedererkennens auf Sir Edward zu. Armour zog sich zurück, lautlos schloß sich die Tür hinter ihm.

«Sir Edward, Sie erkennen mich doch wieder, nicht wahr? Ich bin Magdalena Vaughan.»

«Aber natürlich.» Er drückte herzlich die ausgestreckte Hand. Nun erinnerte er sich wieder genau an sie. Die Heimreise von Amerika auf der Siluric. Das reizende Kind - denn damals war sie kaum mehr als ein Kind gewesen -, dem er den Hof gemacht hatte, natürlich diskret, wie es sich für einen Mann in seiner Position ziemt. Sie war so entzückend jung gewesen, so lebhaft, so voll von Bewunderung und tiefer Hingabe - genau das, was das Herz eines Mannes gefangennimmt, der sich den Sechzig nähert. Die Erinnerung ließ zusätzliche Wärme in seinen Händedruck strömen.

«Das ist äußerst reizend von Ihnen. Bitte, nehmen Sie doch Platz.» Er rückte ihr, leicht und gefällig plaudernd, einen Sessel zurecht und fragte sich dabei, was wohl der Grund ihres Kommens war. Als endlich sein leichtes Geplauder versiegte, herrschte Stille im Zimmer. Ihre Hand auf der Sessellehne öffnete und schloß sich nervös, sie befeuchtete ihre Lippen, dann sagte sie plötzlich: «Sir Edward - bitte helfen Sie mir!»

Er war überrascht und murmelte automatisch: «Ja?»

Sie fuhr fort, und ihr Ton wurde immer eindringlicher:

«Sie sagten damals, wenn ich irgendwann einmal Hilfe brauchen sollte - wenn es irgend etwas auf der Welt geben würde, was Sie für mich tun könnten - daß Sie es tun würden.»

Ja, das hatte er tatsächlich gesagt. Eine Floskel, die man so zu sagen pflegt, besonders in der Stunde des Abschieds. Er konnte sich noch an das Versagen seiner Stimme erinnern, an die

Art, wie er ihre Hand an die Lippen führte.

«Wenn es je etwas gibt, was ich für Sie tun kann - denken Sie daran, ich meine es ernst.»

Ja, man pflegt solche Dinge zu sagen - aber nur sehr, sehr selten muß man sein Wort einlösen. Und bestimmt nicht nach - wieviel? - neun oder zehn Jahren. Er warf ihr einen schnellen Blick zu. Sie war noch immer ein sehr gutaussehendes Mädchen, aber das, was er seinerzeit so anziehend fand, hatte sie längst verloren: ihr taufrisches, unberührtes jugendliches Aussehen. Vielleicht war ihr Gesicht jetzt ausdrucksvoller geworden - ein jüngerer Mann hätte das sicher gefunden -, aber Sir Edward war jetzt weit entfernt von der Welle der Wärme und Zuneigung, die ihn damals am Ende jener Atlantikreise überwältigt hatte.

Auf seinem Gesicht spiegelte sich Vorsicht. Er sagte förmlich: «Gewiß werde ich alles für Sie tun, was in meiner Macht steht - obwohl ich bezweifle, daß ich jetzt noch sehr viel für irgend jemanden tun kann.»

Offensichtlich bemerkte sie nicht, daß er seinen Rückzug vorbereitete. Sie gehörte zu den Menschen, die immer nur eine Idee verfolgen. Und in diesem Augenblick sah sie nur ihre eigene Zwangslage. Sir Edwards Bereitschaft, ihr zu helfen, setzte sie als selbstverständlich voraus.

«Wir sind in einer schrecklichen Bedrängnis, Sir Edward~»

«Wir? Sind Sie verheiratet?»

«Nein, ich meine meinen Bruder und mich, und natürlich auch William und Emily, in diesem Fall. Aber ich muß Ihnen das genau erklären. Ich habe... ich hatte eine Tante, Miss Crabtree. Vielleicht haben Sie darüber in der Zeitung gelesen? Es war schrecklich. Sie wurde getötet - ermordet».

«Ach j~» Sir Edwards Gesicht hellte sich auf. Es war interessant.

«Vor einem Monat, nicht wahr?»

Sie nickte. «Nicht ganz. Vor drei Wochen.»

«Ja, ich erinnere mich. Sie bekam einen Schlag auf den Kopf, in ihrem eigenen Haus. Den Täter hat man noch nicht gefaßt.»

Magdalena Vaughan nickte wieder. «Nein, man hat den Mann nicht gefaßt. Ich glaube, daß man ihn niemals fassen wird, denn es gibt keinen fremden Täter.»

«Was sagen Sie da?»

«Ja, es ist schrecklich. In den Zeitungen hat darüber nichts gestanden. Aber das ist es, was die Polizei vermutet. Sie weiß, daß niemand an jenem Abend das Haus betreten hat»

«Sie meinen ...»

«... daß es einer von uns vieren gewesen ist. Es muß so gewesen sein. Die Polizei weiß nicht wer, und wir wissen es auch nicht. Wir wissen es einfach nicht! Und so sitzen wir jeden Tag herum und starren uns gegenseitig mißtrauisch und verstohlen an. Ach, wenn es doch ein Fremder gewesen wäre...»

Sir Edward blickte Magdalena mit wachsendem Interesse an. «Sie wollen sagen, daß die Familienmitglieder unter Verdacht stehen?»

«Ja. Die Polizei hat das natürlich nicht behauptet. Die Beamten waren sehr nett und höflich. Aber sie haben das Haus auf den Kopf gestellt, sie haben uns alle und Martha immer und immer wieder verhört... Und weil sie nicht wissen, wer es war, warten sie ab. Ich habe Angst, eine schreckliche Angst!»

«Mein liebes Kind, jetzt übertreiben Sie wohl ein bißchen.»

«Oh, nein. Es ist einer von uns vieren - es muß so sein.»

«Wer sind die vier, von denen Sie sprechen?»

Magdalena richtete sich auf und sprach etwas gefaßter. «Das bin ich und mein Zwillingsbruder Matthew. Tante Lily war unsere Großtante, Großmutter's Schwester. Wir lebten bei ihr, seitdem wir vierzehn waren. Und dann ist da noch

William Crabtree. Er ist Tante Lilys Neffe, der Sohn ihres Bruders. Er lebte gleichfalls bei ihr, zusammen mit seiner Frau Emily.»

«Hat sie ihre Verwandten unterstützt?»

«Mehr oder weniger. William hat etwas eigenes Geld. Er ist nicht gesund und kann nicht arbeiten. Er ist ein ruhiger, in sich gekehrter Mensch. Ich bin sicher, daß er unmöglich... Ach, es ist schrecklich, daran auch nur zu denken!»

«Ich habe die ganze Angelegenheit noch immer nicht recht verstanden. Vielleicht können Sie mir die genauen Einzelheiten schildern, falls es Sie nicht zu sehr auflegt.»

«Oh, nein, ich will Ihnen gerne alles erzählen. Es ist alles noch so deutlich in meinem Gedächtnis. Wir hatten zusammen Tee getrunken; danach ging jeder seinen persönlichen Beschäftigungen nach. Ich hatte etwas zu nähen, Matthew tippte einen Artikel, denn er arbeitet nebenbei als Journalist, und William beschäftigte sich mit seinen Briefmarken. Emily war nicht zum Tee erschienen. Sie hatte eine Kopfschmerztablette eingenommen und sich hingelegt. Wir waren also alle irgendwie beschäftigt. Und als Martha um halb acht ins Wohnzimmer kam, um für das Abendessen zu decken, da lag Tante Lily da - tot. Ihr Kopf war - ganz zertrümmert.»

«Die Tatwaffe hat man gefunden, nehme ich an?»

«Ja, es war ein massiver Briefbeschwerer, der immer auf dem Tisch neben der Tür lag. Die Polizei untersuchte ihn auf Fingerabdrücke, fand aber keine. Er war abgewischt worden.»

«Und Ihr erster Verdacht?»

«Wir nahmen natürlich an, daß es ein Einbrecher war. Zwei oder drei Schubladen des Schreibtisches waren herausgezogen, so, als ob ein Dieb etwas gesucht hätte.

Selbstverständlich nahmen wir an, daß es ein Dieb war! Doch dann kam die Polizei und stellte fest, daß Tante Lily schon mindestens eine Stunde tot war, und fragte Martha, wer ins Haus gekommen wäre, und Martha sagte: <Niemand.> Alle Fenster waren von innen verriegelt, und es gab keine Anzeichen, daß man versucht hatte, sie zu öffnen. Und dann begannen sie, uns Fragen zu stellen..

Sie stockte. Mit ängstlichen, flehenden Augen suchte sie Trost in Sir Edwards Blick.

«Wer hat vom Tod Ihrer Tante einen Nutzen?»

«Das ist einfach. Wir haben alle den gleichen Nutzen. Ihr Vermögen wird zu gleichen Teilen unter uns aufgeteilt.»

«Und wie groß ist dieses Vermögen?»

«Der Anwalt erklärte uns, daß es etwa achtzigtausend Pfund nach Abzug der Erbschaftssteuer beträgt.»

Sir Edward riß leicht erstaunt die Augen auf. «Das ist eine ganz beträchtliche Summe. Sie kannten, nehme ich an, die Größe des Vermögens Ihrer Tante?»

Magdalena schüttelte den Kopf. «Nein, das hat uns völlig überrascht. Tante Lily war immer schrecklich sparsam. Sie hielt sich nur einen Diensthofen und redete immer viel über gutes Wirtschaften.»

Sir Edward nickte gedankenvoll. Magdalena beugte sich in ihrem Sessel ein wenig vor. «Sie werden mir helfen, nicht wahr?»

Ihre Worte trafen Sir Edward wie ein Schock gerade in dem Moment, als er anfang, sich für den Fall zu interessieren.

«Meine liebe junge Dame, was kann ich schon tun? Wenn Sie einen guten Rechtsanwalt brauchen, kann ich Ihnen eine Adresse geben....»

Sie fiel ihm ins Wort. «Oh, nein, das ist es nicht, was ich brauche! Ich bitte um Ihre persönliche Hilfe - als mein Freund..»

«Das ist sehr schmeichelhaft von Ihnen, aber....»

«Ich bitte Sie, kommen Sie in unser Haus, stellen Sie Fragen, sehen Sie sich um, und bilden Sie sich selbst ein Urteil!»

«Aber meine liebe ...»

«Erinnern Sie sich daran, was Sie versprochen? Überall, zu jeder Zeit, sagten Sie, wenn ich Hilfe brauche...»

Ihre Augen, flehend, doch zuversichtlich, suchten die seinen. Sir Edward fühlte sich beschämt und seltsam gerührt. Diese Offenheit, dieser unbedingte Glaube daran, daß ein eitles Versprechen, vor zehn Jahren, eine heilige, absolut bindende Sache ist! Wie viele Männer hatten wohl schon diese Worte ausgesprochen fast ein Klischee -, und wie wenige waren jemals aufgefordert worden, sie in die Tat umzusetzen? So entgegnete er ziemlich lahm: «Ich bin sicher, daß es eine Menge Leute gibt, die Ihnen besser helfen könnten als ich.» «Natürlich habe ich eine Menge Freunde.» (Er amüsierte sich über die naive Selbstsicherheit, die sich darin ausdrückte.) «Aber verstehen Sie, sie sind alle nicht erfahren genug. Nicht so wie Sie. Sie haben Erfahrung darin, Menschen zu befragen. Und mit all Ihrer Erfahrung müssen Sie es wissen.»

«Wissen was?»

«Ob sie schuldig oder unschuldig sind.»

Sir Edward lächelte ziemlich grimmig in sich hinein. Er schmeichelte sich, daß er es im allgemeinen tatsächlich gewußt hatte. Leider war in vielen Fällen seine Meinung nicht die der Geschworenen gewesen.

Magdalena schob mit einer nervösen Geste ihren Hut aus der Stirn, sah sich im Zimmer um und sagte: «Wie still es ist hier. Haben Sie nicht hin und wieder das Verlangen nach etwas Leben?»

Die Sackgasse! Ihre Worte, so unabsichtlich, aufs Geratewohl sie gesprochen waren, hatten ihn an der empfindlichsten Stelle getroffen. Eine Sackgasse, ja. Aber da gab es immer einen Weg hinaus den Weg, den man gekommen war

- den Weg zurück in die Welt...

Etwas Ungestümes und Jugendliches begann sich in ihm zu regen. Ihr unbedingtes Vertrauen appellierte an die besten Seiten seines Wesens; und ihr Problem weckte das Interesse des geborenen Kriminalisten in ihm. Ja, er wollte die Menschen sehen, von denen sie gesprochen hatte. Er wollte sich sein eigenes Urteil bilden.

So sagte er: «Wenn Sie tatsächlich überzeugt sind, daß ich Ihnen von Nutzen sein kann ...

Aber denken Sie daran, ich garantiere für nichts!» Er hatte erwartet, daß sie vor Freude überwältigt sein würde, aber sie nahm sein Angebot sehr ruhig auf.

«Ich wußte, daß Sie mir helfen würden. Ich habe Sie immer als wahren Freund betrachtet. Wollen Sie gleich mitkommen?»

«Nein. Ich denke, es wird zweckmäßiger sein, wenn ich Sie morgen aufsuche. Bitte, geben Sie mir noch die Adresse von Miss Crabtrees Rechtsanwalt. Es konnte sein, daß ich ein paar Fragen an ihn habe.»

Sie schrieb die Adresse auf und gab sie ihm. Dann stand sie auf und sagte ein wenig verlegen: «Ich... ich bin Ihnen überaus dankbar. Auf Wiedersehen!»

«Und Ihre eigene Adresse?»

«Wie dumm von mir! Palatine Walk 18, in Chelsea.»

Es war drei Uhr am Nachmittag des folgenden Tages, als Sir Edward Palliser mit ruhigen, gleichmäßigen Schritten das Haus am Palatine Walk erreichte. In der Zwischenzeit hatte er verschiedene Dinge herausgefunden. Zunächst hatte er Scotland Yard einen Besuch abgestattet, dessen stellvertretender Commissioner ein alter Freund von ihm war, und dann hatte er ein Gespräch mit dem Anwalt der verstorbenen Miss Crabtree geführt. Nun konnte er den Fall besser beurteilen.

Miss Crabtrees pekuniäre Regelungen waren ein bißchen sonderbar gewesen. Sie hatte niemals von einem Scheckbuch Gebrauch gemacht, sondern ihren Anwalt von Zeit zu Zeit

angewiesen, eine bestimmte Summe in Fünfpfundnoten für sie bereitzuhalten. Es war fast immer die gleiche Summe, viermal im Jahr dreihundert Pfund. Wenn sie das Geld abholte, pflegte sie in einer vierräderigen Kutsche zu kommen, das einzige sichere Transportmittel in ihren Augen. Sonst verließ sie nie das Haus.

In Scotland Yard erfuhr Sir Edward, daß man die Frage der Finanzen besonders sorgfältig untersucht hatte. Die nächste Abhebung von Miss Crabtree war fällig gewesen. Vermutlich waren also die vorhergehenden dreihundert Pfund verbraucht, oder zumindestens fast verbraucht worden. Doch dieser Punkt schien nicht klar zu sein. Bei Überprüfungen des Haushaltsbuches wurde es schnell klar, daß diese Aufwendungen von Miss Crabtree wesentlich weniger als dreihundert Pfund im Vierteljahr betrugen. Auf der anderen Seite hatte sie die Angewohnheit, notleidenden Verwandten oder Freunden etwas zukommen zu lassen. Ob zur Zeit ihres Todes sich viel oder wenig Geld im Haus befand, war also ein ungeklärter Punkt. Gefunden hatte man keins.

Es war dieser spezielle Punkt, der Sir Edward im Kopf herumging, während er sich seinem Ziel näherte. Die Tür des Hauses (das ohne Kellergeschoß war) wurde von einer kleinen, wachsam blickenden, ältlichen Frau geöffnet. Sie führte ihn in ein großes Wohnzimmer auf der linken Seite der kleinen Eingangshalle, wo ihn Magdalena begrüßte. Deutlicher noch als am Tag zuvor bemerkte er die Spuren nervöser Anspannung in ihrem Gesicht.

«Sie haben mich gebeten, Fragen zu stellen, und deswegen bin ich gekommen», sagte Sir Edward lächelnd, während er ihr die Hand gab. «Zunächst einmal möchte ich gern wissen, wer Ihre Tante zuletzt sah und zu welcher Uhrzeit das war?»

«Martha war das, nach dem Fünf-Uhr-Tee. Sie hatte am Nachmittag die Rechnungen bei den Kaufleuten beglichen und brachte Tante Lily nun die Belege und das Wechselgeld.»

«Vertrauen Sie Martha?»

«Oh, ja, unbedingt. Sie ist schon warten Sie ich glaube dreißig Jahre bei Tante Lily beschäftigt. Sie ist absolut ehrlich und zuverlässig.»

Sir Edward nickte. «Eine andere Frage. Warum nahm Ihre Verwandte, Mrs. Crabtree, eine Kopfschmerztablette ein?»

«Nun, weil sie Kopfschmerzen hatte.»

«Natürlich, aber warum hatte sie Kopfschmerzen?» «Nun, beim Mittagessen hatte es einen ziemlichen Streit gegeben. Emily ist sehr nervös und erregbar. Sie und Tante Lily hatten hin und wieder einmal Krach miteinander.»

«Und das war während des Mittagessens der Fall?» «Ja. Tante Lily regte sich oft über Nichtigkeiten auf. Es fing mit einer Kleinigkeit an, und im Handumdrehen hatten sie einen großen Streit. Emily sagte Dinge, die sie gar nicht so gemeint haben konnte - daß sie das Haus verlassen und niemals wiederkommen wolle, daß man ihr jeden Bissen im Mund mißgönnen würde - solche albernsten Sachen. Und Tante Lily entgegnete, je schneller sie und ihr Mann die Sachen packen und verschwinden würden, desto besser wäre es. Aber niemand hat das ernst gemeint, glauben Sie mir.»

«Weil Mr. und Mrs. Crabtree es sich gar nicht leisten konnten, zu packen und das Haus zu verlassen?»

«Oh, nein, nicht nur deshalb. William hatte Tante Lily sehr gern, wirklich!»

«Und dieser Tag war nicht zufällig ein Tag, an dem allgemein gestritten wurde?»

Magdalena stieg die Röte ins Gesicht. «Spielen Sie auf mich an? Auf den Ärger wegen meines Wunsches Mannequin zu werden?»

«Ihre Tante war damit nicht einverstanden?»

«Nein.»

«Warum wollten Sie Mannequin werden, Miss Magdalena? Erscheint Ihnen dieses Leben besonders attraktiv?»

«Nein, aber alles andere schien besser als das abhängige Leben hier.»

«Ich verstehe. Aber zukünftig werden Sie über ein ausreichendes Einkommen verfügen können, nicht wahr?»

«Ja, das stimmt. Jetzt hat sich alles geändert.» Diese Bemerkung machte sie mit entwaffnender Einfalt.

Sir Edward schmunzelte, ging aber nicht weiter darauf ein. Statt dessen fragte er: «Und Ihr Bruder? Hatte der auch Ärger?»

«Matthew? Nein.»

«Dann hatte er also kein Motiv, seine Tante aus dem Weg zu räumen?» Ihm entging nicht die momentane Bestürzung in ihren Zügen. Beiläufig sagte er: «Ach, ich vergaß. Er hatte doch eine Menge Schulden, nicht wahr?»

«Ja. Armer alter Matthew.»

«Aber das ist ja nun auch vorbei.»

Sie seufzte. «Ja. Es ist schon eine Erleichterung.»

Begriff sie eigentlich noch immer nicht? Hastig wechselte er das Thema «Sind Ihre Verwandten und Ihr Bruder zu Hause?»

«Ja, ich sagte ihnen, daß Sie kommen. Sie sind bereit, zu helfen. Oh, Sir Edward, irgendwie habe ich das Gefühl, daß Sie herausfinden werden, daß alles in Ordnung ist - daß niemand von uns etwas mit dem Mord zu tun hat - daß es, trotz allem, ein Eindringling war!»

«Ich kann keine Wunder wirken. Es kann sein, daß ich die Wahrheit herausfinde, aber ich kann diese Wahrheit nicht zu der von Ihnen gewünschten machen.»

«Können Sie das nicht? Ich habe das Gefühl, daß Sie alles können - alles.»

Sie verließ das Zimmer. Verstört dachte er: Was meint sie damit? Will sie, daß ich ihr eine Verteidigungslinie vorschlage? Für wen?

Seine Überlegungen wurden durch den Eintritt eines etwa fünfzigjährigen Mannes unterbrochen. Er war von kraftvoller Gestalt, ging aber etwas vornübergebeugt. Seine Kleidung war unordentlich, sein Haar nachlässig gekämmt.

Er machte einen gutmütigen, aber etwas weichlichen Eindruck.

«Sir Edward Palliser? Wie geht es Ihnen? Magdalena schickt mich. Es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie uns helfen wollen. Obwohl ich bezweifle, daß Sie etwas Neues entdecken. Ich glaube, daß man den Burschen nie mehr erwischen wird.»

«Sie glauben also, daß es ein Einbrecher war?»

«Nun, es muß so sein. Es kann niemand aus der Familie gewesen sein. Diese Burschen sind heutzutage sehr gerissen. Sie klettern wie die Katzen und kommen rein und raus, wie sie wollen.»

«Wo waren Sie, Mr. Crabtree, als die Tragödie geschah?»

«Ich beschäftigte mich mit meinen Briefmarken - oben in meinem kleinen Wohnzimmer.»

«Haben Sie irgend etwas gehört?»

«Nein, aber ich höre nie etwas, wenn ich mich mit einer Sache intensiv beschäftige. Sehr dumm von mir, aber das ist nun einmal so.»

«Liegt das Wohnzimmer, von dem Sie sprachen, über diesem Zimmer?»

«Nein, es liegt auf der Rückseite des Hauses.»

Wieder öffnete sich die Tür. Eine kleine blonde Frau trat ein. Ihre Hände zitterten nervös. Sie sah aufgeregt und gereizt aus.

«William, warum hast du nicht auf mich gewartet. Ich sagte doch: warte!»

«Entschuldige, meine Liebe, ich vergaß es. Sir Edward Palliser - meine Frau.»

«Wie geht es Ihnen, Mrs. Crabtree? Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn ich Ihnen ein paar Fragen stelle. Ich weiß, wie Ihnen daran gelegen ist, daß die Sache aufgeklärt wird.»

«Natürlich. Aber ich kann Ihnen überhaupt nichts sagen, nicht wahr, William? Ich war fest eingeschlafen und wachte erst auf, als Martha schrie.» Ihre Hände zitterten noch immer.

«Wo liegt Ihr Zimmer, Mrs. Crabtree?»

«Über diesem hier. Aber ich habe nichts gehört - wie konnte ich auch? Ich schlief fest.»
Etwas anderes konnte Sir Edward nicht aus ihr herausbekommen. Sie wußte nichts - sie hatte nichts gehört - sie hatte fest geschlafen. Das wiederholte sie mit der Hartnäckigkeit einer verängstigten Frau. Doch Sir Edward wußte, daß es tatsächlich so sein konnte, daß es möglicherweise die reine Wahrheit war.

Er entschuldigte sich schließlich mit der Bemerkung, daß er Martha ein paar Fragen stellen wolle. William Crabtree erbot sich, ihn in die Küche zu führen. In der Eingangshalle stieß Sir Edward fast mit einem schlanken, dunkelhaarigen jungen Mann zusammen, der auf dem Weg zur Haustür war

«Mr. Matthew Vaughan?»

«Ja, aber hören Sie, ich kann nicht warten, ich habe eine Verabredung.»

«Matthew!» Die Stimme seiner Schwester kam von der Treppe. «Matthew, du hast versprochen ...»

«Ich weiß, Schwesterlein. Aber ich kann nicht. Muß einen Freund treffen. Und, nebenbei, was hat es für einen Sinn, über die verdammte Sache immer und immer wieder zu reden? Wir haben genug mit der Polizei darüber geredet. Die ganze Sache hängt mir zum Hals heraus.»
Die Haustür schlug zu. Mr. Matthew Vaughan war gegangen.

Sir Edward wurde in die Küche geführt. Martha bückte sich. Sie machte eine Pause, mit dem Bügeleisen in der Hand. Sir Edward schloß die Tür hinter sich. «Miss Vaughan hat mich gebeten, ihr zu helfen», sagte er. «Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn ich Ihnen ein paar Fragen stelle?»

Sie sah ihn an, dann schüttelte sie den Kopf. «Niemand von ihnen hat es getan, Sir. Ich weiß, was Sie denken, aber das ist nicht so.»

«Das bezweifle ich nicht. Aber, wissen Sie, ihr nettes Wesen ist nicht das, was man einen Entlastungsgrund nennt»

«Mag sein, Sir. Das Recht ist schon eine ziemlich spaßige Sache. Aber es gibt einen Entlastungsgrund, wie Sie es nennen, Sir. Niemand hätte es tun können, ohne daß ich es wüßte.»

«Aber sicherlich...»

«Ich weiß, wovon ich rede, Sir. Da, horchen Sie!» Über ihren Köpfen war ein knarrendes Geräusch zu hören.

«Die Treppe, Sir. Jedesmal, wenn jemand hinauf- oder hinuntergeht, knarrt sie entsetzlich. Dabei kommt es nicht darauf an, wie leise man geht. Mrs. Crabtree lag in ihrem Bett, und Mr. Crabtree beschäftigte sich mit seinen scheußlichen Marken, und Miss Magdalena arbeitete oben an ihrer Nähmaschine; wenn einer der drei heruntergekommen wäre, hätte ich es gewußt. Aber es kam niemand.»

Sie sprach mit einer festen Gewißheit, die den ehemaligen Anwalt beeindruckte. Eine gute Zeugin, dachte er. Sie würde Gewicht haben.

«Vielleicht haben Sie es nicht bemerkt?»

«Doch, ich hätte es. Ich hätte es bemerkt, ohne es zu bemerken, sozusagen. Genauso, wie Sie es bemerken, wenn eine Tür schlägt und jemand hinausgeht»

Sir Edward änderte seine Meinung. «Das sind drei, von denen wir gesprochen haben. Aber da ist noch ein vierter. War Mr. Matthew Vaughan gleichfalls oben?»

«Nein, er war in dem kleinen Zimmer direkt nebenan und schrieb auf der Maschine. Das kann man hier hören. Die Maschine stand nicht für einen Moment still. Nicht für einen Moment, Sir, das kann ich beschwören. Das Tippen kann einen schrecklich nervös machen, nebenbei gesagt.»

Sir Edward schwieg eine Weile, dann fragte er: «Sie haben sie gefunden, nicht wahr?»

«Ja, Sir. Lag da in ihrem Blut. Und niemand hat einen Ton gehört, wegen des Lärms von Mr. Matthews Schreibmaschine.»

«Wenn ich Sie recht verstehe, sagten sie, daß niemand das Haus betrat?»

«Ja, Wie sollte das auch geschehen, ohne mein Wissen? Die Türglocke läutet hier drinnen. Und es gibt nur die eine Tür.»

Er sah ihr direkt ins Gesicht «Sie waren Miss Crabtree sehr zugetan?»

Ein warmes Leuchten erhellte Marthas Züge. «Ja, das war ich, Sir. Aber für Miss Crabtree... nun, ich werde alt, und es macht mir nichts mehr aus, darüber zu sprechen. Ich kam in Schwierigkeiten, Sir, als ich ein junges Mädchen war, und Miss Crabtree stand mir bei, nahm mich wieder in ihren Dienst, als alles vorbei war. Ich hätte mein Leben für sie gegeben, ich hätte es wirklich getan.»

Sir Edward erkannte Aufrichtigkeit Martha war aufrichtig.

«Soviel Sie wissen, kam also niemand durch die Haustür?»

«Es hätte niemand kommen können.»

«Ich sagte, soviel Sie wissen. Aber wenn Miss Crabtree jemanden erwartet hätte wenn sie diesem Jemand selbst die Tür geöffnet hätte.»

«Oh!» Martha schien überrascht zu sein.

«Das wäre doch möglich, Sir, aber es ist nicht sehr wahrscheinlich Ich meine...»

Martha war offensichtlich sehr erschrocken. Sie konnte es nicht in Abrede stellen, und doch hätte sie es gern getan. Warum? War es, weil sie wußte, daß die Wahrheit anders aussah? Die vier Personen im Haus - war einer von ihnen schuldig? Wollte Martha diesen Schuldigen schützen? Hatte die Treppe doch geknarrt? Hatte sich jemand verstohlen heruntergeschlichen und Martha wußte, wer es war? Sie selbst war ehrlich, davon war Sir Edward überzeugt. Er ließ nicht locker und beobachtete sie dabei. «Miss Crabtree könnte dies doch getan haben. Das Fenster des Zimmers geht auf die Straße hinaus. Sie könnte gesehen haben, daß derjenige, auf den sie wartete, ankam, ging hinaus in die Halle und öffnete ihm - oder ihr - die Tür. Vielleicht wollte sie sogar, daß niemand diese Person sah.»

Martha war verwirrt. Schließlich sagte sie widerstrebend:

«Ja, Sie mögen recht haben, Sir. Daran habe ich nicht gedacht. Daß sie einen Herrn erwartete-ja, das könnte sein.» Es schien, als ob sie in dieser Idee Vorteile zu entdecken begann.

«Sie waren die letzte Person, die Miss Crabtree sah, stimmt das?»

«Ja, Sir. Nachdem ich das Teegeschirr abgeräumt hatte. Ich brachte ihr die quittierten Einkaufsbücher und den Rest von dem Geld, das sie mir gegeben hatte.»

«Hatte sie Ihnen das Geld in Fünfpfundnoten gegeben?»

«Eine Fünfpfundnote, Sir», sagte Martha mit erschrockener Stimme. «Die Lebensmittelrechnungen waren nie höher. Ich bin sehr vorsichtig.»

«Wo bewahrte Miss Crabtree ihr Geld auf?»

«Das weiß ich nicht genau, Sir. Ich würde sagen, daß sie es mit sich herumtrug - in ihrer schwarzen Samttasche. Natürlich kann sie es aber auch in einer der verschlossenen Schubladen in ihrem Schlafzimmer aufbewahrt haben. Sie hat sehr gerne Dinge weggeschlossen, obwohl sie oft die Schlüssel verlor.»

Sir Edward nickte. «Sie wissen nicht, wieviel Geld sie hatte - in Fünfpfundnoten, meine ich?»

«Nein, Sir, ich könnte nicht sagen, wie hoch der Betrag war.»

«Und sie sagte nichts zu Ihnen, woraus Sie entnehmen konnten, daß sie jemanden erwartete?»

«Nein, Sir.»

«Sind Sie ganz sicher? Was hat sie denn genau gesagt?»

Martha überlegte. «Ja ... sie sagte, daß ich ein Viertel-pfund Tee zuviel verbraucht hätte; und dann, daß Mrs. Crabtree schrecklich albern wäre, weil sie keine Margarine essen wolle; und einer der Sixpences, die ich zurückgebracht hatte, gefiel ihr nicht - einer von der neuen Sorte

mit den Eichenblättern drauf - sie meinte, er wäre falsch, und ich hatte große Mühe, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Und sie sagte... ja, daß der Fischhändler Schellfisch anstatt Weißfisch geliefert hätte, und ob ich ihm das gesagt hätte, und ich sagte ja; und... ich glaube, das war alles, Sir.»

Marthas Erzählung hatte Sir Edward das Wesen der Verstorbenen besser erläutert, als es jede andere detaillierte Beschreibung vermocht hätte. Beiläufig sagte er: «Eine ziemlich schwierige Herrin, stimmt's?»

«Ein bißchen umständlich, aber, meine Güte, sie ging nicht oft aus, und so eingesperrt, wie sie war, brauchte sie irgend etwas, um sich aufzumuntern. Sie war peinlich genau, aber gutmütig kein Bettler ging von ihrer Tür ohne irgend etwas. Schwer zufriedenzustellen mag sie ja gewesen sein, aber eine wirklich wohlthätige Dame war sie.»

«Ich bin froh, Martha, daß sie wenigstens einen Menschen hinterläßt, der ihr nachtrauert.» Die alte Köchin hielt den Atem an. «Sie meinen... aber, sie haben sie doch alle gern gehabt, wirklich, wenn sie es auch nicht so zeigten. Hin und wieder hatten sie alle schon mal eine Meinungsverschiedenheit mit ihr, aber das hat doch nichts zu sagen.»

Sir Edward hob den Kopf und lauschte. Von oben kam ein Knarren.

«Das ist Miss Magdalena, die herunterkommt.»

«Woher wissen Sie das?» fragte er schnell.

Die alte Frau errötete. «Ich kenne ihren Schritt.», stotterte sie. Sir Edward eilte hinaus.

Martha hatte recht Magdalena war gerade am Fuß der Treppe angelangt Sie sah ihn hoffnungsvoll an.

«Ich bin kaum weitergekommen», sagte Sir Edward, ihren Blick beantwortend, und fügte hinzu: «Sie wissen nicht zufällig, welche Briefe Ihre Tante am Tag ihres Todes erhielt?»

«Sie liegen noch alle zusammen. Die Polizei hat sie natürlich schon durchgesehen.»

Sie führte ihn in das große Wohnzimmer, schloß eine Kommode auf und entnahm ihr eine große schwarze Samttasche mit einer altmodischen Silberschnalle. «Das ist Tantes Tasche. Es liegt alles noch genauso drin wie am Tag ihres Todes. Dafür habe ich gesorgt»

Sir Edward dankte ihr und begann, den Inhalt der Tasche auf dem Tisch auszubreiten. Sie war, dachte er sich, das typische Beispiel für eine einer exzentrischen alten Dame gehörenden Handtasche. Er fand Wechselgeld, zwei Pfeffernüsse, drei Zeitungsausschnitte, ein vor Rührung tiefendes gedrucktes Gedicht über die Arbeitslosen, einen Old Moore's-Almanach, ein großes Stück Kampfer, zwei Brillen und drei Briefe. Einen ziemlich versponnenen von jemandem, der sich «Kusine Lucy» nannte, eine Rechnung für eine Uhrreparatur und den Bettelbrief einer Wohlfahrtsorganisation.

Er sah sich alles sehr sorgfältig an, dann räumte er die Tasche wieder ein und gab sie Magdalena mit einem Seufzer zurück. «Ich danke Ihnen, Miss Magdalena. Leider ist hier auch nicht viel zu finden.» Er stand auf, überzeugte sich, daß man vom Fenster einen guten Blick auf die Vordertreppe hatte, und ergriff dann Magdalenas Hand.

«Sie wollen schon gehen?»

«Ja.»

«Aber wird ... wird alles in Ordnung kommen?»

«Niemand, der mit dem Gesetz zu tun hat, wird sich jemals zu so einer vorschnellen Aussage verleiten lassen», sagte Sir Edward ernst und verabschiedete sich.

Gedankenverloren ging er nach Hause. Die Lösung des Rätsels mußte in Reichweite liegen, doch er hatte sie noch nicht entdeckt. Irgend etwas fehlte noch, nur eine Kleinigkeit, um ihn auf die richtige Spur zu bringen.

Eine Hand legte sich plötzlich auf seine Schulter, und er zuckte zusammen. Es war Matthew Vaughan, etwas außer Atem.

«Ich habe Sie gesucht, Sir Edward, um mich für mein unhöfliches Verhalten vorhin zu entschuldigen. Es tut mir leid, aber ich war nicht in der besten Gemütsverfassung. Ich freue

mich, daß Sie sich um die Sache kümmern. Fragen Sie mich, was Sie wollen. Wenn ich Ihnen in irgendeiner Form helfen kann...»

Sir Edwards Haltung versteifte sich plötzlich. Sein Blick war fest auf etwas gerichtet, nicht auf Matthew, sondern auf etwas auf der anderen Straßenseite. Leicht verwundert wiederholte Matthew: «Wenn ich Ihnen in irgendeiner Form helfen ...»

«Das haben Sie bereits getan, lieber junger Freund», erwiderte Sir Edward, «indem Sie mich an diesem ganz bestimmten Punkt anhielten und meine Aufmerksamkeit auf etwas lenkten, was mir sonst bestimmt entgangen wäre.» Dabei zeigte er auf ein kleines Restaurant auf der anderen Straßenseite.

«Die vierundzwanzig Amseln?» fragte Matthew verwundert.

«Genau.»

«Das ist ein merkwürdiger Name - aber man kann dort ganz gut essen, glaube ich.»

«Auf den Versuch würde ich es nicht ankommen lassen», sagte Sir Edward. «Zwar bin ich von den Tagen meiner Kindheit weit entfernt, doch erinnere ich mich vermutlich an meine Kinderverse besser als Sie, junger Freund. Da gibt

es eine Art Klassiker, der, wenn ich mich recht erinnere, so lautet: <Sing' ein Lied vom Sixpence, die Tasche voll mit Korn; vierundzwanzig Amseln, die waren bald verlorn.> Der Rest interessiert uns nicht» Er drehte sich auf dem Absatz um.

«Wohin gehen Sie?» fragte Matthew Vaughan.

«Zurück in Ihr Haus, mein Freund.»

Schweigend gingen sie zurück. Matthew warf hin und wieder einen verwunderten Blick auf seinen Begleiter. Als sie das Haus betreten hatten, ging Sir Edward zu der Kommode, nahm die Samttasche heraus und öffnete sie. Er blickte Matthew an, und der verließ widerwillig das Zimmer.

Sir Edward schüttelte das Wechselgeld auf den Tisch.

Dann nickte er. Seine Erinnerung hatte ihn nicht getäuscht.

Er stand auf und läutete. Dabei verbarg er etwas in seiner Hand. Auf das Läuten hin meldete sich Martha.

«Sie erzählten mir doch, Martha, wenn ich mich recht erinnere, daß Sie eine kleine Meinungsverschiedenheit mit Ihrer verstorbenen Herrin wegen eines der neuen Sippences hatten?»

«Ja, Sir.»

«Aha! Aber das Merkwürdige ist, daß unter diesem Wechselgeld sich kein neuer Sixpence befindet. Hier sind zwei Sixpences, aber sie stammen beide aus der alten Serie.»

Martha starrte Sir Edward verwirrt an.

«Verstehen Sie, was das bedeutet? Jemand kam an diesem Nachmittag ins Haus -jemand, dem Ihre Herrin einen Sixpence gab - vermutlich im Austausch dagegen...»

Mit einer raschen Bewegung hielt er ihr die Knittelverse vor die Augen. Ein Blick in ihr Gesicht genügte. «Das Spiel ist aus, Martha. Sie sehen, ich habe es durchschaut Sie können jetzt ruhig alles gestehen.»

Martha sank auf einen Stuhl. Tränen liefen ihr übers Gesicht «Es ist wahr... es ist wahr... Die Türglocke hatte nicht richtig geläutet ich war nicht sicher. Aber dann dachte ich, daß ich besser doch mal nachsehe. Ich öffnete die Tür, als er sie gerade niederschlug. Das Bündel mit den Fünfpfundnoten lag vor ihr auf dem Tisch - das hatte ihn dazu gebracht, sie umzubringen - das und die Annahme, sie wäre allein im Haus, weil sie ihm selbst geöffnet hatte. Ich konnte nicht einmal schreien, so gelähmt war ich. Und dann drehte er sich um - und ich sah, daß es mein Junge war...

Er ist schon immer schlecht gewesen. Er hat von mir immer alles Geld bekommen, das ich nur übrig hatte. Zweimal hat er schon im Gefängnis gesessen. Er muß wohl gekommen sein, um mich zu besuchen, und als Miss Crabtree merkte, daß ich die Tür nicht öffnete, tat sie es

selbst. Er war überrascht und zog eins von seinen Arbeitslosengedichten heraus, und die Herrin, immer wohlthätig, ließ ihn herein und gab ihm einen Sixpence. Und die ganze Zeit lag das Bündel Geldscheine auf dem Tisch, wo es gelegen hatte, als ich mit ihr abrechnete. Und dann überwältigte der Teufel meinen Ben, und er schlich sich hinter sie und schlug sie nieder.»

«Und dann?» fragte Sir Edward.

«Oh, Sir, was konnte ich tun? Mein eigen Fleisch und Blut! Sein Vater war ein schlechter Mensch, und er gerät nach ihm - aber er ist doch mein Sohn! Ich schob ihn schnell hinaus und ging in die Küche zurück. Dann ging ich zur gewohnten Zeit hinein, um für das Abendessen zu decken. Glauben Sie, daß es sehr schlecht von mir war, Sir? Ich habe mich bemüht, Sie nicht zu belügen, als Sie mir Ihre Fragen stellten.»

Sir Edward stand auf. «Meine arme Frau», sagte er voller Mitleid. «Sie tun mir sehr leid. Trotzdem muß das Gesetz seinen Weg gehen, das wissen Sie.»

«Er ist ins Ausland geflohen, Sir. Ich weiß nicht, wo er ist.»

«Dann mag er vielleicht eine Chance haben, dem Galgen zu entgehen. Aber bauen Sie nicht darauf. Bitten Sie jetzt Miss Magdalena herein!»

«Oh, Sir Edward, wie wundervoll ist das wie wundervoll sind Sie!» rief Magdalena aus, als er seinen kurzen Bericht beendet hatte. «Sie haben uns alle gerettet. Wie kann ich Ihnen jemals danken?»

Sir Edward lächelte sie an und tätschelte zart ihre Hand. Er fühlte sich großartig. Die kleine Magdalena war so reizend auf der Siluric gewesen, so entzückend in der Blüte ihrer siebzehn Jahre! Natürlich war das jetzt vorbei.

«Das nächste Mal, wenn Sie einen Freund nötig haben...»

«... komme ich sofort zu Ihnen.»

«Nein, nein», rief Sir Edward erschrocken. «Das ist genau das, was Sie nicht tun sollen. Gehen Sie zu einem jüngeren Mann!»

Gewandt entzog er sich den Dankbarkeitsbezeugungen der Familie, ließ ein Taxi kommen und sank mit einem Seufzer der Erleichterung in die Wagenpolster.

Selbst der Charme einer taufrischen Siebzehnjährigen schien fragwürdig zu sein. Mit einer wohlsortierten Bibliothek über Kriminalistik konnte er jedenfalls nicht konkurrieren.

Das Taxi bog in den Queen Anne's Close ein seine Sackgasse.

Der Hund des Todes

Es war William P. Ryan, ein amerikanischer Zeitungskorrespondent, durch den ich zuerst von der Geschichte erfuhr. Am Tag vor seiner Rückreise nach New York aß ich mit ihm in London zu Abend und erwähnte dabei gesprächsweise, daß ich am nächsten Morgen nach Folbridge fahren wolle.

Erblickte auf und fragte scharf: «Nach Folbridge in Cornwall? »

Nun weiß unter tausend vielleicht gerade einer, daß es überhaupt ein Folbridge in Cornwall gibt. Die allermeisten halten es für selbstverständlich, daß der Ort Folbridge in Hampshire gemeint ist. Daher erweckte Ryans Ortskunde meine Neugier.

«Ja», erwiderte ich. «Kennen Sie es? »

Er bemerkte lediglich, da hole ihn doch dieser und jener. Dann fragte er, ob ich da unten zufällig ein Haus namens «Tearne» kenne.

Meine Neugier wuchs.

«Allerdings, sehr gut sogar. Genau da fahre ich nämlich hin. <Tearne> gehört meiner Schwester. »

«Na so was», sagte William P. Ryan. «Wenn das einen nicht glatt vom Stuhl haut! »

Ich ersuchte ihn, sich nicht länger in rätselhaften Andeutungen zu ergehen, sondern zu erklären, was er meine.

«Tja», sagte er, «um das zu tun, muß ich bis zu einem Erlebnis von mir bei Ausbruch des Krieges zurückgehen.»

Ich seufzte. Die Ereignisse, von denen hier die Rede ist, fanden im Jahr 1921 statt. Kein Mensch wünschte damals, an den Krieg erinnert zu werden. Wir begannen ihn gottlob gerade zu vergessen... Außerdem pflegte William P. Ryan, wie ich wußte, unglaublich weitschweifig zu werden, sobald er auf seine Kriegserlebnisse zu sprechen kam.

Aber er war nicht mehr zu bremsen.

«Bei Ausbruch des Krieges war ich, wie Sie vermutlich wissen, für meine Zeitung in Belgien tätig und kam dort ziemlich viel herum. Nun, es gibt dort ein kleines Dorf- ich will es mal X nennen. Ein richtiges Kuhdorf, aber es gab ein ziemlich großes Kloster am Ort. Nonnen in Weiß - den Namen des Ordens kenne ich nicht. Er tut auch nichts zur Sache. Also, dieses Nest lag genau auf dem Weg des deutschen Vormarschs. Die Ulanen kamen... »

Ich rutschte unruhig auf meinem Stuhl hin und her. William P. Ryan hob beschwichtigend die Hand.

«Keine Angst, es ist keine Geschichte über deutsche Kriegsverbrecher. Es hätte vielleicht eine werden können, aber es ist keine. Eigentlich liegt der Fall hier genau umgekehrt. Die Deutschen marschierten zum Kloster... und als sie hinkamen, flog das ganze Ding in die Luft. »

«Oh! » bemerkte ich etwas erschrocken .

«Sonderbare Geschichte, nicht? Auf Anhieb würde ich sagen, die Deutschen haben eben gefeiert und dabei ihren eigenen Sprengstoff hochgejagt. Aber anscheinend hatten sie gar keinen dabei. Es war kein Sprengkommando. Also frage ich Sie, was sollte ein Haufen Nonnen von Sprengstoff verstehen? Das wären mir schöne Nonnen, was? »

«Das ist allerdings sonderbar», stimmte ich zu.

«Es war mir interessant, den Bericht der Bauern über das Ereignis zu hören. Für die lag der Fall sonnenklar. Nach ihrer Meinung war es schlicht ein erstklassiges, hundertprozentig

funktionierendes modernes Wunder gewesen. Eine der Nonnen hatte nämlich anscheinend als eine angehende Heilige gegolten - Trancezustände, Visionen und so. Und die hatte nach Auffassung der Bauern die Explosion ausgelöst. Sie habe den Blitz herabgerufen, um die gottlosen Hunnen in die Luft zu sprengen - was er dann auch tat, und alles übrige im weiteren Umkreis dazu. Ein recht gründliches Wunder, muß ich sagen!

Ich hatte keine Zeit, der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Aber Wunder standen zu der Zeit hoch im Kurs - die Engel von Mons und so weiter. Ich brachte also die Geschichte zu Papier; ich drückte gründlich auf die Tränendrüse, ging mit dem religiösen Kram richtig in die vollen und schickte das Ganze an meine Zeitung. Es kam in den Staaten sehr gut an. Die lasen zu der Zeit so was gern.

Aber - ich weiß nicht, ob Sie das verstehen - beim Schreiben wurde ich neugierig. Es interessierte mich, was wirklich passiert war. An der Stelle selbst war nichts zu sehen. Da standen bloß noch zwei Mauern, und auf der einen war ein schwarzer Rußfleck, der genau die Form von einem riesigen Wolfshund hatte. Die Bauern in der Gegend fürchteten sich zu Tode vor diesem Fleck. Sie nannten ihn den Hund des Todes und weigerten sich, nach Einbruch der Dunkelheit dort vorbeizugehen.

Abergläubische Ideen sind immer interessant. Es reizte mich, die Dame kennenzulernen, die das Ganze inszeniert haben sollte. Anscheinend war sie nicht ums Leben gekommen, sondern mit einem Häufchen von anderen Flüchtlingen nach England gegangen. Ich machte mir die Mühe, ihre Spur zu verfolgen, und fand heraus, daß man sie nach Folbridge in Cornwall geschickt und in Haus <Trearne> einquartiert hatte.»

Ich nickte. «Meine Schwester hat bei Kriegsausbruch eine ganze Menge von belgischen Flüchtlingen in ihrem Haus aufgenommen. Ungefähr zwanzig.»

«Ich hatte mir immer vorgenommen, die Frau mal aufzusuchen und mir von ihr selbst erzählen zu lassen, wie das Unglück geschah. Aber vor lauter Arbeit und dem ganzen sonstigen Hin und Her habe ich schließlich nicht mehr dran gedacht Cornwall liegt ja auch ein bißchen weit ab. Inzwischen hatte ich die Geschichte sowieso total vergessen; erst als Sie eben von Folbridge sprachen, ist sie mir wieder eingefallen.»

«Ich muß meine Schwester fragen», sagte ich «Vielleicht hat sie etwas davon gehört Die Belgier sind inzwischen natürlich längst wieder in ihre Heimat zurückgekehrt.»

«Freilich. Trotzdem, sollte Ihre Schwester tatsächlich etwas von der Sache wissen, würde ich mich freuen, wenn Sie mir Bescheid gäben.»

«Selbstverständlich», beteuerte ich. Damit war der Fall erledigt.

Es war am zweiten Tag nach meiner Ankunft in <Trearne>, als mir die Geschichte wieder einfiel. Meine Schwester und ich saßen gerade beim Tee auf der Terrasse.

«Kitty», sagte ich, «hastest du nicht eine Nonne unter deinen Belgiern?»

«Du meinst doch nicht etwa Schwester Marie-Angélique?»

«Möglicherweise», erwiderte ich vorsichtig. «Erzähl mir was von ihr.»

«Oh, mein Lieber, sie war eine höchst unheimliche Person. Sie lebt übrigens noch hier.»

«Was? Hier im Haus?»

«Nein, nein. Im Dorf. Dr. Rose du erinnerst dich an Dr. Rose?»

Ich schüttelte den Kopf.

«Ich erinnere mich an einen alten Herrn von ungefähr dreiundachtzig.»

«Ach, das war Dr. Laird. Der ist tot Dr. Rose ist erst seit ein paar Jahren hier. Er ist noch ganz jung, und sehr aufgeschlossen für neue Ideen. Er hat sich ganz ungeheuer für Schwester Marie-Angélique interessiert. Sie hat Halluzinationen und dergleichen, weißt du, und ist deshalb anscheinend vom medizinischen Standpunkt aus hochinteressant. Die Arme, sie wußte nicht wohin - meiner Meinung nach ist sie einfach nicht richtig im Kopf, aber irgendwie beeindruckend eben, wenn du verstehst, was ich meine... na, wie gesagt, sie wußte

nicht wohin, und da hat Dr. Rose sie freundlicherweise im Dorf untergebracht. Ich glaube, er schreibt eine Monographie über sie, oder wie man das bei Ärzten nennt»

Kitty machte eine Pause und fragte dann plötzlich:

«Aber wieso weißt du denn von ihr?»

«Mir ist da eine recht merkwürdige Geschichte zu Ohren gekommen.»

Ich gab die Geschichte so weiter, wie ich sie von Ryan gehört hatte. Kitty hörte interessiert zu.

«Sie sieht aus wie jemand, der einen in die Luft sprengen könnte», bekräftigte sie am Schluß.

«Mir scheint», entgegnete ich mit wachsender Neugier, «ich muß diese Frau kennenlernen.»

«Tu's. Ich möchte gern wissen, was du von ihr hältst. Aber erst mußt du Dr. Rose aufsuchen. Warum gehst du nicht gleich nach dem Tee hinunter ins Dorf?»

Ich stimmte ihrem Vorschlag zu.

Dr. Rose war zu Hause, und ich stellte mich vor. Er schien ein angenehmer junger Mann zu sein, doch es lag etwas in seinem Wesen, das mich abstieß, eine Forschheit, die mich nicht sehr sympathisch beruhte. Sobald ich Schwester Marie-Angélique's Namen erwähnte, richtete er sich gespannt auf. Offenbar war er brennend an ihr interessiert. Ich wiederholte ihm Ryans Erzählung.

«Aha!» sagte er nachdenklich «Das erklärt allerdings vieles!» Nach einem schnellen Blick auf mich fuhr er fort: «Der Fall ist wirklich hochinteressant. Als die Frau hierher kam, hatte sie offenbar kurz zuvor einen schweren seelischen

Schock erlitten. Außerdem befand sie sich in einem hochgradigen geistigen

Erregungszustand. Sie neigte zu Halluzinationen von äußerst erschreckender Natur. Ja, sie ist eine höchst ungewöhnliche Persönlichkeit. Vielleicht würden Sie gern mit mir kommen und sie kennenlernen. Sie ist wirklich einen Besuch wert.»

Ich erklärte mich nur zu gern einverstanden.

Wir machten uns zusammen auf den Weg. Unser Ziel war ein winziges Haus am Rande der Ortschaft. Folbridge ist ein höchst malerisches Dorf. Es liegt an der Mündung des Flusses Fol, mit dem Hauptteil am Ostufer, da das Westufer zu steil zum Bauen ist. Dennoch kleben dort ein paar Häuser am Hang, und das Haus des Doktors selbst erhob sich am äußersten westlichen Punkt der Steilklippe. Von dort blickte man direkt hinunter auf die hohen Wellen, die gegen schwarze Felsen brandeten.

Das Häuschen, zu dem uns der Weg nun führte, lag dagegen weiter im Land, außer Sichtweite des Meeres.

«Die Gemeindeschwester wohnt dort», erklärte Dr. Rose. «Ich habe für Schwester Marie-Angélique bei ihr ein Zimmer besorgt. Es kann nicht schaden, wenn sie eine ausgebildete Pflegerin in der Nähe hat»

«Wirkt sie in ihrer Art ganz normal?» fragte ich neugierig. «Das werden Sie gleich selbst beurteilen können», antwortete er lächelnd.

Die Gemeindeschwester, eine füllige, freundliche kleine Frau, schwang sich gerade auf ihr Fahrrad, als wir ankamen.

«Guten Abend, Schwester, was macht Ihre Patientin?» rief der Arzt.

«Ungefähr das gleiche wie immer, Doktor. Sitzt mit gefalteten Händen da und ist in Gedanken irgendwo weit weg. Oft antwortet sie nicht einmal, wenn ich sie anspreche, obwohl man natürlich bedenken muß, daß sie selbst heute noch sehr wenig Englisch versteht»

Rose nickte, und während die Gemeindeschwester davonradelte, ging er auf die Haustür zu, klopfte energisch und trat ein.

Schwester Marie-Angélique ruhte auf einer Chaiselongue neben dem Fenster. Sie wandte uns das Gesicht zu, als wir das Zimmer betraten.

Sie hatte ein seltsames Gesicht bleich, fast durchsichtig, mit riesigen Augen, in denen eine

unendliche Tragik zu liegen schien.

«Guten Abend, Schwester», sagte der Arzt auf französisch.

«Guten Abend, Monsieur je docteur.»

«Gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Freund vorstelle -Mr. Anstruther .»

Ich verbeugte mich, und sie neigte leise lächelnd den Kopf

«Und wie geht es Ihnen heute?» erkundigte sich der Arzt, während er neben ihr Platz nahm.

«So ziemlich wie immer.» Sie verstummte kurz. «Alles erscheint mir so unwirklich. Sind es Tage, die vergehen, oder Monate - oder Jahre? Ich merke es kaum. Nur meine Träume sind Wirklichkeit für mich.»

«Dann träumen Sie also immer noch so viel?»

«Immerzu - immerzu - und, verstehen Sie, die Träume erscheinen mir wirklicher als das Leben.»

«Sie träumen von Ihrem Heimatland - von Belgien?» Sie schüttelte den Kopf «Nein. Ich träume von einem Land, das es nie gegeben hat - niemals. Aber das wissen Sie doch, Monsieur, das habe ich Ihnen schon oft erzählt.» Sie hielt inne und fragte dann unvermittelt:

«Doch vielleicht ist dieser Herr auch Arzt - vielleicht ein Arzt für Geisteskrankheiten?»

«Aber nein», antwortete Rose beruhigend.

Als er lächelte, fiel mir auf, wie ungewöhnlich spitz seine Eckzähne waren. Ich fand plötzlich, daß der Mann etwas Wolfsähnliches an sich hatte.

«Ich dachte bloß, es würde Sie vielleicht interessieren, Mr. Anstruther kennenzulernen », fuhr Rose fort. «Er kann Ihnen von Belgien erzählen. Er hat unlängst Nachricht von Ihrem Kloster bekommen.»

Ihre Augen hefteten sich auf mich. Eine schwache Röte stieg in ihre Wangen.

«Es ist eigentlich nichts Besonderes», sagte ich hastig. «Ich aß bloß neulich mit einem Freund zu Abend, und dieser hat mir bei der Gelegenheit von der Ruine des Klosters erzählt»

«Es liegt also in Trümmern!»

Ein leiser Ausruf, der eigentlich mehr ihr selber galt als uns . Dann fragte sie zögernd:

«Sagen Sie, Monsieur, hat Ihr Freund Ihnen erzählt, wie - auf welche Weise das Kloster zerstört wurde?»

«Es flog in die Luft», erwiderte ich und setzte hinzu: «Die Bauern fürchten sich, nachts dort vorbeizugehen.»

«Warum fürchten sie sich?»

«Wegen eines schwarzen Flecks an einer Wand der Ruine. Sie haben eine abergläubische Angst davor.»

Sie beugte sich vor. «Sagen Sie mir, Monsieur - rasch, rasch - sagen Sie mir: Wie sieht der Fleck aus?»

«Er hat die Form eines riesigen Wolfshunds», antwortete ich. «Die Bauern nennen ihn den Hund des Todes.»

«Ah!» Ein schriller Schrei entrang sich ihrem Mund.

«Dann ist es also wahr - es ist wahr. All das, an was ich mich erinnere, ist wahr. Es ist kein Alptraum. Es ist geschehen! Es ist wirklich geschehen!»

«Was ist geschehen, Schwester?» fragte der Arzt sanft

Sie wandte sich voll Eifer ihm zu.

«Ich erinnerte mich. Dort auf den Stufen erinnerte ich mich. Ich wußte wieder, auf welche Weise es zu geschehen hatte. Ich gebrauchte die Kraft, wie wir sie damals gebrauchten. Ich stand auf den Stufen des Altars und gebot ihnen, keinen Schritt weiter zu tun. Ich bat sie, in Frieden fortzugehen. Sie wollten nicht hören, sie kamen näher, obwohl ich sie warnte. Und da...» Sie beugte sich vor und machte eine merkwürdige Handbewegung. «Und da ließ ich den Hund des Todes auf sie los..»

Am ganzen Leib zitternd, sank sie auf ihre Chaiselongue zurück und schloß die Augen.

Der Arzt sprang auf, holte ein Glas aus dem Schrank, füllte es halb mit Wasser, fügte ein paar Tropfen aus einem Fläschchen hinzu, das er seiner Rocktasche entnahm, und brachte ihr das Glas.

«Trinken Sie», befahl er.

Sie gehorchte - völlig mechanisch, wie es den Anschein hatte. Ihre Augen starrten in die Ferne, als erblickten sie eine nur ihr sichtbare Vision.

«Dann ist alles wahr», murmelte sie. «Alles. Die Stadt der Kreise, das Volk des Kristalls - alles. Es ist alles wahr.»

«Es scheint so», sagte Rose.

Seine Stimme klang leise und beruhigend, offenbar mit dem Zweck, Schwester Marie-Angélique zu ermutigen und ihren Gedankenflug nicht zu stören.

«Erzählen Sie mir von der Stadt», sagte er. «Die Stadt der Kreise, so nannten Sie sie wohl?» Sie antwortete mechanisch.

«Ja - es gab drei Kreise. Der erste Kreis war für die Erwählten, der zweite für die Priesterinnen und der äußere Kreis für die Priester.»

«Und im Mittelpunkt?»

Sie sog scharf den Atem ein, und in ihre Stimme trat ein Ton ehrfürchtiger Anbetung.

«Das Haus des Kristalls...»

Während sie die Worte flüsterte, hob sie die rechte Hand zur Stirn und beschrieb mit dem Finger dort ein Zeichen.

Ihr Körper schien zu erstarren, ihre Augen schlossen sich. Sie schwankte ein wenig - und dann fuhr sie plötzlich in die Höhe, als schreckte sie aus tiefem Schlaf auf.

«Was ist?» stammelte sie verwirrt. «Was habe ich gesagt?»

«Es ist nichts», antwortete Rose. «Sie sind müde. Sie brauchen Ruhe. Wir werden jetzt gehen.»

Sie schien mir ein wenig benommen, als wir uns verabschiedeten.

«Nun», sagte Rose, sobald wir draußen waren, «was halten Sie davon?»

Er warf mir von der Seite her einen scharfen Blick zu.

«Ich nehme an, ihr Geist ist total verwirrt», erwiderte ich langsam.

«Das war Ihr Eindruck?»

«Nein - eigentlich wirkte sie... nun ja, merkwürdig überzeugend. Als ich ihr zuhörte, hatte ich das Gefühl, daß sie tatsächlich getan hatte, was sie behauptete, nämlich eine Art gigantisches Wunder bewirkt. Sie selbst scheint jedenfalls fest daran zu glauben. Das ist der Grund,»

«Das ist der Grund, warum Sie meinen, sie müsse den Verstand verloren haben. Ganz recht. Aber betrachten wir die Sache einmal von einer anderen Warte aus. Angenommen, sie hat tatsächlich dieses Wunder bewirkt - angenommen, sie - sie hat tatsächlich ganz allein ein Gebäude und mehrere hundert Menschen vernichtet»

«Durch bloße Willenskraft?» wandte ich lächelnd ein.

«Ich würde es nicht ganz so ausdrücken. Sie werden zugeben, daß eine einzige Person eine große Menschenmenge vernichten kann, indem sie beispielsweise auf einen Knopf drückt, der ein Minenfeld zur Explosion bringt»

«Ja, aber das ist ein technischer Vorgang.»

«Stimmt, das ist ein technischer Vorgang, aber dem liegt die Dienstbarmachung und Beherrschung natürlicher Kräfte zugrunde. Ein Gewitter und ein Kraftwerk sind im Grund ein und dasselbe.»

«Ja, aber um das Gewitter zu beherrschen, brauchen wir technische Mittel.»

Rose lächelte. «Ich möchte kurz vom Thema abschweifen. Es gibt eine Substanz namens Wintergrün. In der Natur kommt sie in pflanzlicher Form vor. Sie kann aber auch vom Menschen auf synthetischem und chemischem Weg im Laboratorium hergestellt werden.»

«Was wollen Sie damit sagen?»

«Ich möchte damit sagen, daß es oft zwei Möglichkeiten gibt, zum gleichen Ergebnis zu gelangen. Zugegeben, unsere ist synthetisch. Vielleicht gibt es aber noch eine andere. Die außergewöhnlichen Resultate zum Beispiel, die von indischen Fakiren erzielt werden, lassen sich nicht einfach wegdiskutieren. Dinge, die wir übernatürlich zu nennen pflegen, sind keineswegs unbedingt übernatürlich. Einem Wilden würde eine elektrische Taschenlampe als etwas Übernatürliches erscheinen. Das Übernatürliche ist bloß das Natürliche, dessen Gesetze man nicht versteht.»

«Sie meinen also .. .», sagte ich fasziniert.

«Daß ich die Möglichkeit, ein Mensch könnte unter Umständen in der Lage sein, irgendeine ungeheure zerstörerische Kraft anzupapfen und sie seinen eigenen Zwecken dienstbar zu machen, nicht völlig ausschließen kann. Die Mittel, durch die das bewerkstelligt wird, mögen uns übernatürlich erscheinen - aber sie sind es in Wirklichkeit nicht»

Ich starte ihn an.

Er lachte. «Das ist eine theoretische Überlegung, sonst nichts», meinte er leichthin. «Sagen Sie, ist Ihnen eine Bewegung aufgefallen, die Schwester Marie-Angélique machte, als sie von dem Haus des Kristalls sprach?»

«Sie legte die Hand auf die Stirn.»

«Genau. Und beschrieb dort einen Kreis. Sehr ähnlich wie die Katholiken, wenn sie das Kreuzzeichen machen. Nun werde ich Ihnen etwas sehr Interessantes erzählen, Mr.

Anstruther. Da das Wort Kristall so oft in den Reden meiner Patientin vorkam, versuchte ich ein Experiment. Ich lieh mir von jemand eine Kristallkugel und zeigte sie eines Tages unvorbereitet meiner Patientin, um deren Reaktion zu testen.»

«Und?»

«Nun, das Resultat war sehr merkwürdig und aufschlußreich . Ihr ganzer Körper wurde steif, und sie starrte auf den Kristall, als vermöge sie ihren Augen nicht zu trauen. Dann sank sie davor auf die Knie, murmelte ein paar Worte und verlor das Bewußtsein .»

«Wie lauteten die Worte?»

«Sehr eigenartig. Sie sagte: <Der Kristall! Dann ist der Glaube also noch lebendig!>»

«Erstaunlich!»

«Aufschlußreich , nicht wahr? Und nun die nächste Merkwürdigkeit. Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, hatte sie alles vergessen, Ich zeigte ihr den Kristall und fragte sie, ob sie wisse, was das sei. Sie antwortete, sie nehme an, es sei eine Kristallkugel, wie Wahrsager sie benutzten. Ich fragte sie, ob sie schon einmal eine solche gesehen habe. Sie antwortete:

<Noch nie, Monsieur le docteur .> Dann bemerkte ich einen verwunderten Ausdruck in ihren Augen. <Was beunruhigt Sie, Schwester?> fragte ich. Sie antwortete: <Es ist seltsam. Ich habe noch nie ein solchen Kristall gesehen, und doch scheint es mir, als sei er mir wohlbekannt. Da ist irgend etwas..... Wenn ich mich bloß erinnern könnte!> Die Gedächtnisanstrengung war offensichtlich so belastend für sie, daß ich ihr verbot, weiter darüber nachzudenken. Das Ganze ist nun zwei Wochen her. Ich habe absichtlich eine Zeitlang gewartet. Morgen will ich ein weiteres Experiment vornehmen.»

«Mit dem Kristall?»

«Mit dem Kristall. Ich werde sie dazu bringen, hineinzuschauen. Ich denke, das Resultat dürfte recht interessant sein .»

«Was erhoffen Sie sich davon?» fragte ich neugierig.

Die Frage war ohne Hintersinn, aber sie hatte eine unerwartete Wirkung. Rose erstarrte, das Blut stieg ihm ins Gesicht, und als er mir antwortete, hatte sich sein Tonfall fast unmerklich verändert. Er sprach förmlicher und sachlicher als zuvor.

«Aufschlüsse über gewisse, bisher nur unvollkommen erforschte geistige Störungen.

Schwester Marie-Angélique ist ein hochinteressanter Fall.»

War Roses Interesse also doch nur rein professionell, fragte ich mich.

«Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich auch mitkäme?»

Vielleicht bildete ich es mir bloß ein, aber mir schien, als zögere er, bevor er antwortete. Ich hatte das plötzliche Empfinden, daß er mich nicht dabeihaben wollte.

«Gewiß. Ich sehe nichts, was dagegen spräche.» Nach kurzer Pause fügte er hinzu: «Sie werden wohl nicht mehr sehr lange in <Trearne> bleiben, nehme ich an?»

«Nur noch bis übermorgen.»

Ich hatte den Eindruck, daß meine Antwort ihn befriedigte. Seine Miene erhellte sich, und er begann mir von einigen seiner jüngsten Experimente mit Meerschweinchen zu erzählen.

Ich traf den Doktor am folgenden Nachmittag zur verabredeten Stunde, und wir gingen zusammen zu Schwester Marie-Angélique.

Heute war der Arzt von äußerster Liebenswürdigkeit. Ich nahm an, er war bemüht, den Eindruck, den er am Vortag auf mich gemacht hatte, zu verwischen.

«Sie müssen das, was ich gesagt habe, nicht zu ernst nehmen», bemerkte er lachend. «Ich möchte nicht, daß Sie mich für einen Dilettanten der okkulten Wissenschaften halten. Das Schlimme bei mir ist, ich habe eine fatale Schwäche für das Aufstellen von Theorien.»

«Wirklich?»

«Ja, und zwar je phantastischer, desto lieber.»

Er lachte, wie man über eine amüsante Schwäche lacht

Als wir zu dem Haus kamen, hatte die Gemeindeschwester etwas mit Rose zu besprechen, und so blieb ich mit Schwester Marie-Angélique allein.

Ich sah, wie sie mich aufmerksam musterte. Schließlich begann sie zu sprechen.

«Meine gute Pflegerin hier erzählt mir, daß Sie der Bruder der freundlichen Dame von dem großen Haus; in dem ich einquartiert wurde, als ich aus Belgien kam, sind.»

«Ja», entgegnete ich.

»Sie war sehr freundlich zu mir. Sie ist ein guter Mensch.« Sie schwieg und schien irgendwelchen Gedanken nachzuhängen.

Dann fragte sie plötzlich: «Und Monsieur le docteur, ist er auch ein guter Mensch?»

Ich geriet in leichte Verlegenheit.

«0 ja. Ich meine - ich denke schon.»

«Aha!» Sie stockte und sagte dann: «Zu mir ist er ohne Zweifel sehr freundlich gewesen.»

«Davon bin ich überzeugt.»

Sie warf mir einen durchdringenden Blick zu. «Monsieur - wenn Sie jetzt so mit mir sprechen - halten Sie mich für verrückt?»

«Aber, Schwester, so eine Idee wäre mir niemals ...»

Sie fiel mir kopfschüttelnd ins Wort.

«Bin ich verrückt? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich an Dinge... ich vergesse Dinge...»

Sie seufzte, und in diesem Augenblick trat Rose ins Zimmer.

Er begrüßte sie munter und erklärte ihr, was sie tun sollte. «Gewisse Menschen besitzen die Gabe, Dinge in einer Kristallkugel zu sehen, wissen Sie. Und ich habe das Gefühl, daß auch Sie diese Gabe besitzen könnten, Schwester.»

Sie schien bestürzt.

«Oh, nein, das kann ich nicht. In die Zukunft blicken zu wollen - das ist Sünde.»

Rose war betroffen. Das war der Standpunkt der Ordensschwester den hatte er nicht bedacht.

Er wich geschickt aus.

«Man soll nicht in die Zukunft schauen, da haben Sie vollkommen recht. Aber in die Vergangenheit zurückzuschauen, das ist etwas anderes.»

«Die Vergangenheit?»

«Ja - es gibt viele seltsame Dinge in der Vergangenheit. Bilder, die bruchstückhaft aus der Erinnerung auftauchen -und wieder verlöschen. Versuchen Sie nichts in der Kristallkugel zu

erblicken, da Ihnen das nicht gestattet ist. Nehmen Sie sie nur in die Hände - so. Blicken Sie hinein - tief hinein. Ja - tiefer - noch tiefer. Sie erinnern sich, nicht wahr? Sie erinnern sich. Sie hören meine Stimme. Sie können meine Fragen beantworten. Können Sie mich nicht hören?»

Schwester Marie-Angélique hatte wie geheißen die Kristallkugel ergriffen und hielt sie nun mit eigentümlicher Ehrfurcht zwischen den Händen. Als sie hineinblickte, wurde ihr Blick starr, ihr Kopf sank herab. Sie schien zu schlafen.

Sanft nahm der Doktor die Kristallkugel aus ihren Händen und legte sie auf den Tisch. Er hob das Augenlid der Frau hoch.

Dann kam er und setzte sich neben mich.

«Wir müssen warten, bis sie aufwacht. Es wird nicht lange dauern, denke ich.»

Er hatte recht. Nach Ablauf von fünf Minuten regte sich Schwester Marie-Angélique.

Sie schlug die Augen auf.

«Wo bin ich?»

«Sie sind hier - zu Hause. Sie haben ein wenig geschlafen. Sie haben geträumt, nicht wahr?»

Sie nickte. «Ja, ich habe geträumt»

«Sie haben von dem Kristall geträumt?»

«Ja.»

«Erzählen Sie uns davon.»

«Sie werden mich für verrückt halten, Monsieur le docteur. Denn sehen Sie, in meinem Traum war der Kristall ein heiliges Zeichen. Ich sah in meinem Traum sogar einen zweiten Christus, einen Lehrer des Kristalls, der für seinen Glauben starb, dessen Anhänger gejagt und verfolgt wurden. Aber der Glaube blieb bestehen.»

«Der Glaube blieb bestehen?»

«Ja - fünfzehntausend volle Monde lang - ich meine, fünfzehntausend Jahre.»

«Wie lang war ein voller Mond?»

«Dreizehn gewöhnliche Monde. Ja, es war im fünfzehntausendsten vollen Mond - ich war Priesterin vom Fünften Zeichen im Haus des Kristalls. Es war in den ersten Tagen des Sechsten Zeichens ...»

Sie runzelte die Stirn, ein Ausdruck von Furcht überschattete ihr Gesicht.

«Zu bald....» murmelte sie. «Zu bald. Ein Ah ja, jetzt erinnere ich mich! Das Sechste Zeichen!» Sie sprang halb auf die Füße, fiel dann wieder zurück, strich sich mit der Hand über das Gesicht und flüsterte: «Aber was sage ich denn da? Ich rede irre. Dies alles ist ja nie geschehen.»

«Nun regen Sie sich bitte nicht auf.»

Doch sie blickte den Arzt aus ängstlichen, verständnislosen Augen an.

«Monsieur le docteur, ich begreife das nicht. Warum sollte ich solche Träume haben - solche Wahnvorstellungen? Ich war erst sechzehn, als ich in den Orden eintrat. Ich bin nie gereist.

Und doch träume ich von Städten, von fremden Völkern, von seltsamen Gebräuchen.

Warum?. Sie preßte beide Hände gegen den Kopf.

«Sind Sie jemals hypnotisiert worden, Schwester? Oder in Trance gefallen?»

«Ich bin niemals hypnotisiert worden, Monsieur le docteur. Was das andere anbetrifft, so hat sich während des Gebets in der Kapelle mein Geist oftmals von meinem Körper gelöst, und ich bin viele Stunden lang dagelegen wie tot. Ich sei von Gott gesegnet, sagte die Mutter Oberin, im Stand der Gnade. Oja!» rief sie plötzlich aus. «Ich erinnere mich, auch wir nannten es Stand der Gnade!»

«Ich würde gerne ein Experiment versuchen, Schwester», sagte Rose ruhig. «Es könnte vielleicht diese quälenden, bruchstückhaften Erinnerungen vertreiben. Ich möchte Sie bitten, noch einmal in den Kristall zu blicken. Ich werde dann ein bestimmtes Wort zu Ihnen sagen, und Sie werden mir mit einem anderen Wort antworten. Wir werden damit fortfahren, bis Sie

müde werden. Konzentrieren Sie Ihre Gedanken auf den Kristall, nicht auf die Worte.» Als ich die Kristallkugel wieder aus ihrer Umhüllung nahm und sie in Schwester Marie-Angélique's schmale Hände legte, fiel mir abermals die ehrfürchtige Art auf, mit der sie sie berührte. Ihre schönen, leuchtenden Augen blickten hinein. Eine kurze Weile herrschte Stille, dann sagte der Doktor: «Hund.» Sofort antwortete Schwester Marie-Angélique: «Tod.»

Ich will das Experiment hier nicht in vollem Umfang wiedergeben. Der Doktor brachte absichtlich viele unwichtige und bedeutungslose Worte ins Spiel. Andere Worte wiederholte er mehrmals, wobei er dieselbe, manchmal aber auch eine unterschiedliche Antwort erhielt. An jenem Abend sprachen wir in Doktor Roses kleinem Haus auf der Klippe über das Resultat des Experiments.

Rose räusperte sich und zog seine Notizbuch näher zu sich heran.

«Die Ergebnisse, die wir hier vorliegen haben, sind sehr interessant - sehr sonderbar. Auf die Worte <Sechstes Zeichen> zum Beispiel bekommen wir als Antwort abwechselnd <Zerstörung>, <Purpur>, <Hund>, <Macht>, dann wieder <Zerstörung> und am Ende noch einmal <Macht>. Wie Sie vielleicht bemerkt haben, verfuhr ich später umgekehrt und erhielt dabei folgendes Resultat: Auf <Zerstörung> erfolgte die Antwort <Hund>, wiederum <Tod>, und auf <Macht> - <Hund>. Das alles paßt zusammen, aber bei einer zweiten Wiederholung des Wortes <Zerstörung> erhalte ich die Antwort <Meer>, was völlig irrelevant erscheint. Auf die Worte <Fünftes Zeichen> bekomme ich <Blau>, <Gedanken>, <Vogel>, noch einmal <Blau> und schließlich den recht aufschlußreichen Ausdruck <Sich im Geiste einander eröffnen>. Aus dem Umstand, daß auf <Viertes Zeichen> das Wort <Gelb> folgt und später <Licht>, und daß ich auf <Erstes Zeichen> als Antwort <Blut> erhalte, schließe ich, daß jedes Zeichen eine bestimmte Farbe hatte und möglicherweise auch ein bestimmtes Symbol, beim Fünften Zeichen etwa ein <Vogel>, beim Sechsten Zeichen ein <Hund>. Ich nehme an, daß das Fünfte Zeichen etwas repräsentierte, was wir unter dem Begriff Telepathie kennen - Gedankenübertragung, ein <sich im Geiste einander eröffnen>. Das Sechste Zeichen wiederum bezeichnet ohne allen Zweifel die Macht der Zerstörung.»

«Was ist die Bedeutung von <Meer>?»

«Ich gestehe, dafür habe auch ich keine Erklärung. Ich habe das Wort später noch einmal verwandt und als Antwort ein banales <Boot> erhalten. Auf <Siebentes Zeichen> bekam ich zuerst <Leben>, und das zweite Mal <Liebe>. Auf <Achstes Zeichen> kam die Antwort <Keines>. Ich entnehme daraus, daß die Summe und Anzahl der Zeichen sieben betrug.»

«Aber das Siebente wurde nicht erreicht», sagte ich aus einer plötzlichen Eingebung heraus. «Denn durch das Sechste kam <Zerstörung>!»

«Ach, meinen Sie? Ich finde übrigens, wir nehmen diese

- diese wirren Reden sehr ernst. Dabei sind sie eigentlich nur aus medizinischer Sicht von Interesse.»

«Bestimmt werden sie in der Psychiatrie Aufsehen erregen.»

Der Doktor kniff die Augen zusammen. «Mein lieber Mr. Anstruther, ich habe nicht die Absicht, sie zu veröffentlichen» «Und Ihr Interesse daran?»

«Ist rein persönlicher Natur. Ich werde selbstverständlich ein Protokoll über den Fall anfertigen.»

«Ich verstehe.» Doch zum ersten Mal hatte ich das Empfinden, daß ich gar nichts verstand. Ich erhob mich.

«Nun, dann wünsche ich Ihnen eine gute Nacht, Doktor. Ich muß morgen wieder in die Stadt zurück»

«Ach!» Mir schien, als spräche Genugtuung, vielleicht sogar Erleichterung aus diesem Ausruf.

«Ich wünsche Ihnen viel Glück bei Ihrer Untersuchung», fuhr ich in ungezwungenem Ton fort «Lassen Sie nur ja nicht den Hund des Todes auf mich los, wenn wir uns das nächste Mal begegnen!»

Seine Hand ruhte in der meinen, als ich das sagte, und ich spürte, wie er zusammenzuckte. Doch er hatte sich rasch wieder in der Gewalt und entblößte die langen, spitzen Zähne zu einem Lächeln.

«Welche Macht wäre das für einen Mann, der die Macht liebt!» sagte er. «Das Leben eines jeden Menschen in der eigenen Hand zu halten!»

Und sein Lächeln wurde breiter.

Meine direkte Verbindung mit dem Fall war damit zu Ende. Später gelangte das Tagebuch des Arztes in meine Hände. Ich will die spärlichen Eintragungen daraus an dieser Stelle wiedergeben, obwohl man bedenken möge, daß sie erst eine ganze Zeit später in meinen Besitz kamen.

«5. Aug. Habe entdeckt, daß Schwester M.A unter <den Erwählten> jene versteht, denen die Fortpflanzung der Rasse oblag. Sie standen offenbar in höchstem Ansehen, höher als die Priesterschaft. Vergleiche die ersten Christen!

7. Aug. Habe Schwester M.A. überredet, sich hypnotisieren zu lassen. Es gelang mir, sie in Hypnoseschlaf und Trance zu versetzen, fand aber keinen Rapport.

9. Aug. Hat es in der Vergangenheit Zivilisationen gegeben, mit denen verglichen die unsere ein Nichts ist? Seltsam, wenn es so wäre, und ich der einzige, der den Schlüssel dazu in Händen hielte...

12. Aug. Schwester M.A. sagte heute, daß <im Stand der Gnade das Tor geschlossen sein muß, auf daß kein anderer Gewalt über den Leib gewinne>! Interessant! Aber verwirrend.

18. Aug. Das Erste Zeichen ist also nichts anderes als... (die folgenden Worte wurden ausradiert)... wie viele Jahrhunderte wird es dann noch dauern, bis das Sechste erreicht ist? Aber wenn es einen abkürzenden Weg gäbe zur Macht...

20. Aug. Habe veranlaßt, daß M.A mit Krankenschwester zu mir zieht. Sagte, Patientin müsse unter Morphin gehalten werden. Bin ich wahnsinnig? Oder werde ich der Übermensch sein, der die Macht über den Tod in seinen Händen hält?»

(Hier brechen die Aufzeichnungen ab.)

Es war, glaube ich, am 29. August, als ich den Brief erhielt. Er war unter der Anschrift meiner Schwester an mich adressiert, in schrägen, fremdländisch wirkenden Schriftzügen. Ich machte ihn mit einiger Neugier auf. Sein Inhalt lautete wie folgt:

«Cher Monsieur, ich habe Sie nur zweimal gesehen, aber ich habe gefühlt, daß ich Ihnen vertrauen kann. Ob meine Träume wahr sein mögen oder nicht, sie sind in der letzten Zeit deutlicher geworden ... Und, Monsieur, einer zumindest, der Hund des Todes, ist kein Traum... In jener Zeit, von der ich Ihnen erzählte (ob sie wirklich existierte oder nicht, weiß ich nicht), tat Er, der Hüter des Kristalls, das Sechste Zeichen zu früh den Menschen kund ... Das Böse hielt in ihren Herzen Einzug. Sie hatten die Macht, nach Belieben zu töten und sie töteten ohne Gerechtigkeit - im Zorn. Sie waren vor Machtlust trunken. Als wir das sahen, wir, die wir noch rein waren, erkannten wir, daß wir den Kreis auch dieses Mal nicht vollenden und zum Zeichen des Ewigen Lebens gelangen sollten. Er, der der nächste Hüter des Kristalls gewesen wäre, war aufgerufen zu handeln. Damit das Alte sterbe und das Neue, nach endlosen Zeitaltern, wiederkühre, ließ er den Hund des Todes über das Meer (wobei er achtgab, den Kreis nicht zu schließen), und das Meer erhob sich in Gestalt eines Hundes und verschlang das ganze Land...

Die Erinnerung daran ist mir schon einmal gekommen - auf den Stufen des Altars in Belgien...

Dieser Dr. Rose, er gehört zur Bruderschaft. Er kennt das Erste Zeichen und die Form des

Zweiten, wenn auch dessen Bedeutung allen außer wenigen Auserwählten verborgen ist. Nun sucht er das Geheimnis des Sechsten Zeichens von mir zu erfahren. Ich habe ihm bislang widerstanden - aber meine Kräfte lassen nach. Monsieur, es ist nicht gut, daß ein Mensch vor seiner Zeit zur Macht gelange. Viele Jahrhunderte müssen vergehen, ehe die Welt so weit sein wird, daß die Gewalt über den Tod in ihre Hände gelegt werden kann. ... Ich beschwöre Sie, Monsieur, der Sie das Gute und Wahre lieben, helfen Sie mir... ehe es zu spät ist Ihre Schwester in Christo Marie-Angélique.»

Ich ließ das Blatt sinken. Der Grund unter meinen Füßen schien mir etwas weniger fest als gewöhnlich. Dann riß ich mich zusammen. Beinahe hätte der Glaube der armen Frau, subjektiv und aufrichtig, wie er war, selbst mich überzeugt! Eines stand fest In seinem ehrgeizigen Forscherdrang mißbrauchte dieser Dr. Rose auf das gröblichste seinen ärztlichen Stand. Ich würde sofort hinfahren und ...

Plötzlich bemerkte ich unter meiner übrigen Post einen Brief von Kitty. Ich riß ihn auf. «Es ist etwas Furchtbares passiert.» las ich. «Du erinnerst Dich an das Häuschen von Dr. Rose oben auf den Klippen? Es wurde in der vergangenen Nacht von einem Erdbeben in die Tiefe gerissen, und der Doktor sowie diese arme Nonne, Schwester Marie-Angélique, kamen dabei ums Leben. Der Strand unten ist übersät mit Trümmern - sie haben sich zu einem höchst seltsam geformten Haufen getürmt - aus der Ferne sieht es fast aus wie ein riesiger Wolfshund.»

Der Brief entfiel meiner Hand.

Die übrigen Geschehnisse mögen reiner Zufall sein. In derselben Nacht starb plötzlich ein gewisser Mr. Rose, ein reicher Verwandter des Arztes, wie ich erfuhr - es hieß, der Blitz habe ihn getroffen. Soweit bekannt, hatte es zu der Zeit in der fraglichen Gegend kein Gewitter gegeben, aber ein oder zwei Leute erklärten, sie hätten einen einzigen gewaltigen Donnerschlag vernommen. An dem Toten wurde ein Brandmal von «merkwürdiger Form» festgestellt. In seinem Testament hatte er sein ganzes Vermögen seinem Neffen, Dr. Rose, vermacht.

Nehmen wir einmal an, es sei Dr. Rose gelungen, Schwester Marie-Angélique das Geheimnis des Sechsten Zeichens zu entreißen. Ich hatte ihn gefühlsmäßig immer für einen skrupellosen Mann gehalten - er wäre gewiß nicht davor zurückgeschreckt, seinen Onkel umzubringen, wenn er hätte sicher sein dürfen, daß ihm die Tat nicht angelastet werden konnte. Aber ein Satz aus Schwester Marie-Angéliques Brief geht mir nicht aus dem Sinn. ... « wobei er achtgab , den Kreis nicht zu schließen...» Dr. Rose übte keine solche Vorsicht, wußte vielleicht nicht, welche Vorkehrungen zu treffen waren oder daß überhaupt eine Notwendigkeit dafür bestand. Also vollendete die Kraft, die er benutzte, ihren Kreis und wendete sich gegen ihn ...

Aber das ist natürlich alles Unsinn! Es gibt für jedes der geschilderten Ereignisse eine natürliche Erklärung. Daß der Arzt an Schwester Marie-Angéliques Wahnvorstellungen glaubte, beweist bloß seine eigene geistige Labilität.

Und dennoch träume ich manchmal von einem Kontinent unter dem Meer, wo einst Menschen lebten und einen Grad der Zivilisation erlangten, der der unseren weit voraus ist... Oder kehrte sich in Schwester Marie-Angéliques Erinnerung die Zeit um - was manche für möglich halten -, und liegt diese Stadt der Kreise in der Zukunft und nicht in der Vergangenheit?

Unsinn - das Ganze war natürlich eine bloße Halluzination!

Der Traum vom Glück

«Bill umschlang sie mit seinen muskulösen Armen und preßte sie an seine Brust Mit einem tiefen Seufzer bot sie ihm die Lippen zu einem leidenschaftlichen Kuß...»

Seufzend ließ Edward Robinson den Roman Sieg der Liebe sinken und starrte durch die Fensterscheibe der Untergrundbahn. Sie fuhren gerade durch Stamford Brook. Edward Robinson dachte an Bill. Das war der hundertprozentig virile Mann, wie ihn Romanschriftstellerinnen sehen. Edward beneidete ihn um seine Muskeln, sein männliches Äußeres und seine phantastische Leidenschaftlichkeit . Er nahm das Buch wieder auf und las noch einmal die Beschreibung der stolzen Marchesa Bianca (derjenigen, die ihre Lippen dargeboten hatte) . Ihre Schönheit war so hinreißend, ihr Zauber so berauschend, daß starke Männer von Liebe übermannt vor ihr hinsanken wie Kegel auf einer Kegelbahn.

Natürlich, dachte Edward, ist das alles dummes Zeug. Alles dummes Zeug. Und trotzdem möchte ich mal wissen...

Seine Augen bekamen einen traumerischen Glanz. Gab es vielleicht doch irgendwo eine Welt voll Romantik und Abenteuer? Gab es Frauen, deren Schönheit einem berauschend zu Kopf stieg? Gab es Liebe, die einen verzehrte wie eine Flamme?

Das hier ist das wirkliche Leben, dachte Edward resigniert. So ist es nun einmal. Man muß sich einfach darein schicken, wie alle anderen Menschen auch.

Im großen und ganzen mußte er sich wohl als einen vom Schicksal begünstigten jungen Mann betrachten. Er hatte einen ausgezeichneten Posten als kaufmännischer Angestellter in einem florierenden Unternehmen. Er war gesund, er brauchte für niemanden zu sorgen, und er war mit Maude verlobt

Bei dem bloßen Gedanken an Maude jedoch flog ein Schatten über sein Gesicht. Zwar hätte er es nie zugegeben, aber er fürchtete sich etwas vor ihr. Er liebte sie, das schon - noch immer erinnerte er sich, mit welchem Schauer des Entzückens er bei ihrer ersten Begegnung auf Maudes Nacken geblickt hatte, der schlank und weiß aus dem Kragen der billigen Bluse emporragte. Er hatte im Kino hinter ihr gesessen und der Freund, mit dem er dort war, hatte sie gekannt und sie beide einander vorgestellt. Ganz ohne Zweifel, Maude war eine fabelhafte Person. Sie sah gut aus, war intelligent und sehr damenhaft, und sie hatte immer recht, in allen Dingen. Genau der Typ von Mädchen, wie alle Welt ihm versicherte, der eine ausgezeichnete Ehefrau abgeben würde.

Edward überlegte, ob wohl die Marchesa Bianca eine ausgezeichnete Ehefrau abgegeben hätte. Irgendwie bezweifelte er das. Er konnte sich die sinnliche Bianca mit ihren roten Lippen und ihren schwellenden Rundungen nicht vorstellen, wie sie beispielsweise für den maskulinen Bill die Hemdenknöpfe annähte. Nein, Bianca war eine romantische Phantasiegestalt, dieses hier war das wirkliche Leben. Er und Maude würden bestimmt sehr glücklich miteinander werden. Sie war so praktisch und vernünftig...

Aber trotzdem wünschte er manchmal, sie wäre nicht so - nun, so kategorisch in ihrer Art. So schnell bereit, ihm <über den Schnabel zu fahren>.

Das lag natürlich an ihrem vorausschauenden, praktischen Wesen. Maude war sehr vernünftig. Und Edward war für gewöhnlich ebenfalls sehr vernünftig, aber manchmal... Er hatte zum Beispiel schon dieses Jahr zu Weihnachten heiraten wollen. Maude dagegen hatte ihm erklärt, wieviel vernünftiger es doch sei, noch ein Weilchen zu warten - ein Jahr oder auch zwei vielleicht. Sein Gehalt war nicht sehr hoch. Er hatte ihr einen teuren Ring schenken wollen - sie war entsetzt gewesen und hatte ihn gezwungen, den Ring zurückzubringen und gegen einen billigeren einzutauschen. Sie besaß nur Qualitäten, aber Edward wünschte

manchmal, sie hätte mehr Fehler und weniger Tugenden. Es war ihre Vortrefflichkeit, die ihn manchmal zu verzweifelten Entschlüssen trieb.

Zum Beispiel ...

Schuldbewußte Röte überzog sein Gesicht. Er mußte es ihr sagen - und zwar bald. Sein schlechtes Gewissen bewirkte bereits, daß er sich seltsam benahm. Morgen war Heiligabend, der erste von drei Feiertagen. Maude hatte ihm vorgeschlagen, den Tag mit ihr und ihrer Familie zu verbringen, und auf eine plumpe, dumme Art, eine Art, die fast zwangsläufig ihr Mißtrauen erregen mußte, hatte er sich herausgeredet - hatte ihr eine langatmige Geschichte von einem Freund aufgetischt, der auf dem Land lebe und den zu besuchen er fest versprochen habe.

Es gab gar keinen Freund auf dem Land. Es gab nur sein schlechtes Gewissen.

Vor drei Monaten hatte Edward Robinson sich zusammen mit ein paar hunderttausend anderen jungen Männern an einem Zeitungspreisausschreiben beteiligt. Zwölf Mädchennamen sollten in der Reihenfolge ihrer Beliebtheit angeordnet werden. Und da hatte Edward einen glänzenden Einfall gehabt. Sein eigenes Urteil war mit Sicherheit falsch - diese Erfahrung hatte er bei ähnlichen Wettbewerben schon oft gemacht. Er hatte also die Namen zuerst in der Reihenfolge aufgeschrieben, die seinem eigenen Geschmack entsprach, und sie sodann ein zweites Mal notiert, wobei er jeweils zwischen den ersten und den letztplazierten Namen seiner ursprünglichen Liste abwechselte. Als das Ergebnis verkündet wurde, hatte Edward von den zwölf Namen acht richtig getroffen und erhielt den ersten Preis von fünfhundert Pfund. Er ließ es sich nicht nehmen, dieses Resultat, das man ohne weiteres einem glücklichen Zufall hätte zuschreiben können, als direktes Ergebnis seines «Systems» zu betrachten, und war außerordentlich stolz auf sich.

Das nächste Problem war: Was sollte er mit den fünfhundert Pfund anfangen? Er wußte sehr gut, was Maude sagen würde. Lege es an als Startkapital für unsere Zukunft. Und Maude hätte natürlich ganz recht, das war ihm klar. Doch Geld, das man in einem Preisausschreiben gewonnen hatte, das war seinem Gefühl nach etwas Besonderes.

Hätte er das Geld durch eine Erbschaft erhalten, so würde er es selbstverständlich bis auf den letzten Penny in Staatsanleihen oder Sparbriefen angelegt haben. Aber ein Glückstreffer, den man durch ein paar Federstriche erzielt hatte, gehörte für Edward ungefähr in die gleiche Kategorie wie der Sixpence, den man einem Kind zusteckte, damit es sich «etwas Schönes» dafür kaufe.

Und in einem bestimmten Schaufenster, an dem er tagtäglich auf dem Weg ins Büro vorbeiging, befand sich «etwas Schönes», der Traum aller Träume, ein kleiner Zweisitzer mit langer, spiegelblanker Kühlerhaube und darauf in dicken Ziffern der Preis: 465 Pfund.

«Wenn ich reich wäre», hatte Edward Tag für Tag zu dem Auto gesagt, «wenn ich reich wäre, dann gehörtest du mir»

Und nun war er - wenn schon nicht reich, so doch im Besitz einer Summe, die es ihm erlaubte, seinen Traum zu verwirklichen. Der Wagen, dieses wunderschöne, chromglänzende Prachstück, war sein, er brauchte ihn nur zu bezahlen.

Er hatte vorgehabt, Maude von dem Geld zu erzählen. Damit wäre er vor jeder Versuchung gefeit gewesen. Angesichts ihrer Mißbilligung, ja, ihres Entsetzens, hätte er niemals den Mut aufgebracht, seine verrückte Idee in die Tat umzusetzen. Aber zufällig war es dann Maude selber, die die Entscheidung herbeiführte. Er hatte sie ins Kino eingeladen - auf die besten Plätze. Darauf hatte sie ihm freundlich aber bestimmt die verwerfliche Torheit seines Benehmens vor Augen geführt - drei Shilling und sechs Pence gegenüber zwei Shilling und vier Pence, wo man von den hinteren Plätzen doch genauso gut sehen konnte!

Edward nahm die Vorwürfe mit verbissenem Schweigen entgegen. Maude hatte das befriedigende Gefühl, daß ihre Worte Eindruck auf ihn machten. Man durfte nicht zulassen, daß Edward seinen extravaganten Lebensstil beibehielt. Maude liebte Edward, aber sie wußte,

er war schwach, und so oblag es ihr, ihm stets zur Seite zu stehen und ihn auf den rechten Weg zu geleiten. Sie beobachtete sein demütiges Verhalten mit innerer Genugtuung. Edward benahm sich in der Tat wie ein getretener Wurm. Er krümmte sich. Zwar hatten ihn ihre Vorwürfe tief getroffen, doch genau in diesem Augenblick faßte er den Entschluß, den Wagen zu kaufen.

<Verdammt!> sagte er zu sich selbst <Einmal in meinem Leben werde ich tun, was mir paßt. Da kann sich Maude auf den Kopf stellen!>

Und so geschah es, daß er am folgenden Morgen jenen gläsernen Palast mit seinen chromblitzenden, lackglänzenden Herrlichkeiten betrat und mit einer Nonchalance, die ihn selbst erstaunte, sein Traumauto kaufte. Es war wirklich das Einfachste auf der Welt, sich ein Auto zu kaufen!

Das war vor vier Tagen gewesen. Seither ging er, obwohl er sich nach außen hin nichts anmerken ließ, innerlich wie auf Wolken. Und Maude hatte er noch keine Silbe davon gesagt. Täglich benutzte er seine Mittagspause, um Unterricht im Gebrauch des Prachtvehikels zu nehmen, und er erwies sich dabei als überaus gelehriger Schüler.

Morgen, an Heiligabend, würde er seine erste Ausfahrt aufs Land machen. Er hatte Maude belogen, und er würde sie, wenn es sein mußte, wieder belügen. Er stand mit Leib und Seele im Bann seines neuen Besitztums. Es verkörperte für ihn Romantik und Abenteuer, all die Dinge, nach denen er sich immer vergeblich gesehnt hatte. Morgen würden sich er und seine neue Geliebte zusammen auf den Weg machen. Sie würden durch die kalte Winterluft brausen und, das nervenaufreibende Getümmel von London weit hinter sich lassend, in die menschenleere Welt entschwinden...

In diesem Augenblick war Edward, ohne es selbst zu wissen, fast ein Poet.

Morgen...

Er blickte auf das Buch in seiner Hand - Sieg der Liebe. Lachend steckte er es in die Tasche. Der Wagen, die roten Lippen der Marchesa Bianca und die erstaunlichen Heldentaten von Bill, all dies schien irgendwie miteinander verwoben. Morgen...

Das Wetter, das für gewöhnlich optimistische Erwartungen zu enttäuschen pflegte, war Edward wohl gesonnen. Es lieferte ihm einen Tag, wie er ihn sich erträumt hatte, einen Tag mit glitzerndem Rauheif, blaßblauem Himmel und einer primelgelben Sonne.

So fuhr Edward denn, die Brust von Abenteuerlust und Wagemut geschwellt, zur Stadt hinaus. Es gab kleinere Schwierigkeiten am Hyde Park Corner und eine betrübliche Panne bei Putney Bridge, es krachte öfters mal im Getriebe, die Bremsen quietschten häufig, und zahlreiche andere Autofahrer überschütteten Edward mit Verwünschungen, doch für einen Anfänger machte er seine Sache nicht schlecht. Schließlich erreichte er eine jener geraden, breiten Straßen, die das Herz jedes Autofahrers höher schlagen lassen. An diesem Tag herrschte wenig Verkehr. Edward fuhr dahin, immer weiter und weiter; trunken von seiner Herrschaft über dieses Gefährt mit den schimmernden Flanken raste er durch die kalte, weiße Welt wie in einem göttlichen Rausch.

Es war ein phantastischer Tag. Er machte einmal Rast, um in einem altmodischen Gasthof zu Mittag zu essen, und legte danach nur noch einmal eine kurze Teepause ein. Endlich trat er widerwillig die Heimfahrt an zurück nach London, zurück zu Maude, zu den unvermeidlichen Erklärungen, den Vorwürfen.

Er schob den Gedanken seufzend von sich. Das hatte Zeit bis morgen. Heute war heute. Und was konnte faszinierender sein als diese schnelle Fahrt durch die Nacht, während die Scheinwerfer sich voraus ins Dunkle bohrten. Das war überhaupt das Beste von allem!

Nach seiner Rechnung blieb ihm keine Zeit mehr, um irgendwo zum Abendessen einzukehren. Dieses Fahren bei Dunkelheit war eine knifflige Sache. Er würde länger zurück nach London brauchen, als er gedacht hatte. Es war gerade acht Uhr, als er durch Hindhead kam und zum Rand der Devil's Punch Bowl gelangte. Der Mond schien, und der Schnee von vorgestern war noch nicht geschmolzen.

Er hielt an und blickte sich staunend um. Was machte es, wenn er nicht vor Mitternacht nach London zurückkam? Was machte es, wenn er überhaupt nicht zurückkam? Von dem hier würde er sich nicht so schnell losreißen.

Er stieg aus dem Wagen und trat an den Rand des Abhangs. In verführerischer Nähe sah er einen gewundenen Pfad, der ins Tal führte. Edward gab der Versuchung nach und wanderte die nächste halbe Stunde wie berauscht durch eine verschneite Wunderwelt. Niemals hatte er sich vorgestellt, daß es dergleichen geben könnte. Und all dieses gehörte ihm, ihm allein, ein Geschenk seiner strahlenden Geliebten, die oben auf der Straße getreulich seiner harnte. Endlich kletterte er wieder bergauf, stieg in sein Auto und fuhr weiter, noch immer ein wenig benommen von der Entdeckung einer Schönheit, die er eben erlebt hatte und die dem prosaischesten Menschen zuweilen widerfuhr.

Mit einem Seufzer kam er dann wieder zu sich und streckte die Hand in das Seitenfach des Wagens, in das er irgendwann im Lauf des Tages einen Wollschal gestopft hatte.

Aber der Schal war nicht mehr da. Das Fach war leer. Nein, doch nicht - es steckte etwas Kratziges, Hartes darin, wie ein Haufen Kieselsteine.

Edward griff mit der Hand tiefer hinein. Einen Augenblick später starrte er entgeistert auf das Ding, das zwischen seinen Fingern baumelte und im Mondlicht in hundert Feuern funkelte. Es war ein Brillanthalsband.

Edward starrte es minutenlang an, aber es war kein Zweifel möglich. Ein Brillanthalsband im Wert von wahrscheinlich Tausenden von Pfund hatte da einfach so im Seitenfach seines Autos gelegen!

Aber wer hatte es dort hineingetan? Als er aus der Stadt wegfuhr, war es mit Sicherheit noch nicht dagewesen. Während er im Schnee spazierenging, mußte jemand vorbeigekommen sein und das Ding absichtlich ins Auto gelegt haben. Aber warum? Hatte der Besitzer des Halsbands sich geirrt? Oder - war es möglicherweise gestohlen?

Noch während ihm alle diese Gedanken durch den Kopf schossen, zuckte Edward plötzlich zusammen, und es überlief ihn eiskalt. Dies war gar nicht sein Wagen.

Er war sehr ähnlich, gewiß. Er war vom gleichen leuchtenden Rot - rot wie die Lippen der Marchesa Bianca -, er besaß die gleiche lange, glänzende Kühlerhaube, aber an tausend Kleinigkeiten erkannte Edward, daß es sich nicht um sein eigenes Auto handelte. Die glänzende Lackierung wies hier und dort kleine Kratzer auf, der ganze Wagen zeigte unverkennbar Spuren eines längeren Gebrauchs. In dem Fall...

Ohne länger zu zögern, setzte Edward zum Wenden an. Dieses war jedoch nicht seine starke Seite. Sobald er den Rückwärtsgang einlegte, verlor er unweigerlich den Kopf und drehte das Lenkrad in die falsche Richtung. Außerdem verirrte sich sein Fuß häufig zwischen Gaspedal und Bremse, was fatale Folgen zeitigte. Schließlich jedoch gelang ihm das Manöver, und der Wagen brummte gehorsam wieder den Berg hinauf.

Edward entsann sich, vorhin in einiger Entfernung einen anderen Wagen bemerkt zu haben, dem er zu der Zeit jedoch keine sonderliche Beachtung geschenkt hatte. Auf dem Rückweg von seinem Spaziergang war er aus dem Tal über einen anderen Pfad heraufgeklettert und oben, wie er gemeint hatte, direkt hinter seinem Auto angekommen. Tatsächlich mußte es aber das fremde Auto gewesen sein.

Etwa zehn Minuten später befand er sich wieder an der Stelle, wo er vorhin geparkt hatte.

Aber jetzt stand überhaupt kein Auto mehr am Straßenrand. Der Eigentümer dieses Wagens mußte in dem von Edward davongefahren sein vielleicht auch er irregeführt durch die Ähnlichkeit. Edward holte das Brillanthalsband aus der Tasche und ließ es ratlos durch die Finger gleiten.

Was sollte er jetzt tun? Zum nächsten Polizeirevier laufen? Die Begleitumstände erklären, das Halsband abliefern und die Nummer seines eigenen Wagens angeben.

Übrigens, wie lautete eigentlich seine Wagennummer? Edward zerbrach sich den Kopf, doch sie wollte ihm auf den Tod nicht einfallen. Ihm wurde unbehaglich zumute. Er würde sich bei

der Polizei reichlich lächerlich machen. Es war eine Acht in der Nummer, das war alles, woran er sich erinnern konnte. Natürlich kam es im Grunde nicht darauf an - zumindest... Er warf einen beklommenen Blick auf die Brillanten. Womöglich würden die glauben - ach nein, das war ja ausgeschlossen . . . oder etwa doch nicht... daß er den Wagen und die Brillanten gestohlen hatte. Denn schließlich, wenn man sich's genau überlegte, würde wohl irgendein Mensch bei rechtem Verstand ein wertvolles

Brillanthalsband nachlässig in das offen Seitenfacheines Autos stopfen?

Edward stieg aus und ging um den Wagen herum. Die Nummer war XRJ 0061. Abgesehen von der Tatsache, daß es sich dabei mit Sicherheit nicht um seine eigene Autonummer handelte, sagte ihm das gar nichts. Er ging nun daran, systematisch sämtliche Ablagefächer des Wagens zu untersuchen. Dort, wo er die Brillanten gefunden hatte, machte er eine weitere Entdeckung - einen kleinen Papierzettel, auf den in Bleistift ein paar Worte gekritzelt waren. Im Licht der Scheinwerfer konnte Edward sie leicht entziffern.

<Treffpunkt: Graene, Ecke Salter's Lane, zehn Uhr.>

Der Name Graene kam ihm bekannt vor. Er hatte ihn unterwegs auf einem Ortsschild gelesen. Eine Minute später stand sein Entschluß fest. Er würde zu dieser Ortschaft Graene fahren, die Salter's Lane suchen, dort auf die Person, die den Zettel geschrieben hatte, warten und die Situation erklären. Das wäre weitaus besser, als sich auf dem nächsten Polizeirevier unsterblich zu blamieren.

Fast vergnügt fuhr er los. Schließlich war dies ein Abenteuer, etwas, das nicht alle Tage passierte. Das Brillanthalsband machte das Ganze spannend und geheimnisvoll.

Er hatte einige Schwierigkeiten, bis er Graene und dort die Salter's Lane fand, aber nachdem er in zwei Häusern nach dem Weg gefragt hatte, gelang es ihm schließlich.

Dennoch war es ein paar Minuten nach der angegebenen Zeit, als er vorsichtig eine enge Straße entlangfuhr und scharf nach links Ausschau hielt, wo, wie man ihm beschrieben hatte, die Salter's Lane abzweigen sollte.

Nach einer Straßenbiegung stieß er tatsächlich auf die Abzweigung, und schon als er stoppte, eilte eine Gestalt aus der Dunkelheit auf ihn zu.

«Endlich!» rief eine Frauenstimme. «Das hat ja eine Ewigkeit gedauert, Gerald!»

Während die Frau sprach, trat sie mitten in das grelle Scheinwerferlicht, und Edward stockte der Atem. Sie war das schönste Geschöpf, das er je gesehen hatte.

Sie war noch ganz jung, mit nachtschwarzem Haar und wundervollen roten Lippen. Der schwere Pelzmantel, der sie umhüllte, klaffte vorne auseinander, und Edward sah, daß sie in großer Abendtoilette war das enganliegende, feuerrote Kleid betonte ihre makellose Figur.

Um ihren Hals schloß sich eine Kette ausgesucht schöner Perlen.

Plötzlich fuhr die junge Frau erschrocken zusammen.

«Oh!» rief sie aus. «Sie sind ja gar nicht Gerald.»

«Nein», sagte Edward hastig. «Ich möchte die Sache erklären.» Er zog das Brillanthalsband aus der Tasche und hielt es ihr entgegen. «Mein Name ist Edward..

Weiter kam er nicht, denn das Mädchen klatschte in die Hände und fiel ihm ins Wort.

«Edward, ach, natürlich! Ich freue mich ja so. Aber Jimmy, dieser Idiot, hat mir am Telefon gesagt, er würde Gerald mit dem Wagen herüberschicken. Ich finde es wirklich fabelhaft anständig von dir, daß du gekommen bist. Vergiß nicht, ich habe dich zum letztenmal gesehen, als ich sechs Jahre alt war. Aha, da hast du ja das Halsband. Steck's wieder ein. Der Dorfpolizist könnte vorbeikommen und es sehen. Brr, es ist eiskalt hier draußen! Laß mich rein.»

Wie im Traum öffnete Edward die Tür, und sie kletterte leichtfüßig zu ihm in den Wagen. Ihr Pelz streifte seine Wange, und ein flüchtiger Duft wie von regenfeuchten Veilchen stieg ihm in die Nase.

Er hatte keinen Plan, nicht einmal einen festen Gedanken. Ohne eine bewußte Entscheidung hatte er sich von der ersten Minute an mit Leib und Seele dem Abenteuer verschrieben. Die

junge Frau hatte ihn Edward genannt - was tat es, daß er der falsche Edward war? Sie würde es schnell genug herausfinden. Er nahm den Fuß von der Kupplung, und sie fuhren los. Nach kurzer Zeit fing die junge Frau an zu lachen. Ihr Lachen war genauso wunderbar wie alles übrige an ihr.

«Man merkt, daß du nicht viel von Autos verstehst. Es wohl keine da draußen?»

Was mochte mit «da draußen» gemeint sein, fragte sich Edward. Laut sagte er: «Nicht viele.»

«Laß lieber mich fahren», schlug sie vor. «Es ist ziemlich kompliziert, sich in diesen engen Gassen zurechtzufinden, bis man wieder auf die Hauptstraße kommt.»

Er überließ ihr nur allzu gerne seinen Platz. Bald brausten sie mit einer halsbrecherischen Geschwindigkeit, die Edward insgeheim schaudern machte, durch die Nacht. Sie sah ihn von der Seite an.

«Ich fahre gern schnell. Du auch? Weiß du, du siehst Gerald kein bißchen ähnlich. Kein Mensch würde euch für Brüder halten. Du bist überhaupt ganz anders, als ich dich mir vorgestellt habe.»

«Zu gewöhnlich wohl, stimmt's?»

«Nicht gewöhnlich - anders. Ich werde nicht recht klug aus dir. Was macht unser armer Jimmy? Hat das Ganze wahrscheinlich tüchtig satt, wie?»

«Ach, Jimmy geht's ganz gut», entgegnete Edward aufs Geratewohl.

«Das sagt sich so leicht - dabei ist so ein verstauchter Knöchel schon ein gemeines Pech. Hat er dir die ganze Geschichte erzählt?»

«Kein Wort. Ich tappe völlig im dunkeln. Wie ist es denn passiert?»

«Oh, das Ganze hat fabelhaft geklappt. Jimmy, schön herausstaffiert in seinen Frauenklamotten, ging zur Haustür hinein, und zwei Minuten später kletterte ich dann die Wand hinauf zum Fenster. Drinnen war die Zofe von Agnes Larella gerade dabei, ihr Kleid und ihren Schmuck herauszulegen. Dann gab's unten plötzlich großes Geschrei, der Knallfrosch ging los, und alle schrien Feuer. Das Mädchen raste hinaus, ich sprang hinein, packte das Halsband und war im Nu wieder unten. Dann rannte ich durch die Gartenpforte auf der Rückseite, nahm die Abkürzung durch die Punch Bowl und stopfte im Vorbeilaufen schnell das Halsband und die Nachricht mit unserem Treffpunkt ins Autofach. Und dann ging ich wieder ins Hotel zu Louise - nachdem ich erst die Pelzstiefel ausgezogen hatte, natürlich. Sie hatte überhaupt nicht gemerkt, daß ich fort gewesen war. Ein perfektes Alibi.»

«Und was passierte mit Jimmy?»

«Na, davon weißt du bestimmt mehr als ich.»

«Er hat mir kein Wort gesagt», erklärte Edward leichthin. «Ach, in dem ganzen Durcheinander hat er sich doch tatsächlich mit dem Fuß in seinem Rock verheddert und sich den Knöchel verstaucht. Man hat ihn zu seinem Wagen tragen müssen, und der Chauffeur von den Larellas fuhr ihn heim. Stell dir bloß vor, der Chauffeur hätte zufällig mit der Hand in das Seitenfach gefaßt!»

Edward stimmte in ihr Gelächter ein, doch seine Gedanken arbeiteten emsig. Er verstand die Geschichte jetzt so ungefähr. Den Namen Larella hatte er schon gehört - es war ein Name, der gleichbedeutend mit Reichtum war. Das Mädchen hier und ein unbekannter Mann namens Jimmy hatten gemeinsam einen Plan ausgeheckt, um das Halsband zu stehlen, und es war ihnen geglückt. Wegen seines verstauchten Knöchels und der Anwesenheit des Chauffeurs der Larellas war Jimmy nicht in der Lage gewesen, in das Seitenfach des Wagens zu schauen, ehe er das Mädchen anrief - wahrscheinlich hatte er auch gar nicht die Absicht gehabt, es zu tun. Aber es war nahezu sicher, daß der andere Unbekannte namens Gerald dies bei nächster Gelegenheit nachholen würde. Und er würde darin Edwards Schal finden!

«Schnell gegangen», bemerkte das Mädchen.

Eine hellerleuchtete Trambahn ratterte vorbei - sie befanden sich bereits in den Außenbezirken von London. Der Wagen schlängelte sich durch den Verkehr, daß Edward das bis in den Hals hinauf schlug. Sie fuhr ausgezeichnet, diese junge Frau, aber wie riskant!

Eine Viertelstunde später hielten sie vor einem imposanten Haus an einem vornehmen kleinen Platz an.

«Wir können ein paar von unseren Klamotten hierlassen», sagte das Mädchen, «ehe wir weiterfahren zu <Ritson's>.»

«<Ritson's?>» Edward wiederholte fast ehrfürchtig den Namen des berühmten Nachtclubs.

«Ja, hat Gerald dir das nicht gesagt?»

«Das hat er nicht», erwiderte Edward streng. «Was soll ich anziehen?»

Sie runzelte die Stirn. «Hat man dir denn gar nichts gesagt? Wir werden dich irgendwie ausstaffieren. Wir müssen die Sache durchziehen.»

Ein würdevoller Butler öffnete ihnen die Tür und trat beiseite, um sie hereinzulassen.

«Mr. Gerald Champneys hat angerufen, Mylady. Er wollte sie dringend sprechen, hat aber keine Nachricht hinterlassen wollen.»

Kein Wunder, daß er sie dringend sprechen wollte, dachte Edward. Auf jeden Fall kenne ich jetzt meinen vollen Namen. Edward Champneys. Aber wer ist sie? Der Butler hat sie mit Mylady angeredet. Wozu braucht sie dann ein Halsband zu klauen? Bridgeschulden?

In den Romanheften, die er gelegentlich las, wurde die schöne, adelige Heldin stets von Bridgeschulden zur Verzweiflung getrieben. Edward wurde von dem würdigen Buder fortgeführt und einem geschniegelten Kammerdiener übergeben. Eine Viertelstunde später gesellte er sich wieder zu seiner Gastgeberin, angetan mit einem wundervoll sitzenden Abendanzug, der einem bekannten Schneideratelier in der Savile Row entstammte.

Herrgott, was für eine Nacht!

Sie fuhren mit dem Auto zum berühmten «Ritson's». Wie alle, hatte auch Edward schon unzählige skandalträchtige Zeitungsgeschichten über das «Ritson's» gelesen. Jeder, der einen Namen hatte, kreuzte früher oder später im «Ritson's» auf. Edwards einzige Sorge war, daß jemand, der den echten Edward Champneys kannte, auftauchen würde. Er tröstete sich mit der Überlegung, daß der echte Edward offensichtlich seit einigen Jahren außerhalb von England gelebt hatte.

Sie saßen an einem kleinen Tisch an der Wand und tranken Cocktails. Cocktails! Für Edwards schlichtes Gemüt war dies die Quintessenz mondänen Lebens. Die junge Frau, die einen wundervollen bestickten Schal um sich geschlungen hatte, nippte lässig an ihrem Glas. Plötzlich ließ sie den Schal von ihren Schultern gleiten und stand auf.

«Wir wollen tanzen.»

Nun war Tanzen das einzige, was Edward wirklich zur Vollkommenheit beherrschte. Wenn er und Maude auf der Tanzfläche im Palais de Danse erschienen, blieben die übrigen Paare stehen und schauten ihnen bewundernd zu.

«Beinahe hätte ich's vergessen», sagte die junge Frau plötzlich. «Das Halsband.»

Sie streckte die Hand aus. Völlig verdattert zog Edward das Schmuckstück aus der Tasche und gab es ihr. Zu seinem fassungslosen Erstaunen legte sie es sich ungerührt um den Hals. Dann lächelte sie ihm berückend zu.

«Jetzt wollen wir tanzen», sagte sie leise.

Sie tanzten. Und im ganzen «Ritson's» gab es kein vollkommeneres Paar.

Als sie schließlich an ihren Tisch zurückkehrten, trat ein dandyhafter alter Herr auf Edwards Begleiterin zu.

«Ah, Lady Noreen - die unermüdliche Tänzerin! Ja, ja. Ist Captain Folliot heute abend hier?»

«Jimmy ist gestürzt - hat sich den Knöchel verstaucht»

«Was Sie nicht sagen! Wie ist das passiert?» «Weiß noch nichts Genaueres.»

Sie lachte und ging weiter.

Edward folgte ihr. In seinem Kopf drehte sich alles. Jetzt wußte er Bescheid. Lady Noreen Eliot, die berühmte Lady Noreen persönlich, wahrscheinlich die Frau in England, von der man am meisten sprach. Eine gefeierte Schönheit, berühmt für ihren Wagemut - Anführerin

der Clique, die man die «Jungen Mondänen» nannte. Ihre Verlobung mit Captain James Folliot, V. C., von der Household Cavalry, war erst kürzlich bekanntgegeben worden. Aber das Halsband? Das mit dem Halsband verstand er noch immer nicht. Selbst auf die Gefahr hin, sich zu verraten, das mußte er unbedingt herausfinden.

Als sie sich wieder an ihrem Tisch niederließen, deutete er darauf.

«Warum, Noreen?» fragte er. «Das würde ich gern wissen.»

Sie lächelte träumerisch, noch immer unter dem Zauber ihres Tanzes stehend.

«Wahrscheinlich ist das für dich schwer zu verstehen, aber man wird es so leid - immer das gleiche, immer und ewig das gleiche. Treasure Hunts waren ja ganz nett für eine Weile, aber man gewöhnt sich an alles. Das <Einbruch-Spiel> war meine Idee. Fünfzig Pfund Einsatz, und es wird gelöst. Das ist unser dritter. Jimmy und ich haben Agnes Larella gezogen. Du kennst die Spielregeln. Der Einbruch ist innerhalb von drei Tagen auszuführen und die Beute mindestens eine Stunde lang in der Öffentlichkeit zu tragen, andernfalls muß man hundert Pfund Strafe zahlen. Pech für Jimmy, daß er sich den Knöchel verstaucht hat, aber wir holen uns den Gewinn, das steht fest»

«Ach so.» Edward holte tief Luft «Ich verstehe.»

Noreen erhob sich plötzlich und legte ihren Schal um.

«Fahr mich mit dem Auto irgendwohin. Hinunter zu den Docks. Irgendwohin, wo es scheußlich auftegend ist. Warte einen Moment...» Sie nahm die Brillanten vorn Hals. «Hier, steck du das lieber wieder ein. Ich möchte nicht deswegen ermordet werden.»

Gemeinsam verließen sie das «Ritson's». Der Wagen stand in einer engen dunklen Seitengasse. Als sie auf dem Weg dorthin um die Ecke bogen, hielt neben ihnen ein anderes Auto, und ein junger Mann sprang heraus.

«Gott sei Dank, Noreen, daß ich dich endlich finde», rief der junge Mann. «Alles ist schiefgelaufen. Dieser Esel Jimmy ist mit dem falschen Wagen davongefahren, und kein Mensch weiß, wo diese verfluchten Brillanten jetzt stecken. Wir sitzen ganz schön in der Tinte.»

Lady Noreen starrte den jungen Mann an.

«Wie meinst du das? Wir haben die Brillanten das heißt, Edward hat sie.»

«Edward?»

«Ja» Sie deutete mit einer knappen Bewegung auf ihren Begleiter.

Jetzt bin ich derjenige, der in der Tinte sitzt, dachte Edward. Ich wette zehn zu eins, das hier ist Bruder Gerald.

Der junge Mann starrte ihn an.

«Was soll das heißen?» sagte er langsam. «Edward ist in Schottland.»

«Oh!» stieß Noreen hervor. Sie blickte Edward mit weit aufgerissenen Augen an. «Oh!» Ihr Gesicht wurde abwechselnd rot und blaß.

«Dann sind Sie also echt?» flüsterte sie.

Edward brauchte nur einen Augenblick, um die Situation zu erfassen. Im Blick der jungen Frau lag Ehrfurcht - ja, etwas wie Bewunderung. Sollte er alles erklären? Nein, das wäre langweilig! Er würde das Spiel zu Ende spielen.

Er verneigte sich förmlich. «Ich danke Ihnen, Lady Noreen», sagte er in schönster Raubrittermanier, «für diesen bezaubernden Abend.»

Dabei warf er einen schnellen Blick auf den Wagen, aus dem der andere soeben ausgestiegen war. Ein knallroter Wagen mit glänzender Motorhaube. Sein Wagen! «Und damit möchte ich mich von Ihnen verabschieden!» Ein rascher Satz, und er saß im Auto, den Fuß auf der Kupplung. Der Wagen setzte sich in Bewegung. Gerald stand wie gelähmt da, doch Noreen war schneller. Als der Wagen an ihr vorbeiglitt, schwang sie sich blitzschnell auf das Trittbrett.

Der Wagen geriet ins Schleudern, schoß blindlings um die Ecke und stoppte. Außer Atem von der Anstrengung Sprungs, legte Noreen die Hand auf Edwards Arm. «Sie müssen es mir

wiedergeben - oh, bitte, geben Sie es mir. Ich muß es Agnes Larella zurückgeben. Seien Sie nett - wir hatten doch einen schönen Abend zusammen - wir haben getanzt - wir waren ... Freunde. Sie geben es mir doch, ja? Bitte... für mich.»

Eine Frau, deren Schönheit einen berauschte. Es gab also wirklich solche Frauen.....

Im übrigen war Edward selbst brennend daran interessiert, das Halsband loszuwerden. Eine gottgesandte Gelegenheit für eine elegante Geste.

Er nahm das Halsband aus der Tasche und ließ es in Noreens ausgestreckte Hand gleiten.

«Wir waren... Freunde», sagte er.

Ihre Augen leuchteten auf. Dann neigte sie sich unerwartet über ihn. Für einen Augenblick hielt er sie in den Armen, spürte ihre Lippen auf den seinen...

Dann sprang sie ab. Der rote Wagen tat einen Satz nach vorn und raste davon.

Romantik!

Abenteuer!

Am ersten Weihnachtstag um zwölf Uhr mittags betrat Edward Robinson das kleine Wohnzimmer eines Hauses in Clapham mit dem herkömmlichen Gruß: «Fröhliche Weihnachten.»

Maude, die damit beschäftigt war, einen Stechpalmenzweig neu aufzuhängen, empfing ihn kühl.

«Hast du einen angenehmen Tag auf dem Land verlebt, mit diesem Freund von dir?» erkundigte sie sich.

«Hör zu», sagte Edward. «Das war alles gelogen. Ich habe ein Preisausschreiben gewonnen - fünfhundert Pfund, und mir ein Auto davon gekauft. Ich hab dir nichts davon gesagt, weil ich wußte, daß du ein Mordstheater machen würdest. Das ist Punkt eins. Ich habe ein Auto gekauft, und damit ist jede weitere Diskussion überflüssig. Und der zweite Punkt wäre - ich gedenke nicht noch jahrelang zu warten. Meine beruflichen Aussichten sind durchaus zufriedenstellend. und ich beabsichtige, dich nächsten Monat zu heiraten. Hast du verstanden?»

«Oh», hauchte Maude.

War das - konnte das Edward sein, der in diesem herrischen Ton zu ihr sprach?

«Willst du?» fragte Edward. «Ja oder nein?»

Sie starrte ihn fasziniert an. In ihren Augen standen Ehrfurcht und Bewunderung, und als Edward diesen Blick sah, fühlte er sich wie berauscht. Verschwunden war jene mütterliche Nachsicht, die ihn immer so in Rage gebracht hatte.

Genauso hatte ihn Lady Noreen gestern abend angeblickt. Aber Lady Noreens Gestalt war in weite Ferne gerückt, entschwunden ins Reich der Romantik, wo sie Seite an Seite mit der Marchesa Bianca weilte. Dies hier war die Wirklichkeit. Dies hier war sein Weib.

«Ja oder nein?» wiederholte er und trat einen Schritt näher.

«J-ja», stotterte Maude. «Aber, Edward, was ist bloß mit dir geschehen? Du bist heute so ganz anders.»

«Ja», sagte Edward «Vierundzwanzig Stunden lang war ich ein Mann an Stelle eines Wurmes - und, bei Gott, das sich gelohnt!»

Er schloß sie in die Arme, beinahe so, wie Bill, der Superes getan haben könnte.

«Liebst du mich, Maude? Sag mir, liebst du mich?» «Oh, Edward!» hauchte Maude. «Ich bete dich an...»

Die letzte Sitzung

Raoul Daubreuil überquerte die Seine und summt eine kleine Melodie vor sich hin. Er war ein gutaussehender junger Franzose von ungefähr zweiunddreißig Jahren, mit frischer Gesichtsfarbe und einem kleinen schwarzen Schnurrbart. Er war Ingenieur von Beruf. Pünktlich erreichte er das <Cardonet> und betrat es durch eine Tür, über der die Nummer 17 stand. Die Goncierge sah aus ihrem Glaskasten heraus und brummte ihm ein «Guten Morgen» zu. Fröhlich erwiderte er den Gruß. Dann stieg er die Treppen hinauf zu der Wohnung in der dritten Etage. Als er darauf wartete, daß man ihm auf sein Läuten hin die Tür öffnete, summt er wieder seine kleine Melodie. Raoul Daubreuil fühlte sich an diesem Morgen besonders gut aufgelegt.

Die Tür wurde von einer alten Französin geöffnet. Ihr faltiges Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als sie den Besucher erkannte.

«Guten Morgen, Monsieur.»

«Guten Morgen, Elise», sagte Raoul.

Er betrat die Diele und zog seine Handschuhe aus.

«Madame erwartet mich doch?» fragte er über die Schulter weg.

«Aber gewiß doch, Monsieur.»

Elise schloß die Wohnungstür und wandte sich ihm zu. «Wenn Monsieur solange in den kleinen Salon gehen möchte? Madame wird in ein paar Minuten bei Ihnen sein. Sie ruht sich etwas aus.»

Raoul sah schnell auf

«Fühlt sie sich nicht wohl?»

«Wohl?»

Elise schnaufte. Sie ging vor Raoul her und öffnete ihm die Tür zum kleinen Salon. Er trat ein, und sie folgte ihm.

«Wohl!» fuhr sie fort. «Wie sollte sie sich denn nur wohl fühlen, das arme Geschöpf? Sitzungen, Sitzungen und wieder Sitzungen! Es ist nicht recht, nicht natürlich, nicht das, was der liebe Gott von uns erwartet. Wenn Sie mich fragen, dann sage ich es ganz ehrlich, da ist der Teufel mit im Bund.»

Raoul klopfte ihr auf die Schulter.

«Aber, aber, Elise», sagte er beschwichtigend, «regen Sie sich doch nicht auf, und sehen Sie nicht allzu schnell den Teufel hinter allem, Was Sie nicht verstehen.»

Elise schüttelte zweifelnd den Kopf

«Nun ja», seufzte sie, indem sie tief Luft holte. «Monsieur kann sagen, was er will, mir gefällt das nicht. Sehen Sie Madame doch an. Jeden Tag wird sie blasser und dünner. Und diese Kopfschmerzen!» Sie warf die Arme hoch. «Ach nein, all dieses Geisterzeug! Das ist nichts Gutes. Überhaupt Geister! Alle guten Geister sind im Paradies, und die anderen sind im Fegefeuer.»

«Ihre Vorstellung vom Leben nach dem Tode ist erfrischend einfach, Elise», sagte Raoul und ließ sich in einen Sessel fallen.

Die alte Frau straffte sich.

«Ich bin eine gute Katholikin, Monsieur.»

Sie bekreuzigte sich, ging zur Tür, hielt dann inne, eine Hand auf der Klinke: «Später, wenn Sie beide verheiratet sind, Monsieur, wird das doch nicht so weitergehen, all das?» fragte sie.

Raoul lächelte sie freundlich an.

«Sie sind eine gute, gläubige Seele, Elise», sagte er, «und Sie sind Ihrer Herrin treu ergeben. Haben Sie keine Angst. Wenn sie einmal meine Frau ist, dann hört dieses Geisterzeug auf, wie Sie das nennen. Für Madame Daubreuil wird es keine Sitzungen mehr geben.»

Elises Gesicht strahlte.

«Ist das wirklich wahr?» fragte sie.

Der Mann nickte ernst

«Ja», sagte er, mehr zu sich selbst als zu ihr. «Ja, das muß aufhören. Simone hat eine großartige Gabe, und sie hat sie großzügig angewandt, aber jetzt hat sie ihr Teil getan. Wie Sie gerade erwähnt haben, Elise, wird sie Tag für Tag blasser und dünner. Das Leben eines Mediums ist ganz besonders anstrengend und hart, vor allem durch die enorme Nervenbelastung. Nichtsdestoweniger, Elise, Ihre Herrin ist das wunderbarste Medium von Paris - nein, mehr, von Frankreich. Leute aus der ganzen Welt kommen zu ihr, weil sie wissen, daß bei ihr kein Trick und kein Betrug dabei ist.»

Elise gab einen zufriedenen Seufzer von sich.

«Betrug! Ach nein, wirklich nicht Madame könnte nicht mal ein neugeborenes Baby betrügen, selbst wenn sie es wollte.»

«Sie ist ein Engel», schwärmte der junge Mann. «Und ich

- ich werde alles tun, was ein Mann tun kann, um sie glücklich zu machen. Glauben Sie das nicht?»

Elise straffte sich wieder und sprach mit einfacher Würde:

«Ich habe Madame viele Jahre lang gedient, Monsieur. Mit allem Respekt kann ich wohl sagen, ich liebe sie. Wenn ich nicht daran glaubte, daß Sie sie vergöttern, wie sie es verdient - eh bien, Monsieur, dann würde ich Ihnen die Glieder einzeln ausreißen.»

Raoul lachte.

«Bravo, Elise! Sie sind eine treue Freundin. Und nun müssen Sie mir auch glauben, was ich Ihnen gesagt habe:

Madame wird die Geister in Ruhe lasse.»

Er hatte erwartet, daß die alte Frau über seinen kleinen Witz lachen würde, doch zu seiner Überraschung blieb sie ernst.

«Monsieur, nehmen wir einmal an», sagte sie zögernd, «die Geister lassen sie nicht in Ruhe.»

Raoul sah sie verblüfft an.

«Wie meinen Sie das?»

«Ich sagte», wiederholte Elise, «nehmen wir einmal an, die Geister lassen Madame nicht in Ruhe.»

«Ich dachte, Sie glauben nicht an Geister, Elise.»

«Nicht mehr», sagte Elise trotzig. «Es ist töricht, daran zu glauben. Aber trotzdem ...»

«Nun?»

«Es fällt mir schwer, das zu erklären, Monsieur. Sehen Sie, ich habe immer gedacht, daß diese Medien, wie Sie sie nennen, einfach raffinierte Betrüger sind. Aber Madame ist nicht so. Madame ist gut. Madame ist ehrlich und -» Sie senkte die Stimme und sprach weiter in einem furchtsamen Ton.

«Es geschehen Dinge. Das sind keine Tricks. Es geschehen Dinge, und darum habe ich Angst. Denn eines glaube ich sicher, Monsieur: daß es nicht recht ist. Es ist gegen die Natur und gegen Gott, und irgend jemand wird dafür büßen, müssen.»

Raoul sprang aus seinem Sessel auf, ging auf sie zu und klopfte ihr auf die Schulter.

«Beruhigen Sie sich, gute Elise», sagte er lächelnd «Hören Sie mal zu, ich werde Ihnen etwas Erfreuliches sagen. Heute ist die letzte dieser Séancen; ab heute abend wird es keine mehr geben.»

«Heute findet also eine statt?» fragte die alte Frau argwöhnisch.

«Die letzte, Elise, die letzte.»

Elise schüttelte traurig den Kopf

«Madame fühlt sich nicht wohl...», begann sie.

Aber sie wurde unterbrochen, denn die Tür öffnete sich, und eine große blonde Frau trat ein.

Sie war schlank und anmutig. Ihr Gesicht glich dem einer Botticelli-Madonna. Raouls Augen strahlten, und Elise zog sich schnell und diskret zurück.

«Simone!»

Er ergriff ihre schlanken weißen Hände und küßte sie.

«Raoul, mein Liebster.»

Wieder küßte er ihre Hände, dann betrachtete er eingehend ihr Gesicht.

«Simone! Du siehst blaß aus! Elise sagte mir, daß du dich ausgeruht hast Du bist doch nicht etwa krank, meine Liebste?»

«Nein, krank nicht.. .» Sie zögerte.

Er führte sie zum Sofa und setzte sich neben sie. «Sag mir, was dir fehlt.»

Simone lächelte schwach.

«Du wirst mich für verrückt halten», flüsterte sie. «Ich? Dich für verrückt halten? Nein, niemals.»

Simone entzog ihm ihre Hand. Sie saß einen Augenblick vollkommen ruhig und sah auf den Teppich. Dann sagte sie leise und wie gehetzt: «Ich habe Angst, Raoul.»

Er wartete einen Moment, da er dachte, sie würde weitersprechen. Als sie das aber nicht tat, sagte er forsch:

«Aber, aber, wovor denn?»

«Ich weiß nicht - einfach Angst.» «Aber...»

Er sah sie erstaunt an, und sie begegnete seinem Blick.

«Ja, es ist absurd, nicht wahr? Und doch ist mir so. Angst, sonst nichts. Ich weiß nicht, warum, wovor, doch die ganze Zeit bin ich wie besessen von der Vorstellung, daß mir etwas Schreckliches - ganz Schreckliches zustoßen wird...»

Sie starrte vor sich hin. Raoul legte sanft einen Arm um sie «Meine Liebste», sagte er, «komm, du darfst dich nicht so gehenlassen. Ich weiß, was es ist: Überanstrengung, Simone. Du brauchst Ruhe, das ist alles, Ruhe und Entspannung.»

Sie sah ihn dankbar an.

«Ja, Raoul, du hast recht. Das ist es, was ich brauche, Ruhe und Entspannung.»

Sie schloß die Augen und schmiegte sich ein wenig fester in seinen Arm.

«Und Liebe», flüsterte Raoul ihr ins Ohr.

Sein Arm zog sie sanft an sich. Simone, noch mit geschlossenen Augen, atmete tief und erlöst

«Ja», murmelte sie, «ja. Wenn du mich in deinen Armen hältst, fühle ich mich geborgen.

Dann vergesse ich mein Leben, das entsetzliche Leben eines Mediums. Du weißt viel, Raoul, aber selbst du weißt nicht alles, was das bedeutet.»

Er fühlte, wie sich ihr Körper in seiner Umarmung versteifte. Sie öffnete die Augen und blickte starr vor sich hin.

«Man sitzt in der Kabine im Dunkeln, wartet, und das Dunkel ist entsetzlich, Raoul; denn es ist das Dunkel der Leere, des Nichts. Mit großer Willensanstrengung verliert man sich selbst darin. Danach weiß man nichts, man fühlt nichts, aber hinterher kommt die langsame, schmerzvolle Rückkehr, das Erwachen aus dem Schlaf, aber man ist so müde, so furchtbar müde.»

«Ich weiß», murmelte Raoul, «ich weiß.»

«So müde», murmelte Simone wieder.

Ihr ganzer Körper schien in sich zusammenzusinken, als sie diese Worte wiederholte.

«Aber du bist großartig, Simone.»

Er nahm ihre Hände in die seinen; er versuchte, etwas von seiner Begeisterung auf sie zu übertragen.

«Du bist einmalig - das größte Medium, das die Welt je gekannt hat»

Sie schüttelte den Kopf und lächelte ein wenig darüber.

«Doch, doch», beharrte Raoul.

Er zog zwei Briefe aus seiner Tasche.

«Sieh her, einer von Professor Roche, und dieser von Dr. Genir aus Nancy. Beide bitten darum, daß du gelegentlich weiter für sie Sitzungen abhalten sollst»

«Nein!»

Simone sprang plötzlich auf.

«Ich will nicht! Ich will nicht! Es muß aufhören - endlich muß Schluß sein. Du hast es mir versprochen, Raoul!»

Raoul sah sie fassungslos an, wie sie dastand und mit den Händen abwehrte und ihn anstarrte wie ein verängstigtes Tier, das sich angegriffen fühlt. Er stand auf und ergriff wieder ihre Hände.

«Aber ja», sagte er. «Gewiß hört das auf, das ist ja abgesprochen. Aber ich bin so stolz auf dich, Simone. Nur deswegen habe ich dir diese beiden Briefe gezeigt.»

Sie warf ihm einen raschen Seitenblick voll Mißtrauen zu.

«Es ist nicht, weil du willst, daß ich wieder für sie Séancen abhalte?»

«Nein, nein», sagte Raoul, «es sei denn, du möchtest es vielleicht selbst, nur so gelegentlich für alte Freunde...»

Sie unterbrach ihn mit erregter Stimme.

«Nein, nein! Nie wieder. Da ist Gefahr. Ich sage dir, ich kann es fühlen. Große Gefahr.»

Sie preßte ihre Hände vor die Stirn, dann ging sie zum Fenster.

«Versprich es mir. Nie wieder!» sagte sie mit ruhigerer Stimme über die Schulter.

Raoul trat zu ihr und legte seine Arme um sie. «Liebste», sagte er voll behutsamer Zärtlichkeit, «ich verspreche dir, daß du ab morgen keine Seancen mehr abhalten wirst.»

Er spürte, wie sie zusammenzuckte.

«Ab morgen?» murmelte sie. «Ach ja, ich hatte ganz vergessen. Madame Exe - heute abend.»

Raoul sah auf seine Uhr.

«Sie müßte eigentlich gleich kommen. Aber, Simone, falls du dich nicht wohl fühlst...»

Simone schien ihm kaum zuzuhören. Sie hing ihren eigenen Gedanken nach.

«Sie ist - eine merkwürdige Frau, Raoul, eine ganz merkwürdige Frau. Weißt du - mich ergreift in ihrer Gegenwart fast das Entsetzen.»

«Simone!»

In seiner Stimme lag ein Vorwurf, und sie verstand schnell.

«Ja, ja, ich weiß, du bist wie alle Franzosen, Raoul. Für dich ist eine Mutter etwas Heiliges, und es ist wenig nett von mir, so von ihr zu sprechen, da sie so großen Kummer wegen ihres Kindes hat. Aber - ich kann es nicht erklären, sie ist so groß und so schwarz, und ihre Hände - hast du einmal auf ihre Hände geachtet, Raoul? Große, dicke, starke Hände, so stark wie die eines Mannes!»

Sie schüttelte sich ein wenig und schloß die Augen. Raoul ließ sie los und sagte fast kalt:

«Ich kann dich wirklich nicht verstehen, Simone. Wirklich nicht. Eine Frau sollte doch Mitgefühl für eine Mutter empfinden, der man das einzige Kind genommen hat.»

Simone machte eine ungeduldige Handbewegung.

«Ach, du verstehst mich nicht! Ausgerechnet du nicht, mein Freund! Ich kann mir aber nicht helfen. Vom ersten Moment an, wo ich sie sah, spürte ich.. .» Sie schlug die Hände vor das Gesicht «Angst! Erinnerst du dich? Es hatte lange gedauert, bis ich einwilligte, für sie die erste Sitzung abzuhalten. Ich war sicher, daß sie mir auf irgendeine Art Unglück bringt»

Raoul zuckte die Achseln.

«Tatsache ist, daß sie das genaue Gegenteil zustande brachte», sagte er trocken. «Alle Sitzungen mit ihr waren ein großartiger Erfolg. Der Geist der kleinen Amelie war sofort fähig, dich zu lenken, und die Materialisierungen waren

wirklich schlagend. Professor Roche hätte bei der letzten Sitzung dabeisein sollen.»

«Materialisierungen», sagte Simone leise. «Sag mir, Raoul, du weißt doch, ich merke nichts von dem, was geschieht, wenn ich in Trance bin. Sind diese Materialisierungen wirklich so wunderbar?»

Er nickte begeistert

«Bei den ersten Sitzungen wurde die Gestalt des Kindes wie in einer Art Nebelwolke sichtbar», erklärte er, «aber in der letzten Sitzung...»

«Was war da?»

Er fuhr mit sanfter Stimme fort:

«Simone, das Kind, das da stand, war ein richtiges lebendiges Kind aus Fleisch und Blut. Ich habe es sogar berührt, aber als ich merkte, daß dir diese Berührung große Schmerzen bereitete, habe ich Madame Exe nicht erlaubt, es auch anzufassen. Ich fürchtete, sie könnte die Selbstbeherrschung verlieren, und daß dir etwas zustoßen könnte.»

Simone wandte sich ab.

«Ich war so entsetzlich erschöpft, als ich aufwachte», murmelte sie. «Raoul, bist du sicher bist du ganz sicher, daß das alles wirklich ist? Du weißt, was die gute alte Elise darüber denkt: daß da der Teufel mit im Bunde ist»

Sie lachte unsicher.

«Du weißt aber auch, was ich darüber denke», sagte Raoul ernst «Jeder Umgang mit Unbekannten ist gefährlich, doch der Zweck ist gut und edel, denn der Zweck dient der Wissenschaft. In der ganzen Welt hat es Märtyrer für die Wissenschaft gegeben, Pioniere, die selber den Preis bezahlten, damit andere sicher ihren Fußspuren folgen konnten, und es hat dich ungeheure Nervenbelastung gekostet. Jetzt hast du dein Teil beigetragen. Von heute ab wirst du frei und glücklich sein.»

Sie lächelte ihn liebevoll an. Sie hatte ihre Ruhe wiedergewonnen. Dann sah sie auf die Uhr.

«Madame Exe hat sich verspätet», murmelte sie. «Vielleicht kommt sie gar nicht»

«Doch, sie kommt bestimmt», sagte Raoul. «Deine Uhr geht ein bißchen vor, Simone.»

Simone ging ruhelos im Zimmer umher.

«Ich möchte nur wissen, wer diese Madame Exe ist», bemerkte sie. «Woher sie kommt. Es ist doch merkwürdig, daß wir nichts über sie wissen.»

Raoul zuckte die Achseln.

«Die meisten Leute bleiben, wenn möglich, inkognito, wenn sie zu einem Medium gehen», sagte er. «Das gehört zu den elementaren Vorsichtsmaßnahmen.»

«Das wird es wohl sein», stimmte Simone zu. Eine kleine chinesische Vase, die sie gerade in der Hand hielt, entglitt ihren Fingern und zersprang vor dem Kamin in Scherben. Sie drehte sich rasch zu Raoul um.

«Siehst du», murmelte sie, «ich bin entsetzlich nervös. Raoul, würdest du mich für sehr feige halten, wenn ich Madame Exe absage?»

Als sie sein schmerzliches Erstaunen bemerkte, wurde sie rot

«Du hast es aber doch versprochen, Simone...», begann er sanft

Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

«Ich will nicht, Raoul. Ich will nicht!»

Sein vorwurfsvoller Blick ließ sie zusammenfahren. «Ich denke dabei nicht an das Geld, Simone, obwohl du zugeben mußt, daß die Summe, die sie uns für diese Sitzung angeboten hat, phantastisch ist»

Sie entgegnete heftig:

«Es gibt Dinge, die wichtiger sind als Geld.»

«Da hast du sicher recht», pflichtete er bei. «Das sage ich ja die ganze Zeit Überleg doch einmal - diese Frau ist Mutter, eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat Wenn du nicht richtig krank bist, wenn es nur eine Laune deinerseits ist - dann kannst du wohl einer reichen Frau eine Kaprice abschlagen, aber kannst du es einer Mutter verwehren, wenn sie ein letztes Mal ihr Kind sehen will?»

Das Medium streckte verzweifelt die Arme aus.

«Oh, du quälst mich», flüsterte sie. «Und doch hast du recht. Ich will also tun, was du verlangst, aber jetzt weiß ich, wovor ich solche Angst habe - es ist das Wort Mutter.»

«Simone!»

«Es gibt ganz bestimmte primitive, elementare Kräfte, Raoul. Die meisten davon sind durch den Einfluß der Zivilisation überlagert, aber die Muttergefühle sind noch ebenso stark wie eh und je. Tiere - Menschen, darin sind sie gleich. Die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind ist so stark wie nichts anderes in der Welt Sie kennt keine Grenzen, kein Mitleid, sie wagt alles und tritt rücksichtslos alles nieder, was ihr im Wege steht»

Sie hielt inne, rang nach Luft, wandte sich dann ihm zu und sagte mit einem flüchtigen, entwaffnenden Lächeln:

«Ich bin heute albern, Raoul, ich weiß.»

Er umarmte sie.

«Leg dich noch ein wenig hin», drängte er. «Ruh dich aus, bis sie kommt»

«Ja, du hast recht» Sie lächelte ihm zu und ging aus dem Zimmer.

Raoul blieb eine Zeitlang in Gedanken verloren stehen. Dann ging er zur Tür, öffnete sie und schritt über den kleinen Flur. Er betrat den Raum auf der anderen Seite des Flurs, ein Wohnzimmer, das dem, das er gerade verlassen hatte, sehr ähnlich sah. Doch hier gab es einen Alkoven, in dem ein großer Sessel stand. Ein schwerer schwarzer Samtvorhang war so angebracht, daß er vor den Alkoven gezogen werden konnte. Elise war damit beschäftigt, den Raum herzurichten. Vor den Alkoven hatte sie zwei Stühle geschoben und einen kleinen runden Tisch. Auf dem Tisch lagen ein Tamburin, ein Horn, Papier und Bleistifte.

«Das letzte Mal», murmelte Elise mit grimmiger Zufriedenheit «Ach, Monsieur, ich wünschte, es wäre schon vergessen und vorbei.»

Die Türglocke schrillte laut

«Da ist sie, dieser Gendarm», fuhr die alte Zofe fort «Warum geht sich nicht in die Kirche und betet, wie es sich gehört, für die Seele ihrer Kleinen?»

«Gehen Sie und öffnen Sie!» befahl Raoul.

Sie warf ihm einen unfreundlichen Blick zu, aber sie gehorchte. Nach wenigen Augenblicken führte sie die Besucherin herein.

«Ich werde Bescheid sagen, daß Sie hier sind, Madame.»

Raoul ging auf Madame Exe zu, um sie zu begrüßen. Simones Worte kamen ihm wieder ins Gedächtnis: «So groß und so schwarz.»

Sie war wirklich eine große, mächtige Frau, und das tiefe Schwarz ihrer Trauerkleidung wirkte bei ihr fast übertrieben. Ihre Stimme klang sehr tief, als sie sprach.

«Ich fürchte, ich habe mich etwas verspätet, Monsieur.»

«Die paar Minuten..., das macht doch nichts», entgegnete Raoul lächelnd. «Madame Simone hat sich noch etwas hingelegt. Ich muß leider sagen, daß sie sich alles andere als wohl fühlt Sie ist nervös und völlig erschöpft»

Ihre Hand, die die seine gerade loslassen wollte, hielt ihn plötzlich fest wie ein Schraubstock.

«Aber sie wird doch die Séance abhalten?» fragte sie scharf

«Natürlich, Madame.»

Madame Exe atmete erleichtert auf und sank auf einen Stuhl, wobei sie den schwarzen wallenden Schleier nach hinten warf.

«Ach, Monsieur», murmelte sie, «Sie können sich gar nicht vorstellen, Sie können das Wunder und die Freude nicht mitempfinden, die ich während dieser Séancen erlebe! Meine Kleine! Meine kleine Amelie! Sie zu hören, sie zu sehen, vielleicht sogar - ja vielleicht sogar - den Arm auszustrecken und sie zu berühren.»

Raoul sprach schnell und bestimmt

«Madame Exe..., wie soll ich Ihnen das erklären? Auf gar keinen Fall dürfen Sie so etwas tun. Sie müssen sich strikt an meine Anweisungen halten, andernfalls besteht die allergrößte Gefahr.»

«Gefahr für mich?»

«Nein, Madame, nicht für Sie, aber für das Medium.»

Madame Exe schien wenig beeindruckt

«Sehr interessant, Monsieur. Sagen Sie, könnte nicht einmal die Zeit kommen, wo die Materialisierung so weit fortschreitet, daß sie fähig ist, sich von ihrem Ursprung, dem Medium, zu lösen?..».

«Ist das Ihre phantastische Hoffnung, Madame?» Sie fragte beharrlich weiter:

«Aber ist das denn so unmöglich?»

«Ganz unmöglich, heute noch!»

«Aber vielleicht in der Zukunft?»

Er wurde der Antwort enthoben, denn in diesem Moment trat Simone ein. Sie sah erschöpft und bleich aus, aber sie hatte ihre Selbstbeherrschung offensichtlich wiedergewonnen. Sie ging auf Madame Exe zu und reichte ihr die Hand. Raoul bemerkte das zittern, das sie dabei überlief.

«Es tut mir leid, daß Sie sich nicht wohl fühlen, Madame», sagte Madame Exe.

«Ach, es ist nichts», erwiderte Simone fast barsch «Wollen wir anfangen?»

Sie ging zu dem Alkoven und setzte sich in den Sessel. Plötzlich verspürte Raoul, wie eine Welle der Angst ihn überflutete. «Du bist nicht auf der Höhe deiner Kräfte», sagte er. «Wir sollten diese Séance besser auf später verschieben. Madame Exe wird sicher dafür Verständnis haben.»

«Monsieur!» Madame Exe erhob sich empört «Madame Simone versprach mir eine letzte Sitzung.»

«So ist es», sagte Simone ruhig. «Und ich bin bereit, mein Versprechen zu halten.»

«Das verlange ich auch», sagte die andere Frau.

«Ich breche mein Wort nicht.» sagte Simone kalt «Hab keine Angst, Raoul.» fügte sie freundlich hinzu.» «Es ist ja das letzte Mal das allerletzte Mal, Gott sei Dank.»

Auf ein Zeichen von ihr zog Raoul den schweren schwarzen Vorhang vor den Alkoven. Er zog auch die Vorhänge vor das Fenster, so daß der Raum im Halbdunkel lag. Er wies auf einen der Stühle, auf dem Madame Exe Platz nehmen sollte, und wollte selbst gerade auf dem anderen Platz nehmen. Aber Madame Exe zögerte.

«Bitte, entschuldigen Sie, Monsieur, aber - Sie müssen verstehen, ich glaube an Ihre absolute Ehrlichkeit und auch an die von Madame Simone. Trotz allem, damit meine Zeugenaussage mehr Bedeutung hat, habe ich mir erlaubt, dies hier mitzubringen.»

Aus ihrer Handtasche zog sie eine lange dünne Schnur.

«Madame!» rief Raoul. «Das ist eine Beleidigung!» «Eine Vorsichtsmaßnahme.»

«Ich wiederhole: eine Beleidigung.»

«Ich verstehe Ihren Einwand nicht, Monsieur», sagte Madame Exe kalt «Wenn das alles kein Betrug ist, haben Sie doch nichts zu befürchten.»

Raoul lachte verächtlich.

«Ich kann Ihnen versichern, daß Sie nichts zu befürchten haben, Madame. Binden Sie mir Hände und Füße, wenn Sie wollen.»

Seine Worte hatten nicht die Wirkung, die er erhofft hatte, denn Madame Exe murmelte

ungerührt: «Danke, Monsieur», und ging mit der Schnur in der Hand auf ihn zu.

Plötzlich hörte man von Simone hinter dem Vorhang einen Schrei.

«Nein, nein, Raoul, das darfst du nicht zulassen!»

Madame Exe lachte höhnisch

«Sie haben wohl Angst, Madame?» bemerkte sie sarkastisch.

«Ja, ich habe Angst»

«Überlege dir, was du sagst, Simone», sagte Raoul. «Madame Exe denkt offensichtlich, daß wir Scharlatane sind.»

«Ich muß sichergehen», sagte Madame Exe.

Unter diesem Vorwand setzte sie ihre Absicht in die Tat um, indem sie Raoul an seinem Stuhl festband.

«Ihre Knoten sind zu bewundern, Madame», bemerkte er ironisch, als sie fertig war. «Sind Sie jetzt zufrieden?»

Madame Exe erwiderte nichts darauf. Sie ging im Zimmer umher und untersuchte eingehend die Holztäfelung der Wand. Dann schloß sie die Tür zum Flur ab und kehrte, nachdem sie den Schlüssel eingesteckt hatte, zu ihrem Stuhl zurück.

«Jetzt», sagte sie mit einer Stimme, die nicht zu beschreiben war, «bin ich fertig.»

Die Minuten vergingen. Hinter dem Vorhang hörte man Simones Atemzüge schwerer und angestrengter werden. Dann hörte man nichts mehr als ein Stöhnen, mehrere Male. Dann herrschte wieder Schweigen für eine kleine Weile, die vom plötzlichen Schlagen des Tamburins unterbrochen wurde. Das Horn wurde vom Tisch gehoben und auf den Fußboden geschleudert. Der Vorhang vor dem Alkoven schien ein wenig zurückgezogen worden zu sein. Man sah nur das Gesicht des Mediums durch den Spalt hindurch. Der Kopf war vornüber auf die Brust gefallen. Plötzlich hielt Madame Exe den Atem an. Ein Nebelgebilde erschien vor dem Medium, verdichtete sich und begann langsam Form anzunehmen, die Gestalt eines kleinen Kindes.

«Amelie! Meine kleine Amelie!»

Das heisere Flüstern kam von Madame Exe. Die verschwommene Gestalt verdichtete sich weiter. Raoul starrte fast ungläubig darauf. Niemals vorher hatte er einer so erfolgreichen Materialisierung beigewohnt. Jetzt, jetzt war es ein richtiges Kind, ein Kind aus Fleisch und Blut, das da stand.

«Mama!»

Die kindliche Stimme hatte das geflüstert.

«Mein Kind!» schrie Madame Exe. «Mein Kind!»

Sie erhob sich von ihrem Stuhl.

«Seien Sie vorsichtig, Madame», warnte Raoul.

Zögernd trat die Erscheinung durch den Vorhang hindurch. Es war ein Kind. Es stand da und streckte die Arme aus.

«Mama!»

«Madame!» schrie Raoul entsetzt. «Das Medium...»

«Ich muß es anfassen», keuchte Madame Exe.

Sie machte einen Schritt nach vorn.

«Um Gottes willen, Madame, beherrschen Sie sich!» schrie Raoul. Jetzt begann ihn Panik zu ergreifen. «Setzen Sie sich sofort wieder hin.»

«Mein Kleines, ich muß sie berühren.»

«Madame, ich befehle Ihnen, setzen Sie sich!»

Er riß und zerrte an seinen Fessel. Aber Madame Exe hatte gute Arbeit geleistet, er war hilflos. Die schreckliche Vorahnung von etwas Grauenhaftem überkam ihn.

«Im Namen Gottes, Madame, setzen Sie sich!» brüllte er. «Denken Sie an das Medium.»

Madame Exe hatte keine Ohren für ihn. Sie war wie verwandelt Ekstase und Entzücken

spiegelten sich auf ihrem Gesicht. Ihre ausgestreckte Hand berührte das kleine Gesicht, das im Spalt des Vorhangs stand. Ein schreckliches Stöhnen kam von dem Medium.

«Mein Gott!» schrie Raoul. «Mein Gott! Das ist ja grauenhaft. Das Medium...»

Madame Exe wandte sich ihm mit hartem Lachen zu.

«Was geht mich Ihr Medium an?» schrie sie. «Ich will mein Kind.»

«Sie sind wahnsinnig!»

«Es ist mein Kind. Hören Sie. Mein eigenes Fleisch und Blut! Mein Kleines, komm zurück zu mir, komm zu deiner Mama.»

Raoul öffnete den Mund, aber er brachte keinen Laut hervor. Die Lippen des Kindes öffneten sich, und wieder hörte man das Wort:

«Mama!»

«Dann komm, mein Kleines, komm!» schrie Madame Exe.

Und mit einer heftigen Bewegung riß sie das Kind in ihre Arme. Hinter dem Vorhang hörte man den langgezogenen Schrei grenzenloser Angst.

«Simone!» schrie Raoul. «Simone!»

Er bemerkte nur am Rande, daß Madame Exe an ihm vorbeihastete, daß sie die Tür aufschloß. Dann hörte er Schritte, die sich immer weiter entfernten und die Treppen hinunterliefen.

Vom Vorhang her drang ein schrecklicher langgezogener Schrei, ein Schrei, wie Raoul ihn vorher niemals gehört hatte. Er erstarb in einem entsetzlichen Röcheln.. Dann hörte man den dumpfen Aufschlag eines Körpers.

Raoul arbeitete wie ein Wahnsinniger, um sich von seinen Fesseln zu befreien. In seiner Todesangst vollbrachte er das Unmögliche: er zerriß die Schnur. Als er auf die Füße sprang, stürzte Elise herein.

«Madame!»

«Simone!» schrie Raoul.

Zusammen stürzten sie zum Vorhang und rissen ihn zur Seite.

«Mein Gott», keuchte er. «Rot alles rot..»

Elises Stimme hinter ihm klang böse und zitternd.«Madame ist tot Es ist zu Ende. Aber sagen Sie doch, Monsieur, was ist geschehen? Warum ist Madame so zusammengeschrumpft - warum ist sie nur halb so groß? Was ist hier vorgefallen?»

«Ich weiß es nicht», stöhnte Raoul.

Seine Stimme wurde zu einem Kreischen.

«Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Aber ich glaube - ich werde wahnsinnig - Simone! Simone!»

Die Zigeunerin

Macfarlane hatte oft beobachtet, daß sein Freund Dickie Carpenter eine merkwürdige Abneigung gegenüber Zigeunern hatte. Den Grund dafür hatte er allerdings nie erfahren. Als jedoch Dickies Verlobung mit Esther Lawes gelöst wurde, existierte die Zurückhaltung, die zwischen den beiden Männern noch bestand, für einen kurzen Augenblick nicht mehr. Macfarlane war mit Rachel, der jüngeren Schwester von Esther, seit ungefähr einem Jahr verlobt. Seit ihrer Kindheit kannte er die beiden Lawes -Töchter. In allen Dingen langsam und vorsichtig, hatte er sich widerwillig eingestanden, daß Rachels kindliches Gesicht und ihre ehrlichen braunen Augen einen zunehmenden Reiz auf ihn ausübten. Eine Schönheit wie Esther war sie nicht -0 nein! Aber unsagbar wahrhafter und süßer. Durch Dickies Verlobung mit der älteren Schwester schien das Band zwischen den beiden Männern nun noch enger geworden zu sein. Und jetzt, nach einigen kurzen Wochen, war diese Verlobung wieder gelöst, und Dickie, der arme Dickie, war ziemlich betroffen. Bisher war in seinem jungen Leben alles so glatt verlaufen. Seine Karriere in der Marine war ein guter Einfall gewesen; die Sehnsucht nach dem Meer war ihm angeboren. Irgendwie hatte er etwas von einem Wikinger an sich: Einfach und direkt war er, und gedankliche Spitzfindigkeiten waren bei ihm vergeudet. Er gehörte zu jenen jungen Engländern, die jede Gefühlsregung verabscheuen und denen es besonders schwerfällt, geistige Vorgänge in Worten auszudrücken.

Macfarlane, dieser verschlossene Schotte mit seiner keltischen Phantasie, die irgendwo verborgen schlummerte, lauschte und rauchte, während sein Freund sich durch ein Meer von Worten kämpfte. Er hatte gewußt, was kommen würde: daß sein Freund sich alles von der Seele reden mußte. Allerdings hatte er mit einem anderen Thema gerechnet. Jedenfalls fiel der Name Esther Lawes nicht ein einziges Mal. Anscheinend war es die Geschichte irgendeines kindlichen Entsetzens.

«Anfangen hat es mit einem Traum, den ich als Kind träumte. Kein richtiger Alptraum. Sie - die Zigeunerin, weißt du - tauchte bloß immer wieder in jedem Traum auf - selbst in guten Träumen (oder was ein Kind sich unter einem guten Traum vorstellt: eine Kindergesellschaft mit Knallbonbons und solchen Sachen). Ich hatte immer einen Mordsspaß

dabei, und dann hatte ich plötzlich das Gefühl, dann wußte ich plötzlich ganz genau: Wenn ich jetzt hinschaue, ist sie da, steht sie da wie immer und beobachtet mich... mit traurigen Augen, verstehst du, als wüßte sie irgend etwas, das ich nicht wußte... Warum es mich so aufregte, kann ich nicht sagen; aber aufregen tat es mich! Jedesmal ! Schreiend vor Entsetzen wachte ich immer auf, und mein altes Kindermädchen sagte dann: «Aha! Master Dickie hat wieder einmal seinen alten Zigeunertraum gehabt!» «Hast du irgendwann einmal etwas mit richtigen Zigeunern erlebt?» «Das war erst viel später. Aber auch das war komisch. Ich war hinter meinem kleinen Hund her, der weggerannt war. Erst lief ich durch das Gartentor und dann einen Waldweg entlang. Damals wohnten wir nämlich in New Forest , weißt du. Schließlich kam ich auf eine Art Lichtung, und über einen kleinen Fluß führte eine Holzbrücke. Und genau vor der Brücke stand eine Zigeunerin mit einem roten Tuch um den Kopf - genau wie in meinem Traum. Und ich bekam sofort einen entsetzlichen Schrecken! Sie sah mich an, verstehst du.... Mit genau demselben Blick - als wüßte sie irgend etwas, das ich nicht wußte, und als machte es sie traurig... Und dann sagte sie ganz ruhig, und dabei nickte sie mir zu: <Ich an deiner Stelle würde nicht hinübergehen.> Den Grund kann ich dir nicht sagen, aber ich erschrak jedenfalls fast zu Tode. An ihr vorbei rannte ich auf die Brücke. Wahrscheinlich war sie morsch. Jedenfalls stürzte sie ein, und ich fiel in den Fluß . Die Strömung war ziemlich stark, und beinahe wäre ich ertrunken. Gemein, wenn man fast ersäuft. Ich habe es nie vergessen. Und ich hatte das Gefühl, daß es mit der Zigeunerin zu tun hatte...»

«Genaugenommen hat sie dich doch vorher gewarnt?» «So kann man es wahrscheinlich auch ansehen.» Dickie verstummte und fuhr dann fort: «Diese Geschichte von meinem Traum habe ich dir nicht erzählt, weil er etwas mit dem zu tun hat, was später passierte - wenigstens glaube ich es nicht -, sondern weil mein Traum der Ausgangspunkt ist. Sicher verstehst du jetzt, was ich mit <Zigeunergefühl> meine. Dann will ich dir vom ersten Abend bei den Lawes' erzählen. Ich war damals gerade von der Westküste gekommen. Ein komisches Gefühl war es, wieder einmal in England zu sein. Die Lawes' waren alte Freunde meiner Eltern. Als ich ungefähr sieben war, hatte ich die Mädchen zum letztenmal gesehen; aber der junge Arthur war ein guter Freund von mir, und als er gestorben war, schrieb Esther immer an mich und schickte mir Zeitungen. Mordsmäßig lustige Briefe schrieb sie! Und immer versuchte sie, meine Laune aufzubessern. Wenn ich doch nur mehr Talent zum Schreiben gehabt hätte! Jedenfalls war ich verdammt gespannt, sie endlich wiederzusehen;

irgendwie war es schon komisch, ein Mädchen nur durch Briefe und sonst gar nicht zu kennen. Jedenfalls fuhr ich als erstes zu den Lawes'. Als ich ankam, war Esther gerade nicht da, wollte jedoch abends wieder zurück sein. Beim Abendbrot saß ich neben Rachel, und als ich mir die anderen ansah, die noch am Tisch saßen, überkam mich ein komisches Gefühl. Ich bemerkte, daß irgendjemand mich beobachtete, und das störte mich irgendwie. Dann sah ich sie...»

«Wen?»

«Mrs. Haworth - von der erzähle ich doch die ganze Zeit» Macfarlane lag es auf der Zunge zu sagen: Und ich dachte, du erzähltest von Esther Lawes. Aber er schwieg, und Dickie berichtete weiter.

«Irgend etwas war bei ihr ganz anders als bei den übrigen. Sie ,saß neben dem alten Lawes - mit gesenktem Kopf hörte sie ihm aufmerksam zu. Um den Hals hatte sie irgend etwas aus diesem roten Seidenzeug.

Wahrscheinlich war es ein bißchen ausgefranst; jedenfalls sah es so aus, als flackerten hinter ihrem Kopf lauter kleine Flammen... Ich fragte

Rachel: <Wer ist die Frau da drüben? Die Dunkle - mit dem roten Tuch?>
<Meinst du Alistair Haworth? Ein rotes Tuch trägt sie zwar - aber sonst ist sie blond, sehr blond sogar.>

Und das stimmte - verstehst du? Ihr Haar war von einem hinreißend hellen und leuchtenden Blond. Trotzdem hätte ich schwören können, daß sie schwarze Haare hatte. Komisch, wie sogar die Augen einem einen Streich spielen können ... Nach dem Abendbrot machte Rachel uns bekannt, und wir gingen im Garten auf und ab. Wir sprachen über Seelenwanderung...»

«Nicht ganz dein Spezialgebiet, Dickie!»

«Wahrscheinlich nicht. Aber ich weiß noch, daß ich sagte, ich hielte es für eine ziemlich vernünftige Erklärung, wenn man irgendwelche Leute von irgendwoher zu kennen glaubte - als wäre man ihnen schon einmal begegnet. Sie sagte: <Sie meinen Liebende...> An der Art und Weise, wie sie es sagte, war etwas merkwürdig - es klang so sanft und gespannt. Es erinnerte mich - aber an was, wußte ich nicht. Wir redeten noch ein bißchen weiter, und dann rief uns der alte Lawes von der Terrasse: Esther sei gekommen und wolle mich begrüßen. Mrs. Haworth legte ihre Hand auf meinen Arm und sagte. <Sie gehen hin?> <Ja>, sagte ich, <wir müssen wohl.> Und dann dann ...»

«Weiter!»

«Es klingt so blödsinnig. Aber Mrs. Haworth sagte: <Ich an Ihrer Stelle würde nicht hingehen. . .>» Er schwieg einen Augenblick. «Ich bekam einen entsetzlichen Schrecken, verstehst du? Deswegen habe ich dir vorhin die Geschichte von dem Traum erzählt... Weil sie es nämlich in genau

demselben Ton sagte - ganz ruhig, als wüßte sie irgend etwas, das ich nicht wußte. Es ging nicht darum, daß sie eine hübsche Frau war, die mit mir noch im Garten bleiben wollte. Ihre Stimme klang ganz freundlich - und sehr bedrückt. Als wüßte sie beinahe, was noch kommen würde... Wahrscheinlich war es unhöflich von mir, aber ich drehte mich einfach um und ließ sie stehen - ich - rannte fast zum Haus. Dort schien ich geborgen zu sein. Erst in diesem Moment merkte ich, daß ich von Anfang an vor ihr Angst gehabt hatte. Und ich war erleichtert, als ich dem alten Lawes gegenüberstand. Neben ihm stand Esther...» Er zögerte einen Augenblick, und dann murmelte er ziemlich unverständlich:

«In dem Moment, in dem ich sie sah, war alles klar. Da wußte ich, daß es mich erwischt hatte.» Macfarlanes Gedanken wanderten schnell zu Esther Lawes. Er hatte einmal gehört, wie jemand ihre ganze Erscheinung in einem einzigen Satz zusammengefaßt hatte: «Ein Meter achtzig jüdische Vollkommenheit.» Ein sehr gescheites Porträt, überlegte er, als er sich ihrer ungewöhnlichen Größe und ihrer schmalen Schlankheit, der marmornen Blässe ihres Gesichts mit der feinen gebogenen Nase und der schwarzen Pracht ihres Haars und ihrer Augen erinnerte. Ja, es verwunderte ihn nicht, daß Dickies jugenhafte Einfachheit davor kapituliert hatte. Sein eigenes Herz konnte Esther zwar nicht zum schnelleren Schlagen bringen aber er mußte zugeben, daß sie wunderschön war.

«Und dann», fuhr Dickie fort, «verlobten wir uns.»

«Gleich.»

«Nein - aber nach ungefähr einer Woche. Anschließend brauchte sie ungefähr vierzehn Tage, um festzustellen, daß ihr eigentlich nicht viel daran lag... » Er lachte verbittert auf.

«Es war am letzten Abend vor meiner Rückfahrt zu dem alten Kahn. Ich war im Dorf gewesen, ging gerade durch den Wald - und da sah ich sie wieder - ich meine: Ich sah Mrs. Haworth. Sie trug eine rote Baskenmütze, und ich fuhr zusammen - nur einen einzigen Moment, verstehst du? Die Geschichte mit meinem Traum habe ich dir bereits erzählt, so daß du es wahrscheinlich begreifst... Wir gingen ein Stück zusammen. Übrigens hätte Esther ruhig alles hören können, was wir sagten - verstehst du ...»

«Ach?» Macfarlane blickte seinen Freund neugierig an. Seltsam, daß die Menschen einem Dinge erzählen, die ihnen überhaupt nicht bewußt sind! «Und als ich mich dann umdrehte, um zum Haus zurückzugehen, hielt sie mich fest. <Ich an Ihrer Stelle würde mich nicht so beeilen...> Und in diesem Moment wußte ich Bescheid - wußte ich genau, daß irgend etwas Gemeines auf mich wartete... und... und kaum war ich im Haus, traf ich

Esther, und sie sagte - sie hätte gemerkt, daß ihr doch nicht so viel daran liege...»

Macfarlane knurrte mitfühlend. «Und Mrs. Haworth?» fragte er.

«Ich habe sie nie wiedergesehen - bis heute abend.»

«Heute abend?»

«Ja. Vorhin im Lazarett. Ich mußte wegen meines Beines hin, das damals bei der Torpedogeschichte ein bißchen lädiert worden ist. In letzter Zeit hatte es mir Kummer gemacht. Der alte Knabe riet zur Operation es wäre eine ganz einfache Geschichte. Als ich weggehen wollte, prallte ich mit einem Mädchen zusammen, das über ihrer Schwestertracht einen roten Pullover trug. Und dieses Mädchen sagte:

<Ich an Ihrer Stelle würde mich nicht operieren lassen .> Da erst merkte ich, daß es Mrs. Haworth war. Sie ging aber so schnell weiter, daß ich sie nicht festhalten konnte. Ich traf dann eine andere Schwester und erkundigte mich nach ihr. Die Schwester sagte jedoch, eine Frau, die so hieße, sei nicht im Lazarett ... Komisch...»

«Und sie war es bestimmt?»

«Aber ja Verstehst du denn nicht - sie ist sehr schön.» Er schwieg einen Augenblick und fügte dann hinzu: «Natürlich lasse ich mich operieren - klar... Aber - falls ich tatsächlich an der Reihe sein sollte...»

«Unsinn!»

«Natürlich ist es Unsinn! Und trotzdem bin ich froh, daß ich dir die Geschichte mit der Zigeunerin erzählt habe... Weißt du, an sich wollte ich dir noch etwas erzählen, aber im Moment fällt es mir einfach nicht ein ...»

Macfarlane wanderte die ansteigende Heidestraße entlang. Am Gartentor des Hauses, das fast auf der Kuppe des Hügels lag, bog er ab. Mit entschlossen zusammengebißenen Zähnen klingelte er.

«Ist Mrs. Haworth zu sprechen?»

«Ja, Sir. Ich sage sofort Bescheid.» Das Dienstmädchen ließ ihn in einem niedrigen langen Raum allein, dessen Fenster auf die Wildnis der Heidelandschaft hinausgingen. Nachdenklich zog er die Stirn kraus.

Würde er sich jetzt vielleicht maßlos lächerlich machen?

Dann fuhr er zusammen. Über ihm sang eine leise Stimme: Die Zigeunerin wohnt auf der Heide.... Die Stimme brach ab. Macfarlanes Herz schlug eine Spur schneller. Die Tür ging auf.

Ihre verwirrende, beinahe skandinavische Blondheit wirkte auf ihn wie ein Schock. Trotz Dickies Schilderung hatte er sich vorgestellt, sie wäre schwarz wie eine Zigeunerin..... Und plötzlich fielen ihm Dickies Worte und ihr merkwürdiger Klang wieder ein: «Verstehst du denn nicht sie ist

sehr schön.. » Vollkommene, unantastbare Schönheit ist selten, und vollkommene, unantastbare Schönheit war genau das, was Mrs. Haworth besaß.

Er riß sich zusammen und ging ihr entgegen. «Ich fürchte, Sie werden nicht einmal meinen Namen kennen; Ihre Adresse bekam ich von den Lawes'. Aber - ich bin ein Freund von Dickie Carpenter.»

Prüfend sah sie ihn eine Weile an. Dann sagte sie: «Ich wollte spazierengehen. Auf der Heide. Kommen Sie mit?» Sie stieß die Terrassentür auf und trat auf den Hang hinaus. Er folgte ihr. Ein schwerer, fast einfältig aussehender Mann saß rauchend in einem Korbsessel.

«Mein Mann! Wir gehen ein bißchen spazieren, Maurice. Und anschließend ißt Mr. Macfarlane mit uns zu Mittag. Das tun Sie doch, nicht wahr?»

«Vielen Dank.» Er folgte ihrem leichten Schritt den Hügel hinauf und überlegte dabei: Warum? Warum, um Himmels willen, hat sie solch einen Mann geheiratet?

Alistair bahnte sich einen Weg zu einigen Felsen. «Hier setzen wir uns hin. Und Sie erzählen wozu Sie hierhergekommen sind.»

«Sie wissen es also schon?»

«Ich weiß immer, wann schlimme Dinge bevorstehen. Es ist schrecklich, nicht wahr? Das mit Dickie?»

«Er unterzog sich einer leichten Operation - die erfolgreich verlief. Sein Herz' muß jedoch schwach gewesen sein. Er starb während der Narkose.» Was er auf ihrem Gesicht zu entdecken gehofft hatte, wußte er nicht genau kaum jedoch jenen Ausdruck tiefster Erschöpfung... Er hörte, wie sie murmelte: «Wieder - so lange - so lange - warten Dann blickte sie auf
«Was wollten Sie sagen?»

«Nur das eine: Irgend jemand warnte ihn vor der Operation. Eine Schwester. Er glaubte, Sie wären es gewesen. Stimmt das?»

Sie schüttelte den Kopf «Nein - ich bin es nicht gewesen. Aber ich habe eine Kusine, die Krankenschwester ist. Im Zwielficht sieht sie mir ziemlich ähnlich. So wird es wahrscheinlich gewesen sein.» Sie schaute zu ihm hoch. «Aber das ist doch nicht so wichtig, nicht wahr?» Und dann wurden ihre Augen plötzlich ganz groß. Sie hielt den Atem an. «Oh!» sagte sie.

«Oh! Wie merkwürdig! Sie begreifen nicht...»

Macfarlane war verblüfft. Immer noch starrte sie ihn an.

«Ich dachte, sie müßten .. Sie sollten es eigentlich. Sie sehen aus, als könnten Sie es auch...» Alistair verstummte.

«Was denn?»

«Als hätten Sie die Gabe - oder den Fluch; nennen Sie es, wie Sie wollen.

Ich glaube, Sie haben es auch. Schauen Sie ganz genau auf diese Vertiefung im Gestein. Denken Sie gar nichts; sehen Sie bloß hin ... Ah!» sagte sie plötzlich und er schauerte. «Und - haben Sie etwas gesehen?» «Es muß Einbildung gewesen sein. Für einen kurzen Augenblick sah es so aus, als wäre sie voll mit - Blut!»

Sie nickte. «Ich wußte, daß Sie es können. Das hier ist die Stelle, an der die Sonnenanbeter ihr Opfer darbrachten. Ich wußte es, bevor man es mir erzählte. Und manchmal weiß ich sogar, was sie dabei empfanden - als wäre ich selbst dabeigewesen... Und die Heide hat etwas, das mir das Gefühl gibt, als kehrte ich langsam zurück... Daß ich diese Gabe besitze, ist nur natürlich. Schließlich bin ich eine Ferguesson. Das Zweite Gesicht liegt in der Familie. Und bevor mein Vater sie heiratete, war meine Mutter ein Medium. Christine hieß sie. Sie war sehr berühmt»

«Meinen Sie mit <Gabe> die Fähigkeit, Dinge zu sehen, bevor sie geschehen?»

«Ja - vorher und hinterher, das ist dasselbe. Zum Beispiel sah ich, wie Sie überlegten, warum ich Maurice geheiratet hätte - o ja, das haben Sie! Die Erklärung ist ganz einfach:

Ich habe immer gewußt, daß irgend etwas Entsetzliches drohend über ihm hängt... Davor möchte ich ihn bewahren ... Frauen sind nun einmal so. Mit meiner Gabe sollte ich eigentlich in der Lage sein, es zu verhindern - wenn es überhaupt zu verhindern ist. Dickie konnte ich nicht helfen. Und Dickie wollte es auch nicht begreifen... Er hatte Angst. Er war noch sehr jung.»

«Zweiundzwanzig.»

«Und ich bin dreißig. Aber das meinte ich nicht. Es gibt so viele Arten, voneinander getrennt zu werden: durch Länge und Höhe und Breite... aber durch die Zeit getrennt zu sein, ist das schlimmste.. .» Sie versank in ein langes grübelndes Schweigen.

Der gedämpfte Klang eines Gongs, der vom Haus heraufdrang, störte sie auf.

Beim Mittagessen beobachtete Macfarlane ihren Mann, Maurice Haworth. Zweifellos war Mr. Haworth in seine Frau sehr verliebt. In seinen Augen lag die fraglose, glückliche Zuneigung eines Hundes. Macfarlane bemerkte auch die Zärtlichkeit, mit der sie darauf reagierte und die einen Anflug von Mütterlichkeit hatte. Nach dem Essen verabschiedete er sich.

«Ich bleibe für einen Tag - oder auch zwei - unten im Gasthaus. Darf ich noch einmal heraufkommen und Sie wiedersehen? Morgen vielleicht?»

«Selbstverständlich. Aber...»

«Ja?»

Sie fuhr mit der Hand über die Augen. «Ich weiß nicht. Ich - ich glaube

fast, wir sollten uns nicht noch einmal sehen. Das ist alles. Auf Wiedersehen.»

Langsam ging Macfarlane die Straße hinunter. Gegen seinen Willen schien eine eisige Hand sein Herz umklammert zu haben. Nicht wegen ihrer Worte, natürlich, sondern...

Ein Wagen fegte durch die Kurve. Er preßte sich an die Heckleiste - gerade noch rechtzeitig. Eine merkwürdige graue Blässe überzog sein Gesicht...

«Um Himmels willen - meine Nerven sind zum Teufel», knurrte Macfarlane, als er am folgenden Morgen aufwachte.. Nüchtern rief er sich die Ereignisse des vergangenen Nachmittags ins Gedächtnis. Der Wagen, der Abkürzungsweg zum Gasthaus und der plötzliche Nebel, der ihn vom Weg abgebracht hatte, und dazu das Bewußtsein, daß ganz in der Nähe gefährliches Sumpfgebiet lag; dann die Schornsteinhaube, die vom Gasthof heruntergefallen war, und der Brandgeruch nachts, der von einem glimmenden Holzstück stammte, das auf dem Vorleger seines Kamins gelegen hatte. Es hatte nichts zu bedeuten! Gar nichts hatte es zu bedeuten - aber dazu ihre Worte und die tiefe, von ihm gar nicht bemerkte Gewißheit in seinem Herzen, daß sie Bescheid wußte...

In einem plötzlichen Anfall schleuderte er die Bettdecke weg. Er mußte aufstehen, und als erstes mußte er sie sprechen. Das würde den Bann brechen. Vorausgesetzt allerdings, er würde heil hinkommen... Himmel, was war er doch für ein Idiot!

Zum Frühstück konnte er kaum etwas essen. Als es zehn Uhr schlug, befand er sich bereits auf dem Weg. Um zehn Uhr dreißig drückte seine Hand auf die Klingel. Erst dann, nicht einen Augenblick früher, erlaubte er sich einen tiefen Atemzug der Erleichterung. «Ist Mrs. Haworth da?»

Es war dieselbe ältere Frau, die ihm gestern aufgemacht hatte. Ihr Gesicht war jedoch völlig verändert - von Gram zerfurcht

«O Sir! O Sir - haben Sie es denn noch nicht gehört?»

«Was gehört?»

«Miss Alistair, das arme Schäfchen! Ihre Tropfen! Jeden Abend nahm sie sie. Der arme Captain ist außer sich - fast wahnsinnig ist er. In der Dunkelheit hat er die falsche Flasche vom Bord genommen... Der Doktor wurde zwar

- gleich geholt, aber es war zu spät...»

Und dann fielen Macfarlane plötzlich wieder ihre Worte ein: «Ich habe immer gewußt, daß irgend etwas Entsetzliches drohend über ihm hängt... Davor möchte ich ihn bewahren - wenn es überhaupt zu verhindern ist...» Aber das Schicksal läßt sich nicht betrügen... Seltsames Verhängnis der

Vision, das zerstört hatte, wo es zu retten versuchte...

Die alte Frau fuhr fort: «Mein armes Lämmchen! So süß und so freundlich war sie immer, und so leid tat es ihr, wenn irgendwo Kummer herrschte.

Sie konnte es nicht ertragen, daß jemand verletzt wurde.» Sie zögerte, fügte dann jedoch hinzu: «Möchten Sie nach oben gehen und sie noch einmal sehen, Sir? Nach allem, was sie sagte, nehme ich an, daß Sie sie schon seit langem kennen. Seit sehr langer Zeit, sagte sie...»

Macfarlane folgte der alten Frau die Treppe hinauf in das Zimmer, das über dem Wohnraum lag, wo er tags zuvor ihre singende Stimme gehört hatte. Im oberen Teil der Fenster war buntes Glas eingelassen. Es warf rotes Licht auf das Kopfende des Bettes... Eine Zigeunerin mit einem roten Tuch um den Kopf... Unsinn! Seine Nerven spielten ihm schon wieder einen Streich. Lange schaute er Alistair Haworth zum letztenmal an.

«Eine Dame möchte Sie sprechen, Sir»

«Was ist?» Geistesabwesend sah Macfarlane seine Wirtin an. «Oh, Verzeihung, Mrs. Rowse, ich fange schon an, Gespenster zu sehen.»

«Wirklich, Sir? Nach Einbruch der Dunkelheit kann man auf der Heide manchmal schon merkwürdige Dinge sehen; einmal ist es die Weiße Dame, dann wieder der Teufelsschmied, oder auch der Seemann und die Zigeunerin.»

«Was sagten Sie eben? Der Seemann und die Zigeunerin?»

«Das behaupten die Leute wenigstens, Sir. Als ich noch jung war, erzählten die Leute eine Geschichte darüber. Vor einer ganzen Weile hätten die beiden sich geliebt und zerstritten... Aber jetzt sind sie schon lange Zeit nicht mehr gesehen worden.»

«Wirklich? Vielleicht, daß sie - möglicherweise - jetzt wieder...»

«Um Gottes willen, Sir! Sagen Sie so etwas nicht! Und die junge Dame...»

«Welche junge Dame?»

«Die Sie sprechen möchte. Sie ist im Gastzimmer. Eine Miss Lawes - so hat sie gesagt.»

«Oh!»

Rachel! Er verspürte ein seltsames Gefühl des Zusammenziehens, ein Verschieben der Perspektive. Heimlich hatte er in eine andere Welt hineingeschaut. Rachel hatte er darüber vergessen, denn Rachel gehörte allein zu diesem Leben.... Wieder dieses merkwürdige Verschieben der Perspektiven, dieses Zurückgleiten in eine Welt mit nur drei Dimensionen. Er öffnete die Tür zum Gastzimmer. Rachel - mit ihren ehrlichen braunen Augen. Und plötzlich, als erwache er aus einem Traum, überwältigte ihn eine warme Welle freudiger Wirklichkeit. Er lebte - lebte! Und er

Die Uhr war Zeuge

Gedankenvoll blickte der zierliche Mr. Sattersway seinen Gastgeber an. Zwischen den beiden Männern herrschte eine merkwürdige Freundschaft. Der Colonel entstammte dem Landadel und hatte eine einzige Leidenschaft: den Sport. Die wenigen Wochen des Jahres, die er aus geschäftlichen Gründen in London verbringen mußte, machten ihm nie Freude. Mr. Sattersway hingegen war ein Stadtmensch, der alles über französische Küche, die neueste Mode und die letzten Skandale wußte. Das Studium der menschlichen Natur war seine Leidenschaft. Darin hatte er es zur Meisterschaft gebracht.

Deshalb schien es so, als hätten er und Colonel Melrose wenig Gemeinsames, denn der Colonel zeigte kaum Interesse für die Angelegenheiten seiner Mitmenschen und verabscheute Emotionen. Hauptsächlich waren die Männer Freunde, weil schon ihre Väter befreundet gewesen waren. Außerdem hatten sie denselben Bekanntenkreis und die gleichen reaktionären Ansichten über die nouveaux riches.

Es war gegen halb acht Uhr abends. Die beiden Männer saßen in dem gemütlichen Arbeitszimmer von Melrose. Der Colonel berichtete mit dem Enthusiasmus des begeisterten Reiters von einer Jagd im letzten Winter. Mr. Sattersway, dessen Kenntnisse über Pferde hauptsächlich von Besuchen in den Reitställen seiner ländlichen Gastgeber herrührten, hörte ihm mit unerschütterlicher Höflichkeit zu.

Das schrille Läuten des Telefons unterbrach Melrose. Er ging zum Schreibtisch und nahm den Hörer ab.

«Hallo, ja? Colonel Melrose am Apparat. Was gibt's?»

Seine Haltung änderte sich, wurde offiziell und steif. Jetzt sprach der Amtsträger, nicht mehr der Sportsmann. Er hörte einige Augenblicke gespannt zu, dann antwortete er knapp: «In Ordnung, Curtis, ich komme sofort» Während er den Hörer auflegte, sagte er zu seinem Gast: «Man hat Sir James Dighton in seiner Bibliothek aufgefunden - ermordet»

«Um Gottes willen!» entfuhr es Mr. Sattersway überrascht

«Ich muß sofort nach Alderway. Möchten Sie mitkommen?»

Jetzt fiel Mr. Sattersway ein, daß der Colonel Polizeichef der Grafschaft war. Er zögerte.

«Wenn ich nicht störe...»

«Aber überhaupt nicht Inspektor Curtis war am Apparat. Er ist ein gutmütiger, ehrlicher Bursche, aber nicht gerade der Intelligenteste. Ich wäre froh, wenn Sie mitkämen, Sattersway. Mein Gefühl sagt mir, daß dies eine häßliche Sache wird.»

«Hat man den Täter schon gefaßt?»

«Nein», antwortete Melrose kurz.

Mr. Sattersways geübtes Ohr spürte eine winzige Zurückhaltung hinter dieser knappen Verneinung. Er begann, in seinem Gedächtnis zu kramen, was er über die Dightons wußte. Ein hochmütiger alter Knabe war Sir James gewesen, immer barsch und kurz angebunden. Ein solcher Mann schafft sich leicht Feinde. Er ging auf die Sechzig zu, hatte graues Haar und eine rosige Gesichtsfarbe und stand in dem Ruf äußerst geizig zu sein.

Vor Sattersways geistigem Auge erschien Lady Dighton, jung, schlank, mit kastanienbraunem Haar. Er erinnerte sich an gewisse Gerüchte, Vermutungen, gehässigen Klatsch. Das war es also, was Melrose nicht gefiel. Doch dann riß sich Sattersway zusammen - seine Phantasie ging wieder einmal mit ihm durch.

Fünf Minuten später saß er neben seinem Gastgeber in einem kleinen Zweisitzer, und sie

fuhren hinaus in die Nacht.

Der Colonel war ein wortkarger Mensch. Fast anderthalb Meilen hatten sie schon zurückgelegt, als er unvermittelt fragte: «Sie kennen sie, nehme ich an?»

«Die Dwightons? Selbstverständlich, ich weiß alles über sie.» Wen gab es schon, über den Mr. Sattersway nicht alles wußte? «Ihn habe ich, glaube ich, einmal getroffen, sie des öfteren.»

«Hübsche Frau», sagte Melrose.

«Eine schöne Frau!» stellte Mr. Sattersway fest.

«Glauben Sie?»

«Eine Gestalt wie aus der Renaissance», bekräftigte Mr. Sattersway, sich an dem Thema erwärmend. «Ich habe sie in einer Theateraufführung erlebt - die Wohltätigkeitsveranstaltung, erinnern Sie sich, im letzten Frühjahr. Sie hat mich sehr beeindruckt. Es ist nichts Modernes an ihr - sie wirkt wie aus vergangenen Zeiten. Man kann sie sich gut in einem Dogenpalast vorstellen oder als Lucretia Borgia.»

Der Wagen machte einen leichten Schlenker, und Mr. Sattersway schwieg abrupt. Wie war er nur auf den peinlichen Vergleich mit Lucretia Borgia gekommen? Unter den gegebenen Umständen... «Dwighton wurde doch nicht etwa vergiftet?» fragte er übergangslos.

Melrose warf ihm einen leicht verwunderten Blick zu. «Darf ich wissen, warum Sie das fragen?»

«Oh, ich... ich weiß nicht», antwortete Mr. Sattersway verwirrt es kam mir nur gerade so in den Sinn.»

«Nein, er wurde nicht vergiftet», erklärte Melrose düster. «Wenn Sie es genau wissen wollen: Man hat ihm den Schädel eingeschlagen.»

«Mit einem stumpfen Gegenstand», murmelte Mr. Sattersway und wiegte wissend den Kopf.

«Reden Sie doch nicht wie in einem verdammten Kriminalroman, Sattersway! Er wurde mit einer Bronzefigur erschlagen.»

«Aha», sagte Sattersway und versank wieder in Schweigen. «Haben Sie schon mal was von einem Burschen namens Paul Delangua gehört?» fragte Melrose nach einer Weile.

«Ja. Gutaussehender junger Mann.»

«Ich kann mir vorstellen, die Frauen halten ihn dafür», knurrte der Colonel.

«Sie können ihn nicht leiden?»

«Nein.»

«Und ich war vom Gegenteil überzeugt Er ist doch ein sehr guter Reiter.»

«Benimmt sich aber wie alle Ausländer beim Reiten. Steckt voll alberner Streiche.»

Mr. Sattersway unterdrückte ein Lächeln. Der gute alte Melrose war so typisch britisch in seinen Ansichten. Als Kosmopolit, für den Sattersway sich hielt, konnte er über die provinzielle Art, mit der seine Landsleute auf Fremde herabsahen, nur lächeln.

«Ist Delangua hier in der Gegend?» fragte er.

«Er hielt sich auf Alderway bei den Dwightons auf. Man munkelt, daß Sir James ihn vor einer Woche rausgeworfen hat.»

«Warum?»

«Hat ihn erwischt, als er seiner Frau den Hof machte, nehme ich an. Was, zum Teufel ...»

Der Wagen geriet durch plötzliches Bremsen ins Schleudern, dann krachte es.

«Sehr gefährliche Kreuzungen, hier in England», meinte Melrose. «Trotzdem, der andere hätte hupen müssen. Wir sind auf der Hauptstraße und haben Vorfahrt. Ich glaube, daß er mehr abgekriegt hat als wir.»

Er stieg aus. Aus dem anderen Wagen tauchte gleichfalls eine Gestalt auf, die auf den Colonel zuing. Sattersway konnte Bruchstücke ihres Gespräches verstehen.

«Ich fürchte, das war ganz und gar mein Fehler», sagte der Fremde. «Aber ich bin fremd hier, und es war absolut nicht zu erkennen, daß Sie sich auf einer Vorfahrtsstraße näherten.»

Der Colonel war besänftigt. Die beiden Männer beugten sich über den fremden Wagen, den

ein Chauffeur bereits untersuchte. Das Gespräch verlor sich in technischen Einzelheiten. «Eine Sache von einer halben Stunde, fürchte ich», sagte der Fremde. «Aber lassen Sie sich bitte durch mich nicht aufhalten. Ich bin froh, daß Ihr Wagen nicht viel abbekommen hat.» Melrose wollte gerade antworten, doch er wurde durch Mr. Sattersway unterbrochen, der in freudiger Erregung aus dem Wagen gestiegen war und dem Fremden nun überschwenglich die Hand schüttelte.

«Sie sind es tatsächlich! Ich habe sofort Ihre Stimme erkannt!» rief er aufgeregt. «Was für eine Überraschung! Was für eine außerordentliche Überraschung!»

Colonel Melrose sah Sattersway verwundert an.

«Das ist Mr. Harley Quin, Melrose. Ich bin sicher, daß ich Ihnen schon oft von Mr. Quin erzählt habe.»

Der Colonel konnte sich offensichtlich nicht daran erinnern, hörte aber höflich zu, während Mr. Sattersway munter weitersprach: «Ich habe Sie nicht mehr gesehen seit... lassen Sie mich überlegen...»

«Seit dem Abend in den Schellen und Narren», entgegnete der andere gelassen.

«Schellen und Narren?» warf der Colonel ein.

«Das ist ein Gasthof», erklärte Mr. Sattersway. «Was für ein merkwürdiger Name für einen Gasthof», meinte der Colonel

«Nur ein ziemlich alter Name», entgegnete Sattersway.

«Sie erinnern sich sicherlich, daß es eine Zeit in England gab, da Narren und ihre Schellen viel häufiger waren als heute.»

«Ja, das stimmt allerdings», sagte Melrose und blinzelte den Fremden verwirrt an. Durch einen eigentümlichen Lichteffect hervorgerufen durch die Scheinwerfer des einen und die Rücklichter des anderen Wagens sah es einen Augenblick so aus, als wäre auch Mr. Quin in ein Narrengewand gehüllt. Aber nur das Licht rief diesen seltsamen Eindruck hervor.

«Wir können Sie hier nicht einfach zurücklassen», fuhr Mr. Sattersway fort «Sie müssen mitkommen. Es ist genügend Platz für drei, nicht wahr, Melrose?»

«Ja, vermutlich», sagte Melrose zögernd. «Nur haben wir etwas zu erledigen. Erinnern Sie sich, Sattersway?»

Mr. Sattersway stand wie erstarrt da. Gedanken schossen ihm durch den Kopf, dann rief er aufgeregt: «Nein, ich hätte es besser wissen müssen. Es war kein Zufall, daß wir heute auf der Kreuzung zusammenstießen.»

Colonel Melrose starrte seinen Freund verwundert an. Sattersway ergriff seinen Arm.

«Erinnern Sie sich, was ich Ihnen über unseren Freund Derek Capel erzählte? Das Motiv für seinen Selbstmord, das niemand herausfinden konnte?. Es war Mr. Quin, der das Problem löste und noch viele andere. Er macht die Menschen auf Dinge aufmerksam, die ihnen ohne seine Hilfe verborgen bleiben wurden. Er ist einfach großartig!»

«Mein lieber Sattersway, Sie bringen mich in Verlegenheit», sagte Mr. Quin lächelnd.

«Wenn ich mich recht erinnere, wurden diese Fälle alle von Ihnen gelöst, nicht von mir.»

«Sie wurden gelöst, weil Sie dabei waren», sagte Mr. Sattersway im Brustton der Überzeugung.

Colonel Melrose räusperte sich unbehaglich und sagte:

«Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. Fahren wir!»

Er schwang sich auf den Fahrersitz. Offensichtlich war er nicht sehr darüber erfreut, daß Sattersway ihm in seiner Begeisterung die Gesellschaft des Fremden aufgezwungen hatte, fand aber keinen überzeugenden Ablehnungsgrund. Er war im übrigen nur daran interessiert, so schnell wie möglich nach Alderway zu kommen.

Mr. Sattersway ließ Mr. Quin als nächsten einsteigen und nahm selbst auf dem äußeren Sitz Platz. Der Wagen war so geräumig, daß die drei Männer fast bequem in ihm sitzen konnten.

«Sie interessieren sich also für Verbrechen, Mr. Quin?» fragte der Colonel, bemüht, möglichst freundlich zu sein.

«Nein, eigentlich nicht für Verbrechen.»

«Für was denn, wenn ich fragen darf?»

Mr. Quin lächelte. «Fragen wir Mr. Sattersway. Er ist ein sehr scharfer Beobachter.»

«Ich glaube», sagte Mr. Sattersway langsam, «und vielleicht täusche ich mich auch, aber ich glaube, Mr. Quins Interesse gilt - Liebenden.»

Mr. Sattersway errötete bei dem letzten Wort, das kein Engländer ohne Befangenheit ausspricht. Es kam so zögernd über seine Lippen, daß man die Gänsefüßchen förmlich mithörte.

«Mein Gott!» entgegnete der Colonel überrascht und verstummte. Sattersway schien da einen ziemlich seltsamen Vogel aufgegabelt zu haben, dachte er. Er musterte ihn verstohlen von der Seite. Sah eigentlich ganz normal aus, der Bursche, ziemlich dunkel, aber überhaupt nicht wie ein Ausländer.

«Und nun», sagte Mr. Sattersway in bedeutsamem Ton, «möchte ich Ihnen alles über den Fall erzählen.»

Er sprach etwa zehn Minuten. Und wie er in der Dunkelheit dasaß, während sie durch die Nacht fuhren, empfand er ein berauschendes Gefühl der Macht. Was bedeutete es schon, daß er nur ein unbeteiligter Beobachter des menschlichen Lebens war? Ihm stand die Gewalt der Sprache zur Verfügung, er konnte Worte zu einem Gemälde zusammenfügen - einem Gemälde aus der Zeit der Renaissance, mit dem schönen Abbild der rothaarigen, blaßhäutigen Laura Dwighton und der etwas zwielichtigen Figur eines Paul Delangua, den die Frauen so anziehend fanden.

Gemalt vor dem Hintergrund von Alderway, dem Herrensitz, der noch aus der Zeit Heinrichs VII stammte, ja angeblich sogar noch älter war. Alderway, das so durch und durch englisch war, mit seinen zurechtgestutzten Eiben, der alten Fachwerkscheune und dem Fischteich, in dem einst die Mönche ihre Freitagskarpfen gezüchtet hatten.

Mit einigen kräftigen Strichen fügte er Sir James Dwighton hinzu, einen echten Nachfahren der alten De Wittons, die in früheren Jahrhunderten dem Land ihr Geld abgepreßt und es in eisenbeschlagenen Truhen gehortet hatten, so daß die Herren von Alderway niemals verarmten, mochten die Zeiten für andere auch noch so schlecht sein.

Endlich schwieg Mr. Sattersway. Er war sich der Anteilnahme seiner Zuhörer sicher. Nun wartete er auf sein verdientes Lob. Und er bekam es.

«Sie sind ein Künstler, Mr. Sattersway!»

«Ich... ich tue mein Bestes.» Plötzlich wurde der kleine Mann bescheiden.

Vor ein paar Minuten waren sie durch das große Parktor gefahren. Nun hielten sie vor dem Portal des Hauses. Ein Polizist kam eilig die Treppe hinunter, um sie zu begrüßen.

«Guten Abend, Sir. Inspektor Curtis ist in der Bibliothek.»

«In Ordnung.»

Melrose eilte die Stufen hinauf, gefolgt von seinen Begleitern. Während die drei die weite Halle durchquerten, spähte ein ältlicher Butler ängstlich aus einer Tür. Melrose nickte ihm zu.

«Guten Abend, Miles. Was für eine traurige Geschichte!»

«Das ist sie in der Tat», entgegnete der andere zitternd. «Ich kann es noch gar nicht fassen, Sir. Zu denken, daß jemand unseren Herrn erschlagen hat...»

«Ja, ja», unterbrach ihn Melrose. «Ich werde mich später noch mit Ihnen unterhalten.»

Er eilte weiter in die Bibliothek, wo ihn ein großer, soldatisch aussehender Polizeibeamter respektvoll begrüßte.

«Schreckliche Geschichte, Sir. Ich habe nichts verändert. Keine Fingerabdrücke auf der Tatwaffe. Wer es auch getan hat, er verstand sein Geschäft.» Sattersway blickte auf die zusammengesunkene Gestalt, die an dem großen Schreibtisch saß, und sah schnell wieder weg. Der Lord war von hinten erschlagen worden, mit einem wuchtigen Schlag, der die Schädeldecke zertrümmert hatte. Es war kein schöner Anblick.

Die Tatwaffe lag auf dem Boden - eine Bronzefigur, etwa sechzig Zentimeter groß, der Sockel feucht und blutbefleckt. Mr. Sattersway beugte sich neugierig darüber.

«Eine Venus», sagte er leise. «So wurde sein Leben also durch Venus, die Göttin der Liebe, beendet»

«Die Flügeltüren waren alle geschlossen und von innen verriegelt», erläuterte der Inspektor und schwieg dann bedeutungsvoll.

«Demnach kam der Täter aus dem Haus», stellte der Polizeichef widerstrebend fest «Nun, wir werden sehen.»

Der Ermordete trug Golfkleidung, und eine Tasche mit Golfschlägern lag auf einem großen Ledersofa.

«Er war gerade vom Golfplatz zurückkommen» erklärte der Inspektor und folgte dem Blick seines Vorgesetzten. «Um Viertel nach fünf war das. Ließ sich dann vom Butler den Tee servieren. Später ließ er sich von seinem Kammerdiener ein Paar bequeme Schuhe bringen. Soweit wir wissen, war der Diener die letzte Person, die ihn lebend sah.»

Melrose nickte und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Schreibtisch zu. Viele der Gegenstände darauf waren umgeworfen worden oder zerbrochen. Am auffallendsten war eine große, dunkle Emailleuhr, die genau in der Mitte der Schreibtischplatte mit der Schmalseite nach oben lag.

Der Inspektor räusperte sich «Wir haben sozusagen Glück gehabt, Sir», sagte er. «Wie Sie sehen, ist die Uhr um halb sieben stehengeblieben. Damit kennen wir den genauen Zeitpunkt des Verbrechens. Sehr aufschlußreich.»

Der Colonel starrte die Uhr an. «Ja, wie Sie sagen», bemerkte er, «sehr aufschlußreich.» Er schwieg einen Moment und fügte dann hinzu: «Verdammt viel zu aufschlußreich! Die Sache gefällt mir nicht, Inspektor.»

Er sah sich nach seinen beiden Begleitern um und warf Mr. Quin einen verständnisheischenden Blick zu. «Verdammt noch mal!» knurrte er. «Das ist mir zu glatt Sie wissen, was ich meine. Die Dinge passen einfach nicht zueinander.»

«Sie glauben», murmelte Mr. Quin, «daß Uhren nicht auf diese Weise umfallen?»

Melrose starrte ihn einen Moment an, dann blickte er wieder auf die Uhr, die mit einem Mal jenes rührende, unschuldige Aussehen hatte, das Dingen zu eigen ist, die plötzlich ihrer Würde beraubt werden. Sorgfältig stellte er sie wieder auf und schlug dann heftig auf den Tisch. Die Uhr schwankte, fiel aber nicht um.. Melrose wiederholte den Vorgang. Langsam, fast unwillig, fiel die Uhr um.

«Um welche Zeit wurde das Verbrechen entdeckt?» fragte Melrose scharf

«Kurz vor sieben, Sir.»

«Von wem?»

«Dem Butler.»

«Bringen Sie ihn herein!» befahl der Polizeichef. «Ich möchte ihn sehen. Wo ist übrigens Lady Dwygton?»

«Sie hat sich hingelegt, Sir. Ihre Zofe sagt, daß sie einen Zusammenbruch erlitten hat und für niemanden zu sprechen ist»

Melrose nickte, und Inspektor Curtis ging, um den Butler zu holen. Mr. Quin blickte gedankenvoll in den Kamin. Mr. Sattersway folgte seinem Beispiel. Er starrte eine Weile auf die glimmenden Scheite, bis etwas Blinkendes auf dem Rost seine Aufmerksamkeit erregte. Sattersway beugte sich nieder und hob einen kleinen Splitter gebogenen Glases auf.

«Sie wünschen mich zu sprechen, Sir?» Die Stimme des Butlers klang immer noch schwach und unsicher. Sattersway schob den Glassplitter in seine Westentasche und wandte sich um. Der alte Mann stand im Türrahmen.

«Bitte setzen Sie sich», sagte Melrose freundlich. «Sie zittern ja am ganzen Körper. Sicher war es ein großer Schock für Sie.»

«Das war es in der Tat, Sir»

«Nun, ich werde Sie nicht lange aufhalten. Lord Dwygton kam kurz nach fünf zurück, glaube ich?»

«Ja, Sir. Er ließ sich hier den Tee servieren. Als ich später kam, um abzuräumen, befahl er, Jennings hereinzuschicken - das ist sein Kammerdiener, Sir»

«Um welche Zeit war das?»

«Etwa zehn Minuten nach sechs, Sir.»

«Und weiter?»

«Ich schickte nach Jennings, Sir. Und erst, als ich um sieben Uhr die Bibliothek wieder betrat, um die Fenster zu schließen und die Vorhänge vorzuziehen, entdeckte ich...»

Melrose unterbrach ihn. «Schon gut, Sie können sich die Einzelheiten ersparen. Die Leiche haben Sie nicht angerührt und nichts verändert, hoffe ich?»

«Oh, nein, Sir. Ich lief, so schnell ich konnte, zum Telefon und benachrichtigte die Polizei.»

«Und dann?»

«Dann wies ich Janet an - das ist die Zofe von Mylady, Sir -, Mylady die Nachricht zu überbringen.»

«Sie haben Lady Dwygton während des ganzen Abends nicht gesehen?»

Colonel Melrose stellte diese Frage fast beiläufig, aber Mr. Sattersway hörte sehr wohl das Interesse aus ihr heraus. «Eigentlich nicht, Sir. Mylady hat sich seit der Tragödie in ihren Räumen aufgehalten.»

«Haben Sie sie vorher gesehen?»

Die Frage kam unvermittelt, und jeder bemerkte das kurze Zögern, ehe der Butler antwortete.

«Ich ... ich habe sie ganz flüchtig gesehen, Sir, als sie die Treppe hinunterkam.»

«Ist sie in die Bibliothek gegangen?» Mr. Sattersway hielt den Atem an.

..... ich glaube schon, Sir.» «Um welche Zeit war das?»

«Es war kurz vor halb sieben, Sir.»

Colonel Melrose holte tief Luft. «Danke, das genügt. Bitte schicken Sie mir Jennings herein.» Jennings leistete der Aufforderung umgehend Folge. Er war ein Mann mit scharfen Gesichtszügen und katzenartigem Gang, der einen zurückhaltenden und verschlagenen Eindruck machte.

Ein Mann, dachte Sattersway, der unbekümmert seinen Herrn ermorden könnte, wenn er sicher wäre, ungeschoren davonzukommen.

Begierig lauschte er auf das, was der Mann auf die Fragen von Colonel Melrose antwortete.

Aber seine Geschichte schien glaubwürdig. Er hatte seinem Herrn ein Paar bequeme Schuhe gebracht und die Golfschuhe mitgenommen.

«Und was haben Sie danach gemacht, Jennings?»

«Ich ging zurück in das Dienerzimmer, Sir.»

«Um welche Zeit verließen Sie Ihren Herrn?»

«Das muß gegen Viertel nach sechs gewesen sein, Sir.»

«Wo waren Sie um halb sieben, Jennings?»

«Im Dienerzimmer, Sir.»

Colonel Melrose entließ den Mann mit einem Kopfnicken. Dann sah er Curtis fragend an.

«Das stimmt, Sir, ich habe seine Angaben überprüft. Er hat sich von etwa zwanzig nach sechs bis sieben Uhr im Dienerzimmer aufgehalten.»

«Dann ist er raus aus der Sache», sagte der Polizeichef mit einer Spur von Bedauern in der Stimme. «Abgesehen davon hat er kein Motiv.»

In diesem Moment klopfte es an der Tür. Der Colonel sagte: «Herein!», und es erschien ein angstvoll blickendes Mädchen, gekleidet wie eine Zofe.

«Wenn Sie erlauben, meine Herren. Lady Dwygton hat gehört, daß Colonel Melrose im Haus ist und möchte ihn gerne sprechen.»

«Aber gerne», sagte Melrose. «Ich komme sofort. Bitte zeigen Sie mir den Weg.»

Doch eine Hand stieß das Mädchen beiseite. In der Tür stand nun eine sehr ungewöhnliche

Gestalt. Laura Dwyghton wirkte wie eine Besucherin aus einer anderen Welt. Sie trug ein enganliegendes altmodisches Nachmittagskleid aus dunkelblauem Brokat. Ihr kastanienbraunes Haar war in der Mitte gescheitelt und fiel über die Ohren. Lady Dwyghton war sich ihres extravaganten Stils bewußt und hatte sich nie das Haar schneiden lassen. Es war zu einem einfachen Knoten im Nacken geschlungen. Ihre Arme waren unbedeckt. Wie sie dort stand, sich mit einer Hand am Türrahmen abstützte und mit der anderen ein Buch umklammerte, dachte Mr. Sattersway: Sie sieht aus wie eine Madonna auf einem alten italienischen Gemälde.

Plötzlich begann sie leicht zu schwanken. Colonel Melrose stürzte auf sie zu.

«Ich bin gekommen, Ihnen zu Ihnen zu sagen...» Ihre Stimme klang dunkel und melodisch. Mr. Sattersway war von der Dramatik der Szene so gefangen, daß sie ihm völlig unreal erschien. Wie auf der Bühne, dachte er.

«Bitte, Lady Dwyghton.. » Melrose hatte stützend einen Arm um sie gelegt und geleitete sie durch die Halle in ein kleines Nebenzimmer, dessen Wände mit vergilbten Seidentapeten bedeckt waren. Quin und Sattersway und der Inspektor folgten. Sie sank auf ein niedriges Sofa und stützte ihren Kopf auf ein rostfarbenes Kissen, die Augen geschlossen. Die vier Männer beobachteten sie. Unvermittelt schlug sie die Augen auf und setzte sich aufrecht hin. Sie sprach sehr gefasst.

«Ich habe ihn getötet», sagte sie. «Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte. Ich habe ihn getötet.»

Einen Augenblick herrschte entsetztes Schweigen im Zimmer. Mr. Sattersways Herz setzte einen Schlag lang aus.

«Lady Dwyghton», sagte Melrose dann, «Sie haben einen Schock erlitten, Sie sind äußerst aufgeregt ich glaube nicht, daß Sie wissen, was Sie sagen.»

Würde sie ihre Aussage zurücknehmen, jetzt, wo es noch möglich war?

«Ich weiß genau, was ich sage. Ich habe ihn erschossen.»

Drei der Männer in dem Zimmer atmeten mühsam, der vierte gab keinen Ton von sich. Lady Dwyghton beugte sich weiter nach vorn. «Haben Sie mich nicht verstanden? Ich kam nach unten und erschoss ihn. Ich gestehe es.»

Das Buch, das sie in der Hand gehalten hatte, fiel zu Boden. In ihm steckte ein Brieföffner; er hatte die Form eines Dolches mit einem edelsteinbesetzten Griff. Mr. Sattersway bückte sich gewohnheitsmäßig, hob ihn auf und legte ihn auf den Tisch. Dabei dachte er: Was für ein gefährliches Spielzeug! Damit könnte man einen Menschen umbringen.

«Also», fragte Laura Dwyghton ungeduldig, «was werden Sie jetzt tun? Mich festnehmen?»

Colonel Melrose fand mit Mühe die Sprache wieder.

«Alles was Sie mir gesagt haben, ist sehr schwerwiegend, Lady Dwyghton. Ich muß Sie auffordern, sich auf Ihr Zimmer zu begeben, bis ich... eh... die nötigen Dinge veranlaßt habe.»

Laura Dwyghton nickte und stand auf. Sie wirkte jetzt sehr gefaßt, ernst und kalt. Während sie sich zur Tür wandte, fragte Mr. Quin: «Was haben Sie mit dem Revolver gemacht, Lady Dwyghton?»

Unsicher antwortete sie: «Ich ... ich habe ihn zu Boden fallen lassen. Nein, ich glaube, ich warf ihn aus dem Fenster - ach, ich kann mich nicht mehr erinnern. Was spielt das auch für eine Rolle? Ich wußte kaum, was ich tat. Aber das spielt doch jetzt keine Rolle mehr, nicht wahr?»

«Nein», sagte Mr. Quin, «ich glaube kaum, daß es noch eine Rolle spielt»

Sie sah ihn verwirrt an und schien beunruhigt zu sein. Dann warf sie den Kopf in den Nacken und verließ hoheitsvoll das Zimmer.

Mr. Sattersway eilte ihr nach, weil er fürchtete, sie könne jeden Augenblick zusammenbrechen. Aber sie war schon halb die Treppe hinaufgegangen, ohne Anzeichen ihrer vorherigen Schwäche. Am Fuß der Treppe stand die angstvoll blickende Zofe.

Gebieterisch befahl Mr. Sattersway ihr, sich um ihre Herrin zu kümmern.

«Sehr wohl, Sir.» Das Mädchen schickte sich an, der blaugewandeten Gestalt zu folgen.

«Ach, bitte, Sir, Sie verdächtigen ihn doch nicht, nicht wahr?»

«Verdächtigen? Wen?»

«Jennings, Sir. Oh, Sir, er könnte keiner Fliege etwas zuleide tun.»

«Jennings? Natürlich nicht. Gehen Sie, und kümmern Sie sich um Ihm Herrin!»

«Sehr wohl, Sir.» Das Mädchen eilte die Treppe hinauf. Mr. Sattersway kehrte in das Zimmer zurück, das er gerade verlassen hatte.

Colonel Melrose erklärte gerade heftig: «Also, ich bin sprachlos. Da steckt mehr dahinter, als es den Anschein hat. Die Geschichte... sie ähnelt den albernen Dummheiten, die Heldinnen in Romanen begehen.»

«Es wirkte unwirklich.», stimmte Mr. Sattersway zu. «Wie in einem Theaterstück.»

Mr. Quin nickte. «Ja, Sie lieben das Theater, nicht wahr? Sie sind ein Mann, der die Schauspielkunst zu würdigen weiß.» Mr. Sattersway sah ihn unsicher an.

In der Stille, die folgte, war ein entferntes Geräusch zu hören. «Das klang wie ein Schuß», sagte Colonel Melrose. «Wahrscheinlich von einem der Jagdhüter. Vermutlich hörte sie einen Schuß. Vielleicht ging sie dann hinunter, um nachzusehen. Sie wagte sich nicht nahe genug an den Toten heran, um ihn zu untersuchen. Das verleitete sie dann zu der Schlußfolgerung...»

«Mr. Delangua, Sir.» Der alte Butler stand mit entschuldigender Geste im Türrahmen.

«Wie?» fragte Melrose. «Was war das?»

«Mr. Delangua ist hier, Sir, und würde Sie nach Möglichkeit gern sprechen.»

Colonel Melrose lehnte sich im Sessel zurück und sagte grimmig: «Führen Sie ihn herein.»

Einen Moment später stand Paul Delangua vor ihnen. Wie Colonel Melrose angedeutet hatte, war etwas Unenglisches an ihm: die unbeschwernte Anmut seiner Bewegungen, das dunkle, hübsche Gesicht mit den etwas zu nahe beieinander stehenden Augen. Auch bei ihm erinnerte irgend etwas an die Renaissance. Er und Laura Dwigton verbreiteten die gleiche Atmosphäre um sich.

«Guten Abend, Gentlemen», sagte Delangua mit einer kleinen affektierten Verbeugung.

«Ich kenne Ihr Anliegen nicht, Mr. Delangua», sagte Colonel Melrose schneidend, «aber wenn es nichts mit dem Mord zu tun hat...»

Delangua unterbrach ihn mit einem Lachen. «Im Gegenteil», sagte er, «es hat damit zu tun.»

«Was wollen Sie damit sagen?»

«Ich will damit sagen», erwiderte Delangua ruhig, «daß ich gekommen bin, um mich wegen des Mordes an Sir James Dwigton zu stellen.»

«Sind Sie sich bewußt, was Sie da sagen?» fragte Melrose eindringlich.

«Absolut»

Der Blick des jungen Mannes war auf den Tisch geheftet.

«Ich verstehe nicht...»

«... warum ich mich selbst stelle?. Nennen Sie es Gewissensbisse, nennen Sie es, wie Sie wollen. Aber ich habe ihn erstochen, dessen können Sie sicher sein.» Er deutete auf den Tisch. «Wie ich sehe, haben Sie dort die Tatwaffe. Ein sehr praktisches Mordinstrument. Lady Dwigton ließ es unglücklicherweise in einem Buch herumliegen, und so konnte ich es an mich bringen.»

«Einen Moment», sagte Oberst Melrose. «Soll ich das so verstehen, daß Sie zugeben, Sir James hiermit erstochen zu haben?» Er hielt den Dolch in die Höhe.

«Genau so. Ich habe mich durch die Flügeltür hineingeschlichen, müssen Sie wissen. Er wandte mir den Rücken zu. Es war ganz einfach. Auf demselben Weg verschwand ich dann wieder.»

«Durch die Flügeltür?»

«Natürlich durch die Flügeltür.»

«Und um welche Uhrzeit war das?»

Delangua zögerte «Lassen Sie mich überlegen... Ich unterhielt mich mit dem Jagdhüter - das war um Viertel nach sechs. Ich hörte währenddessen nämlich die Kirchturmuhren schlagen. Es muß also - ja, so gegen halb sieben gewesen sein.»

Die Lippen des Polizeichefs umspielte ein grimmiges Lächeln. «Ganz recht, junger Mann», sagte er. «Halb sieben war die Tatzeit. Vielleicht hatten Sie das bereits gehört?. Alles in allem ist dies ja ein ganz besonderer Mord.»

«Warum?»

«Weil so viele Leute ihn gestehen», sagte Colonel Melrose.

Man hörte, wie Delangua scharf die Luft einzog. «Wer hat ihn noch gestanden?» fragte er mit einer Stimme, die er vergeblich unter Kontrolle zu bringen trachtete.

«Lady Dwygton.»

Delangua warf den Kopf zurück und stieß ein spürbar gezwungenes Lachen aus. «Lady Dwygton hat eine Neigung zur Hysterie», sagte er obenhin. «Wenn ich Sie wäre, würde ich dem, was sie sagt, keine Beachtung schenken.»

«Ich glaube auch nicht, daß ich das sollte», erwiderte Melrose. «Aber es gibt noch eine andere merkwürdige Tatsache im Zusammenhang mit diesem Mord.»

«Und die wäre?»

«Nun, Lady Dwygton gestand, Sir James erschossen zu haben. Sie wollen ihn erstochen haben. Zum Glück für Sie beide wurde er weder erschossen noch erstochen, Ihm wurde der Schädel eingeschlagen.»

«Mein Gott!» rief Delangua aus. «Aber so etwas ,könnte eine Frau doch niemals ...»

Er hielt inne, biß sich auf die Lippe. Melrose nickte mit dem Anflug eines Lächelns.

«Ich habe so etwas oft gelesen», bemerkte er ironisch, «aber noch niemals selbst erlebt.»

«Was?»

«Daß zwei junge Wirrköpfe sich selbst des Mordes beschuldigen, weil sie annehmen, daß der andere ihn verübt hat», sagte Melrose. «Nun müssen wir noch einmal von vorne anfangen.»

«Der Kammerdiener», rief Sattersway. «Die Zofe vorhin - ich habe ihr zu diesem Zeitpunkt keine Beachtung geschenkt.» Er machte eine Pause und dachte angestrengt über die Zusammenhänge nach. «Sie hatte Angst, daß wir ihn verdächtigen würden. Er muß ein Motiv haben, das uns nicht bekannt ist, aber ihr.»

Colonel Melrose runzelte die Stirn, dann läutete er nach dem Butler. Als sich dieser meldete, bat er: «Fragen Sie Lady Dwygton, ob sie die Güte hat, noch einmal herunterzukommen.»

Die Männer warteten schweigend auf ihr Erscheinen. Als sie Delangua sah, erschrak sie heftig und mußte sich abstützen. Sie konnte sich kaum aufrecht halten. Colonel Melrose kam ihr rasch zu Hilfe.

«Es ist alles in Ordnung Lady Dwygton. Bitte regen Sie sich nicht auf.»

«Ich verstehe nicht, was Mr. Delangua hier macht.»

Delangua ging auf sie zu. «Laura, Laura, warum haben Sie das getan?»

«Was getan?»

«Ich weiß, warum. Sie haben es für mich getan, weil Sie dachten, daß ich...» Natürlich war das naheliegend. Aber... Oh, Sie sind ein Engel!»

Colonel Melrose räusperte sich. Er war ein Mann, der Emotionen verabscheute und einen Horror vor Dingen hatte, die nach einer «Szene» aussahen.

«Wenn ich mir erlauben darf, das zu sagen, Lady Dwygton, so sind Sie beide noch einmal knapp davongekommen. Auch Mr. Delangua hat ein <Geständnis> abgelegt. Oh, nein, ich weiß, daß er es nicht war. Aber was wir wissen wollen, ist die Wahrheit. Bitte, jetzt keine Ausflüchte mehr. Der Butler hat ausgesagt, daß Sie um halb sieben in die Bibliothek gingen. Stimmt das?»

Laura sah Delangua an. Er nickte. «Die Wahrheit, Laura», sagte er «Wir müssen sie erfahren.»

Laura stieß einen tiefen Seufzer aus. «Ich werde sie Ihnen sagen.» Sie sank in einen Sessel, den Mr. Sattersway schnell zurechtgerückt hatte.

«Ich kam herunter, öffnete die Tür zur Bibliothek und sah...»

Sie hielt inne und schluckte. Mr. Sattersway beugte sich zu ihr hinüber und tätschelte ihr aufmunternd die Hand.

«Ja», sagte er, «ja, Sie sahen?»

«Mein Mann lag quer über dem Schreibtisch. Ich sah seinen Kopf... das Blut... oh!»

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Der Polizeichef beugte sich vor. «Entschuldigen Sie, Lady Dighton. Sie nahmen an, Mr. Delangua hätte ihn erschossen?»

Sie nickte. «Verzeihen Sie, Paul», bat sie, «aber Sie sagten ... Sie sagten ..

«... daß ich ihn wie einen räudigen Hund niederschießen wurde», sagte Delangua heftig. «Ich erinnere mich genau. Das war an dem Tag, als ich entdeckte, daß er Sie schlecht behandelte.»

Doch Melrose ließ sich das Heft nicht mehr aus der Hand nehmen. «Dann muß ich also annehmen, Lady Dighton, daß Sie wieder nach oben gingen, ohne äh - etwas zu sagen. Ihre Gründe müssen wir jetzt nicht diskutieren. Jedenfalls haben Sie weder den Toten angerührt, noch sind Sie in die Nähe des Schreibtisches gekommen?»

Sie schauderte. «Nein, nein, ich habe das Zimmer sofort wieder verlassen.»

«Ich verstehe. Und um welche Uhrzeit war das genau? Können Sie sich noch daran erinnern?»

«Es war gerade halb sieben, als ich in mein Schlafzimmer zurückkam.»

«Dann war Sir James um, sagen wir, fünf Minuten vor halb sieben bereits tot.» Melrose sah die anderen an. «Das mit der Uhr, das war vorgetäuscht, nicht wahr? Das haben wir sofort vermutet. Nichts ist einfacher, als die Zeiger auf jede gewünschte Zeit zu stellen. Allerdings machten sie den Fehler, die Uhr auf die Seite zu legen. Das engt den Verdacht auf den Butler oder den Kammerdiener ein, aber ich kann nicht glauben, daß der Butler der Mörder ist.

Sagen Sie, Lady Dighton, hegte Jennings irgendeinen Groll gegen Ihren Gatten?»

Laura blickte auf. «Nicht gerade einen Groll, aber... ja, James erzählte mir heute morgen, daß er ihn entlassen hat. Er hatte ihn beim Stehlen ertappt»

«Aha! Jetzt kommen wir der Sache näher. Jennings wäre ohne Empfehlung entlassen worden. Eine böse Sache für ihn.»

«Sie sagten etwas von einer Uhr», warf Laura Dighton ein. «Da ist ja möglicherweise eine Chance, die Zeit genau festzulegen. James wird sicher seine Golfuhr in der Tasche gehabt haben. Könnte die nicht auch zerbrochen sein, als er nach vorn fiel?»

«Das wäre eine Möglichkeit», sagte der Colonel langsam. «Aber ich fürchte - Curtis.»

Der Inspektor nickte, verließ das Zimmer und war kurze Zeit später wieder zurück. In der Hand hielt er eine silberne Taschenuhr mit einem Golfballmuster, in der Art, wie sie von Golfspielern lose zusammen mit den Bällen in der Tasche getragen wird.

«Hier ist sie, Sir», sagte er, «aber ich bezweifle, ob sie uns von Nutzen sein wird. Sie sind sehr robust, diese Uhren.»

Der Colonel nahm sie und hielt sie ans Ohr. «Ich glaube, sie ist trotzdem stehengeblieben», stellte er fest. Er drückte auf einen Knopf, und der Deckel sprang auf. Das Glas innen war zersplittert. Aufgeregt sagte er: «Sieh da!» Die Zeiger standen genau auf Viertel nach sechs.

«Ein sehr guter Portwein, Colonel Melrose», sagte Mr. Quin: Es war halb zehn, und die drei Männer hatten gerade ein verspätetes Nacht Mahl bei Colonel Melrose beendet Mr. Sattersway war besonders aufgeräumt.

«Ich hatte doch recht, Mr. Quin», kicherte er. «Sie können es nicht ableugnen. Sie sind heute abend aufgetaucht, um zwei verwirrte junge Leute davon abzuhalten, ihren Kopf in die Schlinge zu stecken.»

«Habe ich das?» fragte Mr. Quin. «Sicherlich nicht. Ich habe gar nichts getan.»

«Wie es sich herausstellte, war es auch nicht nötig», stimmte Mr. Sattersway zu. «Aber es

hätte sein können. Die Sache stand auf Messers Schneide. Ich werde niemals den Augenblick vergessen, als Lady Dwygton erklärte:

<Ich habe ihn getötet> Ich habe niemals etwas auf der Bühne gesehen, was auch nur halb so dramatisch war.»

«Ich bin geneigt, Ihnen darin zuzustimmen», sagte Mr. Quin.

«Und ich würde nie geglaubt haben, daß solche Dinge auch außerhalb eines Romans geschehen könnten», erklärte der Colonel, bestimmt das zwanzigste Mal an diesem Abend.

«Passiert das denn?» fragte Mr. Quin.

Der Colonel starrte ihn an. «Ja, verdammt, heute abend ist es passiert»

«Wohlgemerkt», wandte Mr. Sattersway ein, wobei er sich zurücklehnte und seinen Portwein schlürfte, «Lady Dwygton war großartig, ganz großartig, aber sie machte einen Fehler. Sie hätte nicht behaupten sollen, daß ihr Ehemann erschossen wurde. Desgleichen war Delangua ein Dummkopf, weil er nur aufgrund der Tatsache, daß ein Dolch auf dem Tisch vor uns lag, schloß, der Lord wäre erstochen worden. Es war ja nur bloßer Zufall, daß Lady Dwygton ihn mit herunterbrachte.»

«War es das?» fragte Mr. Quin.

«Wenn sie sich nun einfach dazu bekannt hätten, Sir James getötet zu haben, ohne zu sagen, wie», fuhr Mr. Sattersway fort, «wie wäre dann wohl das Untersuchungsergebnis ausgefallen?»

«Man hätte ihnen vielleicht geglaubt», sagte Mr. Quin mit einem seltsamen Lächeln.

«Das Ganze war wirklich wie in einem Roman», wiederholte der Colonel.

«Daher haben sie ihre Idee bezogen, möchte ich behaupten», sagte Mr. Quin.

«Möglicherweise», stimmte Mr. Sattersway zu. «Dinge, die man irgendwann einmal gelesen hat, kommen manchmal auf die seltsamste Weise wieder zurück.» Er blickte hinüber zu Mr. Quin. «Natürlich sah die Uhr von Anfang an sehr verdächtig aus. Man sollte niemals vergessen, wie leicht man die Zeiger einer Uhr vorstellen oder zurückstellen kann.»

Mr. Quin nickte und wiederholte die Worte. «Vorstellen», sagte er, und nach einer Pause:

«oder zurückstellen.» In seiner Stimme lag eine Herausforderung. Seine blitzenden dunklen Augen waren fest auf Mr. Sattersway gerichtet

«Die Zeiger der Schreibtischuhr waren vorgestellt», sagte Mr. Sattersway. «Das wissen wir.»

«Wissen wir das wirklich?» fragte Mr. Quin.

Sattersway starrte ihn verwundert an. «Glauben Sie etwa», fragte er langsam, «daß die Golfuhr zurückgestellt wurde? Aber das ergibt doch keinen Sinn. Das ist unmöglich.»

«Unmöglich nicht», murmelte Mr. Quin.

«Nein, aber doch absurd. Warum hätte dies geschehen sollen?»

«Um jemanden zu decken, der für diese Zeit ein Alibi hatte.»

«Herrgott noch mal», rief der Colonel, «das ist die Zeit, zu der der junge Delangua mit dem Jagdhüter gesprochen haben will.»

«Darauf wies er uns sehr ausdrücklich hin», sagte Mr. Sattersway.

Sie sahen sich an mit dem unbestimmten Gefühl, als sei ihnen der feste Boden unter den Füßen weggezogen worden. Die Fakten dieses Mordes tanzten vor ihren Augen und nahmen neue und unerwartete Züge an. Und im Mittelpunkt dieses Kaleidoskops befand sich das dunkle, lächelnde Gesicht des Mr. Quin.

«Aber in diesem », begann Melrose, «in diesem » Mr. Sattersway beendete den Satz für ihn. «In diesem Fall ist alles genau umgekehrt. Es war ein Komplott, aber ein Komplott gegen den Kammerdiener. Aber das kann nicht sein. Es ist unmöglich. Warum haben die beiden sich dann selbst des Verbrechens beschuldigt?»

«Bis dahin haben Sie sie verdächtigt, nicht wahr?» Mr. Quins Stimme klang sanft, fast verträumt «Genau wie in einem Roman, haben Sie gesagt, Colonel Melrose. Und daher haben die beiden ihre Idee. Genau so wurden der unschuldige Held und die Heldin handeln. Das verleitete Sie zu der Annahme, daß auch sie unschuldig sind. Mr. Sattersway hat immer

wieder betont, daß die ganze Geschichte wie ein Drama auf der Bühne wirkte Sie hatten beide recht. Es war keine Wirklichkeit. Das haben Sie immer wieder betont, ohne sich bewußt zu werden, was Sie da sagten. Die beiden würden uns eine glaubwürdigere Geschichte erzählt haben, wenn wir ihnen hätten glauben sollen.»

Die zwei Männer sahen Mr. Quin hilflos an.

«Es wäre sehr schlaue gewesen», sagte Mr. Sattersway langsam, «ja, es wäre teuflisch schlaue gewesen. Ich habe gerade noch an etwas anderes gedacht. Der Butler sagte aus, daß er um sieben Uhr hineinging, um die Fenstertüren zu schließen - das heißt, daß er erwartete, sie stünden offen.»

«Auf diesem Weg kam Delangua hinein», sagte Mr. Quin. «Er tötete Sir James mit einem Schlag, und dann taten beide, was sie zu tun hatten...»

Ermutigend sah er Mr. Sattersway an. Dieser begann zögernd die Szene zu rekonstruieren. «Sie zerbrachen die Schreibtischuhr und legten sie auf die Seite. Ja. Sie verstellten die Taschenuhr und zerbrachen auch sie. Dann verschwand Delangua wieder durch die Fenstertür, und Lady Dwyghton riegelte hinter ihm ab. Aber eins verstehe ich nicht Warum haben sie sich überhaupt die Mühe mit der Taschenuhr gemacht? Warum haben sie nicht einfach nur die Zeiger der Schreibtischuhr verstellt?»

«Die Schreibtischuhr war zu auffällig», entgegnete Mr. Quin. «Dies hätte wohl jeder durchschaut.»

«Aber die Sache mit der Golfuhr war doch viel zu unsicher, denn hierauf stießen wir doch nur durch pures Zufall.»

«Oh, nein», sagte Mr. Quin. «Erinnern Sie sich: Der Hinweis kam von der Lady.»

Mr. Sattersway sah ihn fasziniert an.

«Und doch, wissen Sie», fuhr Mr. Quin gedankenverloren fort, «war die einzige Person, die diese Uhr nicht übersehen haben würde, der Kammerdiener. Kammerdiener wissen besser als jeder andere, was ihr Herr in der Tasche trägt Wenn er die Schreibtischuhr verstellt hätte, würde er die Taschenuhr auch verstellt haben. Diese beiden jungen Leute verstehen nichts von der menschlichen Natur. Sie sind nicht wie Mr. Sattersway.»

Mr. Sattersway schüttelte den Kopf «Ich habe mich gründlich geirrt», murmelte er zerknirscht «Ich nahm an, Sie wären gekommen, um die zwei zu retten.»

«Das habe ich auch getan», entgegnete Mr. Quin. «Nein, nicht diese zwei, sondern die beiden anderen. Vielleicht haben Sie keine Notiz von der Zofe genommen. Sie trug kein Gewand aus blauem Brokat und spielte keine Hauptrolle. Aber sie ist ein wirklich reizendes Mädchen und ich glaube, daß sie diesen Jennings liebt. Ich hoffe, daß es Ihnen gelingen wird, ihren Liebhaber vor dem Galgen zu retten.»

«Wir verfügen aber über keinerlei Beweise», sagte Colonel Melrose betont

Mr. Quin lächelte. «Doch, Mr. Sattersway verfügt darüber.»

«Ich?» Mr. Sattersway war erstaunt.

«Sie haben den Beweis», fuhr Mr. Quin fort, «daß die Golfuhr nicht in der Tasche von Sir James zerbrach. Man kann eine solche Uhr nicht zerbrechen, ohne daß man sie öffnet. Versuchen Sie's einmal! Irgend jemand nahm die Uhr heraus, öffnete sie, stellte die Zeiger zurück, zerbrach das Glas, schloß sie wieder und steckte sie in die Tasche zurück. Dabei ist ihm entgangen, daß ein Glassplitter fehlte.»

Überrascht schrie Mr. Sattersway auf. Schnell griff er in die Westentasche und zog einen gebogenen Glassplitter heraus.

Dies war sein Auftritt

«Damit», sagte er bedeutungsvoll, «werde ich einen Mann vor dem Tod retten.»

Der vierte Mann

Der Domherr Parfitt schnaufte ein wenig. Für einen Mann in seinem Alter wurde es langsam beschwerlich, Zügen nachrennen zu müssen. Einmal war seine Figur nicht mehr die alte, und mit dem Verlust seiner Schlankheit hatte sich gleichzeitig eine rasch eintretende Atemnot bemerkbar gemacht. Diese entschuldigte der Domherr, wie auch jetzt, stets würdevoll mit den Worten: «Mein Herz, verstehen Sie?»

Er sank mit einem Schnaufer der Erleichterung in die Ecke des Abteils erster Klasse. Die Wärme des geheizten Zuges empfand er als äußerst angenehm. Draußen fiel Schnee. Er hatte Glück gehabt, für die lange Nachtreise noch einen Eckplatz zu erwischen. Diese Reise war sowieso lästig.

Die anderen drei Eckplätze waren schon besetzt. Während er dies feststellte, bemerkte der Domherr Parfitt, daß ihn der Mann in der entfernten Ecke ihm gegenüber freundlich und erkennend anlächelte. Dieser Mann war glattrasiert, sein Gesichtsausdruck war leicht spöttisch, und die Haare an den Schläfen begannen grau zu werden. Auf den ersten Blick stand fest, daß sein Beruf mit dem Gesetz in Zusammenhang stehen mußte. Niemand hätte ihn auch nur einen Moment lang einer anderen Berufsgruppe zugeteilt. Tatsächlich war Sir George Durand ein berühmter Rechtsanwalt.

«Guten Abend», bemerkte er freundlich, «Sie mußten wohl ordentlich rennen, was?»

«Ist für mein Herz gar nicht gut, fürchte ich», sagte der Domherr. «Welcher Zufall, Sie hier zu treffen, Sir George. Fahren Sie weit nach Norden?»

«Nach Newcastle», sagte Sir George lakonisch. Dann fügte er hinzu: «Kennen Sie übrigens Dr. Campbell Clark?»

Der Mann, der auf derselben Seite des Abteils saß wie der Domherr, verbeugte sich höflich.

«Wir trafen uns auf dem Bahnsteig», fuhr der Rechtsanwalt fort. «Ein zweiter Zufall.»

Parfitt musterte Dr. Campbell Clark mit deutlichem Interesse. Den Namen hatte er schon oft gehört. Dr. Clark war einer der ersten Nervenärzte und Spezialist für Geisteskrankheiten, sein letztes Buch. Das Problem des Unbewußten gehörte zu den meistdiskutierten Büchern des Jahres.

Parfitt sah ein viereckiges Kinn, eindringliche blaue Augen und rötliches Haar, in dem noch kein grauer Schimmer zu bemerken war, das jedoch dünn zu werden schien. Er empfing auch den Eindruck einer starken Persönlichkeit.

Als wäre es das Natürlichste von der Welt, musterte der Domherr nun den Mann, der ihm gegenüber saß. Parfitt erwartete bereits, auch dort einem erkennenden Blick zu begegnen, doch der vierte Mitreisende erwies sich als ein völlig Fremder - ein Ausländer, wie der Domherr annahm. Er war dunkler im Typ, als Erscheinung unbedeutend. In einen dicken Mantel gemummt, schien er fast eingeschlafen zu sein.

«Der Domherr Parfitt aus Bradchester?» fragte Dr. Campbell Clark mit angenehmer Stimme. Der Domherr sah geschmeichelt aus. Seine wissenschaftlichen Predigten waren zu einem Schlager geworden - besonders seitdem auch die Zeitungen sie druckten. Ja, das war es, was die Kirche brauchte - moderne, interessante Aussagen.

«Ich habe Ihr Buch mit großem Interesse gelesen, Dr. Campbell Clark», sagte er. «Obwohl es wegen der fachlichen Diktion hier und da für mich ein wenig schwer verständlich war.»

Durand unterbrach sie: «Möchten Sie sich lieber unterhalten oder schlafen, Hochwürden? Ich muß zugeben, daß ich seit einiger Zeit an Schlaflosigkeit leide und daß mir persönlich das

erstere lieber wäre.»

«Ganz meine Meinung, auf jeden Fall», sagte Parfitt. «Ich schlafe selten auf Nachtreisen, und das Buch, das ich mitgenommen habe, ist ziemlich langweilig.»

«Wir bilden jedenfalls eine vorbildliche Versammlung, in der alle Kräfte vertreten sind, die Kirche, das Gesetz und die Medizin», bemerkte der Arzt lächelnd.

«Wir könnten also eine allumfassende Meinung über irgendein Problem bilden», lachte Durand, «die Kirche vom geistlichen Blickwinkel her, ich für die rein weltlichen und rechtlichen Standpunkte, und Sie, Doktor, für das weite Feld vom pathologischen bis zum parapsychologischen Standpunkt. Ich denke, wir drei könnten jedwedes Problem erschöpfend behandeln.»

«Nicht so vollständig, wie Sie glauben», widersprach Dr. Campbell «Es fehlte nämlich ein Standpunkt, den Sie ausgelassen haben und der ziemlich wichtig ist»

«Nämlich?»

«Der Standpunkt des sogenannten Mannes auf der Straße.»

«Ist der so wichtig? Hat nicht der <Mann auf der Straße> gewöhnlich unrecht?»

«Fast immer. Aber er hat etwas, das bei der Meinung der Experten fehlt - den persönlichen Standpunkt. Denn schließlich geht nichts ohne persönliche Verbindungen, wissen Sie. Zu dieser Meinung bin ich durch meinen Beruf gekommen. Auf jeden Patienten, der zu mir kommt und wirklich krank ist, kommen wenigstens fünf, denen nichts anderes fehlt als die Fähigkeit, mit anderen harmonisch zusammenzuleben. Das äußert sich dann auf alle möglichen Arten, aber im Grunde ist es immer dasselbe: Eine rauhe Oberfläche erzeugt seelische Reibungen mit der Umwelt.»

«Ich stelle mir vor, eine Menge Ihrer Patienten hat es mit den Nerven», bemerkte der Domherr verächtlich. Seine eigenen Nerven waren ausgezeichnet

«Ach, was meinen Sie damit?» Der andere wandte sich ihm zu, schnell wie der Blitz

«Nerven! Die Leute gebrauchen dieses Wort und lachen darüber, wie Sie es jetzt tun. <Ach, es ist nichts>, sagen sie dann, <es sind nur meine Nerven.> Aber mit diesem Wort haben sie dieses ungelöste und schwierigste Problem berührt. Sie können so ziemlich jedes x-beliebige körperliche Leiden haben und davon geheilt werden. Aber wir wissen noch heutzutage nur wenig mehr von den hundert und aber hundert Formen von Geisteskrankheiten als - nun, sagen wir - zur Zeit von Königin Elizabeth I.»

«Ach, du liebe Güte», sagte der Domherr Parfitt, ein wenig beschämt über sein eigenes lachen. «Ist das wirklich so?»

«Erinnern Sie sich doch, es ist eine Gnade Gottes», fuhr Dr. Campbell Clark fort «In früheren Zeiten betrachtete man den Menschen einfach als Tier: Körper und Seele - mit Schwerpunkt auf ersterem.»

«Körper, Seele und Geist», berichtigte der Geistliche sanft.

«Geist?» Der Arzt lächelte merkwürdig. «Was meint ihr Kleriker eigentlich mit Geist? Ihr habt das niemals klar definiert, wissen Sie. Durch die ganzen Jahrhunderte hindurch habt ihr euch um eine exakte Erklärung herumgedrückt.»

Der Domherr räusperte sich, um seine Antwort vorzubereiten, doch zu seinem Ärger wurde ihm keine Gelegenheit dazu gegeben.

Der Arzt fuhr fort: «Sind wir überhaupt sicher, daß es Geist und nicht vielmehr Geister heißen muß?»

«Geister?» fragte Sir George Durand mit hochgezogenen Augenbrauen.

«Ja.» Campbell Clark warf ihm unwillkürlich einen Blick zu. Er beugte sich vor und tippte dem anderen auf die Brust. Er sagte ernst: «Sind Sie sicher, daß in dieser Struktur nur ein einziger sitzt? Das ist doch der Körper, wie Sie wissen; eine begehrens-würdige Residenz, die man möblieren muß für sieben, einundzwanzig, einundvierzig, siebzig oder wieviel Jahre auch immer. Und am Ende schafft der Bewohner die Sachen hinaus - nach und nach -, dann

geht alles aus dem Haus heraus... und das Haus verkommt, wird eine Stätte des Ruins, des Verfalls. Sie sind der Herr des Hauses - wir werden das zugeben. Aber waren Sie sich niemals der Anwesenheit anderer bewußt? Der leise auftretenden Diener, die man nur bemerkt an der Arbeit, die sie leisten - und deren Erledigung Ihnen niemals bewußt wurde? Oder der Freunde, mit ihren Stimmungen, die Sie für die Zeit ihrer Anwesenheit, wie man so sagt, zu einem anderen machten? Sie sind der König im Schloß, ganz richtig, aber seien Sie davon überzeugt, der Teufel ist auch drin.»

«Mein lieber Clark», grunzte der Rechtsanwalt, «was Sie da sagen, verursacht mir ein äußerst unangenehmes Gefühl. Ist mein eigenes Wesen wirklich das Schlachtfeld einander bekämpfender Persönlichkeiten? Ist das der Wissenschaft letzter Schluß?»

Jetzt war es an dem Arzt, die Achseln zu zucken.

«Ihr Körper jedenfalls.» sagte er trocken. «Und wenn der Körper so ein Schlachtfeld ist, warum nicht auch der Geist?»

«Sehr interessant.» sagte der Domherr Parfitt, «eine großartige Wissenschaft.» Für sich dachte er, aus dem Gedanken kann ich eine aufsehererregende Predigt machen...

Dr. Campbell Clark hatte sich in seine Polster zurückgelehnt, seine momentane Aufregung war verflogen. In trockenem Berufston bemerkte er: «Es ist jedenfalls eine Tatsache, daß ich heute abend wegen eines Falles von Persönlichkeitsspaltung nach Newcastle fahre. Sehr interessanter Fall. Natürlich eine Art Nervenkrankheit, aber ziemlich ernst.

«Persönlichkeitsspaltung?», wiederholte Sir George Durand gedankenvoll. «Das ist nicht allzu selten, glaube ich. Es gibt auch so etwas wie Gedächtnisschwund, nicht wahr? Ich erinnere mich an einen Fall, den wir neulich im Erbschaftsgericht hatte.»

Dr. Clark nickte.

«Ein klassischer Fall dafür war der von Felicie Bault», sagte er. «Sie werden bestimmt davon gehört haben.»

«Natürlich», entgegnete der Domherr Parfitt «Ich erinnere mich, in den Zeitungen darüber gelesen zu haben aber das ist schon eine ganze Weile her, mindestens sieben Jahre.»

Dr. Clark nickte.

«Dieses Mädchen wurde in Frankreich sehr bekannt. Wissenschaftler aus der ganzen Welt kamen zu ihr, um sie zu sehen. Sie hatte nicht weniger als vier verschiedene Persönlichkeiten. Sie wurden bekannt als Felicie 1, Felicie 2, Felicie 3 und so weiter.»

«Nahm man nicht auch dabei vorsätzlichen Betrug an?» fragte Sir George lebhaft.

«Die Verschiedenartigkeit der Persönlichkeiten von Felicie 3 und Felicie 4 war ein bißchen anzweifelbar», gab der Arzt zu. «Aber die wesentlichen Tatsachen bleiben. Felicie Bault war ein Bauernmädchen aus der Normandie. Sie war das dritte von fünf Kindern, die Tochter eines Säufers und einer geistig nicht gesunden Mutter. Während eines seiner Saufgelage erwürgte der Vater die Mutter und wurde daraufhin, soweit ich mich entsinnen kann, lebenslänglich eingesperrt. Fehde war damals fünf Jahre alt Mitleidige Leute kümmerten sich um die Kinder, und Felicie wurde von einer unverheirateten englischen Adligen aufgenommen und erzogen. Die Dame hatte eine Art Heim für notleidende Kinder. Sie konnte mit Felicie wenig anfangen. Sie beschrieb das Mädchen als anomal langsam und dumm, als jemand, dem man nur mit allergrößter Mühe Lesen und Schreiben beibringen konnte und dessen Hände ungeschickt seien. Diese Dame, Miss Slater, versuchte, aus dem Mädchen eine Hausgehilfin zu machen. Sie fand auch einige Anstellungen für Felicie, als sie alt genug dazu war, diese Stellungen anzunehmen. Aber nirgendwo blieb sie lange, und zwar wegen ihrer Dummheit und ungewöhnlichen Faulheit.»

Der Arzt machte eine Pause, und der Domherr, der die Beine übereinander schlug und sein Reisegepäck näher zusammenschob, bemerkte plötzlich, daß der Mann, der ihm gegenüber saß, sich leicht bewegte. Seine Augen, die er bisher geschlossen gehalten hatte, waren jetzt geöffnet, und sein Blick war mit spöttischem und undefinierbarem Ausdruck auf

den würdigen Domherrn gerichtet. Es hatte den Anschein, als ob der Mann zugehört und sich heimlich über das amüsiert habe, was er gehört hatte.

«Es gibt da eine Fotografie, die Felicie Bault im Alter von siebzehn zeigt», fuhr der Arzt fort «Sie zeigt sie als ungeschlachtetes Bauernmädchen von recht derbem Körperbau. Nichts auf dem Bild deutet darauf hin, daß sie bald eine der bekanntesten Persönlichkeiten in Frankreich werden würde. Fünf Jahre später, mit 22, hatte Felicie Bault eine schwere Nervenkrankheit, und bei der Genesung begann sich das seltsame Phänomen zu manifestieren. Das Folgende sind Tatsachen, die von vielen berühmten Wissenschaftlern bestätigt wurden. Die Persönlichkeit der Felicie 1 war nicht unterscheidbar von der Felicie Bault, die das Mädchen die zweiundzwanzig Jahre hindurch gewesen war. Felicie I schrieb Französisch nur schlecht und recht. Sie sprach keine Fremdsprachen und konnte nicht Klavier spielen. Felicie 2 dagegen sprach fließend Italienisch und sogar etwas Deutsch. Ihre Handschrift war der der Felicie I sehr unähnlich, sie schrieb fließend Französisch, und zwar mit gutem Ausdruck. Sie konnte über politische Fragen und Kunst diskutieren, und sie spielte leidenschaftlich gern Klavier. Felicie 3 hatte mit Felicie 2 viel gemeinsam. Sie war intelligent und offensichtlich gut erzogen, doch was Moral und Charakter anging, war sie das extreme Gegenteil. Sie schien ein äußerst verdorbenes Geschöpf zu sein - aber nur im pariserischen, nicht im provinziellen Sinne. Sie kannte alle Gaunerausdrücke von Paris und die Sprache der eleganten Halbwelt. Ihre Redewendungen waren unflätig, und sie schimpfte wüst auf die Religion und die sogenannten <feinen Leute>. Schließlich gab es noch Felicie 4- ein verträumtes, dösiges, halbirres Geschöpf, besonders fromm und angeblich hellseherisch begabt. Diese vierte Persönlichkeit war unbefriedigend und wenig aufschlußreich. Man hat manchmal angenommen, sie sei ein vorsätzlicher Betrug auf Kosten von Felicie 3 - eine Art Scherz, den sie sich leichtgläubigen Zuhörern gegenüber erlaubte.»

Der Arzt machte eine kleine Pause.

«Hierzu muß ich sagen, allerdings muß ich Felicie 4 davon ausschließen, daß jede Persönlichkeit verschieden und völlig getrennt von jeder anderen war und von den anderen Persönlichkeiten keine Kenntnis hatte. Felicie 2 war unzweifelhaft die dominierende und blieb manchmal vierundzwanzig Stunden lang vorherrschend, dann mochte urplötzlich für ein oder zwei Tage wieder Felicie 1 erscheinen. Danach vielleicht Felicie 3 oder 4, aber die beiden letzteren blieben selten länger als ein paar Stunden bemerkbar. Jeder Wechsel wurde von heftigen Kopfschmerzen begleitet, von schwerem Schlaf, und jedesmal trat ein absoluter Gedächtnisschwund der vorangegangenen Persönlichkeit ein. Die gerade herrschende Persönlichkeit nahm das Leben da wieder auf, wo sie es verlassen hatte, und war sich der Zeit, die dazwischen lag, nicht bewußt.»

«Bemerkenswert», murmelte der Domherr, «sehr bemerkenswert. Wie wenig wir doch von den Wundern des Universums wissen!»

«Wir wissen, daß es dann ein paar sehr schlaue Betrüger gab.», bemerkte der Rechtsanwalt trocken.

«Der Fall der Felicie Bault wurde von Rechtsanwälten, Ärzten und Wissenschaftlern untersucht», sagte Dr. Campbell Clark schnell. «Der bekannte Quimbellier, Sie werden sich erinnern, führte eingehende Untersuchungen durch und bestätigte die Ansichten der Wissenschaftler. Warum sollte uns das überhaupt so sehr überraschen? Wir finden doch häufig Eier mit zwei Dottern, oder etwa nicht? Oder Zwillingsschneidmesser? Warum keine Doppelseele oder, wie in diesem Fall, eine vierfache Seele - in einem einzigen Körper?» «Doppelseele?» protestierte der Domherr.

Dr. Campbell Clark wandte ihm seinen durchdringenden blauen Blick zu.

«Wie sollen wir das anders bezeichnen? Vorausgesetzt, daß die Persönlichkeit überhaupt die Seele ist?»

«Es ist gut, daß so etwas nur selten als <Laune der Natur> auftritt», bemerkte Sir George.

«Wenn dieser Fall normal wäre, würde das zu recht hübschen Komplikationen führen.»

«Dieser Fall ist allerdings ungewöhnlich», stimmte der Arzt zu. «Es ist jammerschade, daß keine längeren Studien betrieben werden konnten. Durch Felicies unerwarteten Tod wurde allem ein rasches Ende gesetzt.»

«Dieser Tod war sonderbar, wenn ich mich recht erinnere», sagte der Rechtsanwalt langsam. Dr. Campbell Clark nickte.

«Eine völlig unerklärliche Geschichte. Das Mädchen wurde eines Morgens tot im Bett gefunden. Sie war offensichtlich erdrosselt worden. Aber zu jedermanns Überraschung konnte ohne jeden Zweifel bewiesen werden, daß sie sich selbst erdrosselt hatte. Die Male an ihrem Hals stammten von ihren eigenen Fingern. Eine Selbstmordart, die, obwohl körperlich nicht unmöglich, eine beachtliche Muskelkraft und große menschliche Willensstärke erfordern. Was das Mädchen zu einer solchen Wahnsinnsanstrengung getrieben hat, wurde nie herausgefunden. Ihr seelisches Gleichgewicht muß immer labil gewesen sein, aber damit endete alles. Der Vorhang fiel für immer über das Geheimnis der Felicie Bault.»

In diesem Moment lachte der Mann in der vierten Ecke auf.

Die drei anderen fuhren herum wie von der Tarantel gestochen. Sie hatten die Existenz des vierten vollkommen vergessen. Als sie auf den Platz starrten, auf dem er saß - noch immer eingemummt in seinen Mantel -, lachte er wieder.

«Sie müssen entschuldigen, Gentlemen», sprach er in perfektem Englisch, das nichtsdestoweniger einen ausländischen Klang hatte.

Er setzte sich auf und entblößte ein blasses Gesicht mit kleinem, pechschwarzem Schnurrbart.

«Ja, Sie müssen entschuldigen», sagte er und verbeugte sich spöttisch. «Aber wirklich! Wurde in der Wissenschaft jemals das letzte Wort gesprochen?»

«Wissen Sie etwas von dem Fall, über den wir sprechen?» fragte der Arzt höflich.

«Von dem Fall? Nein. Aber ich kannte sie.»

«Felicie Bault?»

«Ja. Und Annette Ravel auch. Sie haben niemals von Annette Ravel gehört, wie ich sehe? Die Geschichte der einen ist gleichzeitig die Geschichte der anderen. Glauben Sie mir, Sie wissen nichts von Felicie Bault, wenn Sie nicht auch die Geschichte der Annette Ravel kennen.»

Er zog seine Uhr hervor und sah darauf.

«Noch genau eine halbe Stunde bis zur nächsten Station. Ich habe Zeit, Ihnen die Geschichte zu erzählen - das heißt, wenn Sie sie hören wollen.»

«Bitte, erzählen Sie», antwortete der Arzt ruhig.

«Herzlich gern», sagte Parfitt. «Herzlich gern.»

Sir George Durand nahm nur eine Haltung gespannter Aufmerksamkeit an.

262

«Mein Name», begann der fremde Reisegefährte, «ist Raoul Letardeau. Sie hatten von einer englischen Dame gesprochen, einer Miss Slater, die ihr Leben der Wohltätigkeit gewidmet hatte. Ich wurde in diesem Fischerdorf in der Bretagne geboren, und als meine Eltern bei einem Zugunglück ums Leben kamen, war es Miss Slater, die mir zu Hilfe kam und mich vor dem bewahrte, was ihr Engländer das Waisenhaus nennt. Sie hatte schon an die zwanzig Kinder unter ihrer Obhut, Mädchen und Jungen. Unter diesen Kindern waren auch Felicie Bault und Annette Ravel. Wenn es mir nicht gelingt, Ihnen die Persönlichkeit von Annette verständlich zu machen, Gentlemen, werden Sie nichts verstehen. Sie war das Kind einer, wie man bei uns sagt, fille de joie, eines Freudenmädchens, das, von seinem Liebhaber verlassen, an Tuberkulose gestorben war. Die Mutter war Tänzerin gewesen, und auch Annette hatte den Wunsch, zu tanzen. Als ich sie zum erstenmal sah, war sie ein Kind von elf Jahren, ein

kleines Ding mit Augen, die abwechselnd spotteten und versprachen - ein kleines Wesen, ganz Feuer und Leben. Auf einmal machte sie mich zu ihrem Sklaven. <Raoul, tu dies für mich; Raoul, tu das für mich.> Und ich gehorchte. Ich betete sie an, und sie wußte es. Manchmal gingen wir zum Strand hinunter, zu dritt - denn Felicie kam immer mit. Dann zog Annette Schuhe und Strümpfe aus und tanzte auf dem Sand. Und wenn sie atemlos niedersank, erzählte sie uns, was sie tun und was sie sein würde.

<Seht ihr, ich werde berühmt werden. Ja, ganz groß und berühmt. Ich werde Hunderte und Tausende von Seidenstrümpfen haben - die feinsten Seidenstrümpfe. Und ich werde ein wunderschönes Appartement haben. Alle meine Liebhaber werden jung und schön und auch reich sein. Und wenn ich tanze, wird ganz Paris kommen, mir zuzusehen. Sie werden staunen und schreien und rufen und ganz wahnsinnig werden, wenn ich tanze. Aber im Winter werde ich nicht tanzen. Da fahre ich in den Süden, in die Nähe der Sonne. Dort gibt es Villen mit Orangenbäumen. Eine davon wird mir gehören. Ich werde auf seidenen Kissen in der Sonne liegen und Orangen essen. Und dich, Raoul, werde ich nie vergessen, wenn ich auch noch so reich und berühmt bin. Ich werde dich beschützen und deine Karriere fördern. Felicie wird meine Zofe sein - nein, ihre Hände sind zu ungeschickt. Sieh sie dir nur an, wie groß und schwerfällig sie sind.>

Fehde wurde dann böse. Aber Annette fuhr fort, sie aufzuziehen.

<Sie ist so damenhaft, Felicie - so elegant, so vornehm. Sie ist eine verkleidete Prinzessin - ha, ha.>

<Mein Vater und meine Mutter waren verheiratet, das ist besser als bei deinen Eltern>, zischte Fehde dann verächtlich.

<Ja, und dein Vater hat deine Mutter umgebracht. Eine feine Sache, die Tochter eines Mörders zu sein.>

<Und dein Vater hat deine Mutter verfaulen lassen>, entgegnete Fehde.

<Ach ja.> Annette wurde nachdenklich. <Arme Mama. Man muß gesund und stark bleiben. Das ist das Wichtigste: Man muß gesund und stark bleiben.>

<Ich bin stark wie ein Pferd>, prahlte Felicie.

Das war sie wirklich. Sie hatte doppelt soviel Kraft wie jedes andere Mädchen im Heim. Und sie war niemals krank.

Aber sie war dumm, verstehen Sie, dumm wie ein blödes Tier. Ich wunderte mich oft, warum sie immer Annette nachlief, überallhin. Aber es ging von ihr eine Art Faszination aus.

Manchmal haßte sie Annette, glaube ich, denn Annette war wirklich nicht nett zu ihr. Sie verhöhnte Felicies Langsamkeit und Dummheit und quälte sie in Gegenwart der anderen. Ich habe gesehen, wie Felicie ganz weiß vor Wut wurde. Manchmal habe ich gedacht, daß sie die Finger um Annettes Hals legen und ihr das Leben nehmen würde. Sie war nicht klug und nicht schnell genug, auf Annettes Beleidigungen die richtigen Antworten zu finden, aber sie erfaßte mit der Zeit, daß sie ihr nur ganz Bestimmtes zu erwidern brauchte, das nie seine Wirkung verfehlte. Das war der Hinweis auf ihre Gesundheit und Stärke. Sie erfaßte das, was ich schon wußte: Annette beneidete sie um ihre körperliche Stärke, und instinktiv traf Felicie damit die schwache Stelle ihrer Feindin.

Eines Tages kam Annette besonders fröhlich zu mir.

<Raoul>, sagte sie, <wir werden mit der dummen Felicie einen Scherz machen. Wir werden sterben vor lachen.>

<Was hast du vor?>

<Komm hinter den Vorhang, dann erzähle ich es dir.>

Wie es schien, hatte Annette irgendwo ein Buch aufgetrieben. Den größten Teil hatte sie nicht verstanden. Wahrscheinlich war alles ein bißchen zu hoch für sie. Es war ein frühes Werk über Hypnose.

<Es muß etwas Glänzendes sein, steht darin. Ich habe dazu die Messingkugel an meinem

Bettgestell ausgesucht. Man kann sie drehen. Vergangene Nacht ließ ich Felicie sie ansehen. Sieh immer nur den Knopf an! habe ich gesagt. Du darfst deinen Blick nicht wegnehmen! Dann drehte ich die Kugel. Raoul, ich habe richtig Angst bekommen. Ihre Augen sahen so komisch aus - wie wahnsinnig, schrecklich. Felicie, habe ich sie gefragt, wirst du alles tun, was ich sage? Ich werde alles tun, was du sagst, Annette, hat sie geantwortet. Und dann sagte ich: Morgen um zwölf Uhr wirst du eine weiße Wachskerze auf den Spielplatz mitbringen und sie dort aufessen. Wenn dich jemand fragt, sagst du, es sei die beste Zuckerstange, die du je gegessen hättest. Oh, Raoul, denk dir das bloß aus!>

<So etwas wird sie nie wirklich tun>, warf ich ein.

<In dem Buch steht aber, daß sie es doch tut. Ich kann es auch nicht glauben - aber, oh, Raoul, wenn das alles stimmt, was in dem Buch steht, was gäbe das für einen Spaß!>

Ich selbst fand die Idee auch lustig. Wir erzählten es unseren Kameraden, und um zwölf waren wir alle auf dem Spielplatz. Pünktlich auf die Minute kam Felicie mit einer Kerze und begann feierlich, daran herumzuknabbern. Ja, meine Herren, wir waren alle ganz aus dem Häuschen! Jeden Augenblick ging ein anderes Kind zu Felicie und fragte sie, ob das gut schmecke, was sie da aße. Und Felicie antwortete jedes mal, daß es die beste Zuckerstange sei, die sie je gegessen habe.. . Wir bogen uns vor lachen. Wir lachten so laut, daß der Lärm Felicie aufzuwecken und in die Wirklichkeit zurückzurufen schien. Sie blinzelte erstaunt mit den Augen, starrte auf die Kerze, dann auf uns. Schließlich fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn. <Ja, was tue ich denn da?> murmelte sie.

<Du ißt eine Kerze!> brüllten wir.

<Ich befahl dir das. Ich befahl dir das!> schrie Annette vor Freude und tanzte herum.

Felicie starrte sie einen Moment lang an. Dann ging sie langsam auf Annette zu.

<Dann bist du es, die mich lächerlich gemacht hat. Ich glaube, ich erinnere mich. Oh, ich werde dich dafür töten.>

Sie hatte das sehr ruhig gesagt, so daß Annette plötzlich wegrannte und sich hinter mir versteckte.

<Rette mich, Raoul! Ich habe Angst vor Felicie. Es war doch nur ein Scherz, Felicie. Nur ein Scherz.>

<Ich mag solche Scherze nicht>, sagte Felicie. <Versteht ihr? Ich hasse dich. Ich hasse euch alle!>

Dann brach sie plötzlich in Tränen aus und rannte fort.

Annette war, glaube ich, über das Ergebnis ihres Experiments erschrocken und versuchte nicht, es zu wiederholen. Doch von diesem Tage an schien ihre Herrschaft über Felicie noch stärker geworden zu sein.

Ich glaube heute, Felicie haßte sie tödlich, aber sie konnte Annette nicht mehr verlassen. Sie lief Annette überall nach wie ein Hund. Tja, meine Herren, bald darauf nahm ich meine erste Stellung an. Ich besuchte das Heim nur noch während meiner Ferien. Annettes Wunsch, Tänzerin zu werden, war nicht ernst zu nehmen gewesen, aber als sie älter wurde, entwickelte sie eine hübsche Singstimme, und Miss Slater erklärte sich damit einverstanden, ihr Gesangsstunden geben zu lassen.

Annette war nicht faul. Sie arbeitete fieberhaft, ohne sich Ruhe zu gönnen. Miss Slater mußte sie manchmal davon abhalten, sich zu überanstrengen. Einmal sprach sie mit mir über Annette.

<Du hast Annette doch immer gern gemocht. Rede auf sie ein, daß sie nicht zuviel arbeitet. Neulich hatte sie einen Husten, der mir gar nicht gefiel.>

Durch meine Arbeit mußte ich bald darauf weit fortfahren. Zuerst erhielt ich noch ein oder zwei Briefe von Annette, dann folgte Schweigen. Dann war ich fünf Jahre in Amerika.

Durch Zufall kam ich danach wieder nach Paris. Ich las ein Plakat, das eine Annette Ravelli ankündigte. Es war auch ein Bild der Dame darauf abgebildet. Ich erkannte sie sofort wieder.

Am Abend ging ich in das bezeichnete Theater. Annette sang in französischer und italienischer Sprache. Auf der Bühne war sie großartig. Nachher ging ich in ihre Garderobe. Sie empfing mich sofort.

<Oh, Raoul!> rief sie aus und streckte mir ihre weißen Hände entgegen. <Das ist wunderbar. Wo bist du in all den Jahren gewesen?>

Ich erzählte es ihr, aber sie schien nicht richtig zuzuhören.

<Siehst du, jetzt habe ich es fast erreicht.>

Triumphierend wies sie auf ihre Garderobe, die voll von Blumen war.

<Die gute Miss Slater muß sehr stolz sein auf deinen Erfolg.>

<Die Alte? Nein, überhaupt nicht Sie wollte doch, daß ich aufs Konservatorium gehe, weißt du nicht mehr? Ich sollte Konzertsängerin werden. Aber ich bin eine Künstlerin. Hier auf der Varietebühne kann ich mich am besten verwirklichen.>

In dem Moment trat ein gutaussehender Mann im besten Alter ein. Sein Benehmen war vornehm und wohlgezogen. Bald entnahm ich seinen Gesprächen, daß er Annettes Manager war. Er sah zu mir hin, und Annette erklärte ihm, daß ich ein Freund aus ihrer Kinderzeit und gerade in Paris sei, hier ihr Bild auf dem Plakat gesehen hätte.

Daraufhin war der Herr sehr leutselig und freundlich zu mir. In meiner Gegenwart holte er ein Brillantarmband hervor und legte es um Annettes Handgelenk. Als ich mich erhob, um fortzugehen, wandte sie sich mir mit einem triumphierenden Blick zu.

Aber als ich ihre Garderobe verließ, hörte ich ihren Husten, einen scharfen, trockenen Husten. Ich wußte, was dieser Husten bedeutete. Er war das Erbe ihrer tuberkulösen Mutter. Zwei Jahre darauf sah ich sie wieder. Sie hatte bei Miss Slater Zuflucht gesucht. Ihre Karriere war beendet. Ihre Krankheit war weit fortgeschritten, und die Ärzte sagten, daß man nichts mehr tun könne.

Ach, ich werde niemals vergessen, wie ich sie sah. Sie lag an einem geschützten Platz im Garten. Man hielt sie Tag und Nacht draußen. Ihre Wangen waren hohl und gerötet, ihre Augen glänzten fiebrig, und sie hustete sehr viel. Sie begrüßte mich mit einer Verzweiflung, die mich verblüffte.

<Es tut gut, dich zu sehen, Raoul. Du weißt, was sie sagen - daß es mit mir zu Ende geht Sie sagen es hinter meinem Rücken, verstehst du? Wenn sie mit mir sprechen, sind sie zuversichtlich und trösten mich. Aber es ist nicht wahr, Raoul, es ist nicht wahr! Ich werde mir selbst nicht erlauben, zu sterben. Sterben? Jetzt, wo ein schönes Leben vor mir liegt. Es ist der Wille zu leben, darauf kommt es an. Das sagen alle berühmten Ärzte von heute. Ich gehöre nicht zu den

Schwachen, die sich gehenlassen. Ich fühle mich schon viel besser - sehr viel besser, hörst du!>

Sie richtete sich auf und stützte sich auf die Ellbogen, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, dann fiel sie zurück, von heftigem Husten geschüttelt, der ihren ausgezeherten dünnen Körper hin und her warf.

<Der Husten - das ist nichts>, japste sie. <Und die Blutstürze erschrecken mich nicht. Ich werde die Ärzte überraschen. Es ist der Wille, auf den es ankommt Denk daran, Raoul, ich werde leben.>

Es war entsetzlich, erbarmungswürdig, verstehen Sie?

Da kam Felicie Bault mit einem Tablett heraus, mit einem Glas heißer Milch. Sie reichte es Annette und sah ihr beim Trinken mit einem unergründlichen Ausdruck in den Augen zu.

Irgendwie schien dieser Blick eine innere Befriedigung auszudrücken. Auch Annette fing den Blick auf. Sie schleuderte das Glas fort, daß es in Stücke zersprang.

<Siehst du, wie sie mich ansieht? So sieht sie mich jetzt immer an. Sie freut sich, daß ich bald sterbe. Ja, sie weidet sich daran. Sie, die so stark und gesund ist. Sieh sie nur an, keinen Tag war sie krank, nicht einen einzigen! Und alles für nichts. Was nützt ihr ihr starkes

Gerippe? Was kann sie damit machen?>

Felicie bückte sich und hob die Glassplitter auf

<Ich mache mir nichts daraus, was sie sagt>, bemerkte sie dabei mit einer singenden Stimme.

<Was macht das schon? Ich bin ein ehrbares Mädchen. Aber was sie betrifft, sie wird die Qualen des Fegefeuers bald kennenlernen. Ich bin eine Christin, ich sage nichts.>

<Du haßt mich!> schrie Annette. <Du hast mich immer gehaßt Aber ich kann dich verzaubern, trotz alledem. Ich kann dir befehlen, etwas zu tun, ganz egal was, und du wirst es tun. Siehst du, ich kann dir jetzt sagen, du sollst hier vor mir im Gras niederknien, und du wirst es tun.>

<Das ist ja albern>, sagte Felicie mit Unbehagen.

<Aber ja, du wirst es tun. Du wirst! Um mir zu Gefallen zu sein. Herunter auf deine Knie. Ich sage es dir, ich, Annette. Auf deine Knie, Felicie!>

Ob es nun der besondere Ton war, der in Annettes Stimme schwang, oder ein tieferes Motiv - Felicie gehorchte. Sie sank langsam auf ihre Knie nieder, ihre Arme weit ausgestreckt, und ihr Gesichtsausdruck war leer und dumm.

Annette warf den Kopf zurück und lachte.

<Sieh nur, was für ein dummes Gesicht sie hat! Wie lächerlich sie aussieht... Du kannst jetzt wieder aufstehen, Felicie, danke. Es hat keinen Zweck, mich so böse anzusehen, ich bin deine Herrin. Du mußt tun, was ich sage.>

Erschöpft sank sie in die Kissen zurück. Felicie nahm das Tablett und ging langsam fort. Einmal sah sie noch über ihre Schulter zurück, und der schwelende Haß in ihrem Blick erschreckte mich.

Ich war nicht dabei, als Annette starb. Aber es muß schrecklich gewesen sein. Sie hing am Leben. Sie kämpfte gegen den Tod wie eine Wahnsinnige. Wieder und wieder soll sie geschrien haben: <Ich will nicht sterben - hört ihr mich? Ich will nicht sterben, ich will leben - leben ->

Miss Slater erzählte mir alles, als ich sie sechs Monate später wieder besuchte.

<Mein armer Raoul>, sagte sie freundlich. <Du hast sie immer geliebt, nicht wahr?>

<Immer - immer. Aber was konnte ihr das nützen? Lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen. Sie ist tot - sie, die so sprühend war, so voller Leben.>

Miss Slater war eine mitfühlende Frau. Sie sprach von anderen Dingen. Sie machte sich um Felicie große Sorgen, sagte sie. Das Mädchen habe einen merkwürdigen Nervenzusammenbruch erlitten. Seitdem sei ihr Verhalten sehr seltsam.

<Wissen Sie>, ergänzte Miss Slater nach einigem Zögern, <sie lernt jetzt Klavier spielen.>

Das wußte ich nicht, und es überraschte mich sehr. Felicie und Klavier spielen lernen! Ich hätte sofort beschwören können, daß das Mädchen nicht eine Note von der anderen unterscheiden konnte.

<Sie hat Talent, sagt man>, fuhr Miss Slater fort. <Ich kann das nicht verstehen. Ich habe sie immer für - nun, Raoul, du weißt schon, sie war immer ein dummes Mädchen.>

Ich nickte.

<Sie ist oft so seltsam - ich weiß dann wirklich nicht, wie ich alles verstehen soll.>

Ein wenig danach betrat ich den Lesesaal. Felicie spielte Klavier. Sie spielte eine Melodie, die ich Annette in Paris hatte singen hören. Verstehen Sie, meine Herren? Es versetzte mir einen ordentlichen Schock. Als sie mich hörte, brach sie ab und wandte sich mir zu, ihre Augen voller Spott und Intelligenz. Einen Moment lang dachte ich - nun, ich will nicht sagen, was ich dachte.

<Tiens>, sagte sie. <Da sind Sie ja, Monsieur Raoul.>

Ich kann die Art, wie sie das sagte, nicht beschreiben. Für Annette hatte ich nie aufgehört, Raoul zu sein. Aber Felicie hatte mich, seit wir uns als Erwachsene wiedergetroffen hatten, immer mit <Monsieur Raoul> angeredet. Aber die Art, wie sie es jetzt sagte, war ganz anders

- so, als ob das <Monsieur>, leicht übertrieben ausgesprochen, sie irgendwie amüsiert.
<Ach, Felicie>, stammelte ich <Sie sehen heute ganz anders aus. Woher kommt das?>
<So? Tue ich das?> fragte sie nachdenklich. <Das ist komisch. Aber seien Sie nicht so feierlich, ich werde Sie wieder Raoul nennen. Spielten wir nicht als Kinder zusammen? Damals war das Leben noch freundlicher. Lassen Sie uns von der armen Annette sprechen - sie ist tot und begraben. Wo mag sie nur sein, ob im Fegefeuer oder wo, ich möchte es zu gern wissen.>

Und sie trällerte etwas von einem Lied, nicht sehr deutlich, aber die Worte ließen mich aufhören.

<Felicie>, rief ich aus. <Sie sprechen Italienisch?>

<Warum denn nicht, Raoul? Ich bin gar nicht so dumm, wie ich immer tue.> Sie lachte über meine Verwunderung.

<Ich verstehe nicht ->

<Dann will ich es Ihnen erzählen. Ich bin eine sehr gute Schauspielerin, obwohl das niemand vermutet. Ich kann viele Rollen spielen - und ich spiele sie gut> Wieder lachte sie und lief rasch aus dem Zimmer, bevor ich sie aufhalten konnte.

Ehe ich abfuhr, sah ich sie wieder. Sie war in einem großen Sessel eingeschlafen. Sie schnarchte laut. Ich blieb stehen und beobachtete sie, fasziniert, doch innerlich abgestoßen. Plötzlich wachte sie auf und fuhr hoch. Ihr Blick, stumpf und leblos, traf den meinen.

<Monsieur Raoul>, stammelte sie mechanisch.

<Ja, Felicie, ich muß jetzt gehen. Möchten Sie mir nicht noch einmal etwas vorspielen, bevor ich gehe?>

<Ich? Spielen? Sie machen sich über mich lustig, Monsieur Raoul.>

<Aber Sie haben mir doch heute morgen etwas vorgespielt. Erinnern Sie sich nicht mehr?> Sie schüttelte den Kopf

<Ich, gespielt? Wie kann ein armes Mädchen wie ich Klavier spielen?>

Sie hielt einen Moment inne, als ob sie über etwas nachdächte. Dann winkte sie mich näher zu sich heran.

<Monsieur Raoul, hier in diesem Haus geschehen merkwürdige Dinge. Sie denken sich Betrügereien und üble Scherze aus. Sie verstellen ihre Uhren. Ja, ja, ich weiß genau, was ich sage. Und alles ist ihr Werk?>

<Wessen Werk?> fragte ich verblüfft.

<Das von Annette - dieser bösen Hexe! Als sie noch lebte, hat sie mich immer gequält Jetzt, da sie tot ist, kommt sie von den Toten zurück, um mich zu quälen. Sie war schlecht, durch und durch schlecht, glauben Sie mir!>

Ich starrte Felicie an und konnte sehen, daß sie entsetzliche Angst hatte. Ihre Augen traten aus dem Kopf hervor.

<Sie war schlecht. Sie würde Ihnen das Brot vom Mund wegreißen und die Kleider vom Körper - und die Seele aus dem Leib...>

Sie preßte mich plötzlich an sich.

<Ich habe Angst, hören Sie Angst! Ich höre ihre Stimme, nicht in meinen Ohren - nein, hier in meinem Kopf!> Sie tippte sich an die Stirn. <Sie will mich aus mir selber vertreiben - mich ganz aus mir selber vertreiben, was soll dann aus mir werden?>

Ihre Stimme hatte sich fast zum Schreien erhoben. Aus ihren Augen starrte die animalische Angst eines todwunden Tieres... Plötzlich lächelte sie, ein freundliches Lächeln voller Schlaueit, aber etwas war an diesem Lächeln, das mich erschauern ließ

<Wenn es einmal soweit kommt... Ich bin sehr stark mit den Händen - ich habe sehr starke Hände...>

Ich hatte niemals vorher mit Bewußtsein ihre Hände angesehen. Ich sah sie jetzt an und erschrak gegen meinen Willen. Untersetzte, gedrungene, brutale Hände und - wie Felicie

gesagt hatte - ungewöhnlich Ich kann Ihnen die Übelkeit nicht beschreiben, die ich empfand. Mit Händen wie diesen mußte ihr Vater ihre Mutter erwürgt haben.... Das war das letzte Mal, daß ich Felicie sah.

Anschließend mußte ich nach Südamerika fahren. Ich kehrte erst zwei Jahre nach ihrem Tod wieder zurück. Ich hatte in den Zeitungen über ihr Leben und von ihrem plötzlichen Tod gelesen. Dann habe ich noch einige Einzelheiten mehr erfahren - heute abend, von Ihnen, meine Herren. Felicie 3 und Felicie 4, wie Sie sagten. Sie war eine gute Schauspielerin, wissen Sie.>

Der Zug verlor langsam an Geschwindigkeit. Der Mann in der Ecke setzte sich aufrecht und knöpfte seinen Mantel zu.

«Was ist Ihre Theorie dazu?» fragte der Rechtsanwalt und beugte sich vor.

«Ich kann kaum glauben - », begann der Domherr Parfitt und hielt inne.

Der Arzt sagte nichts. Er starrte unverwandt auf Raoul Letardeau.

«Die Kleider von ihrem Körper - und die Seele aus ihrem Leib...», wiederholte der Franzose leichthin. Er stand auf. «Ich sage Ihnen, Messieurs, die Geschichte von Felicie Bault ist die Geschichte von Annette Ravel. Sie kannten sie nicht, Gentlemen. Ich kannte sie. Sie liebte das Leben allzu sehr...»

Er hatte schon den Türgriff in der Hand - bereit, auszusteigen, als er sich noch einmal umdrehte und dem Domherrn Parfitt auf die Brust tippte.

«Monsieur le docteur dort drüben sagte vorhin, daß all das»

- seine Hand legte sich auf den Magen des Domherrn, und der Domherr stöhnte - «nur eine Residenz ist. Sagen Sie, wenn Sie in Ihrem Haus einen Einbrecher vorfinden, was würden Sie tun? Ihn erschießen, oder etwa nicht?»

«Nein!» schrie der Domherr. «Nein, natürlich nicht! Ich meine - nicht in diesem Land.»

Doch die letzten Worte hatte er in die Luft gesprochen, die Tür des Abteils knallte zu.

Der Geistliche, der Rechtsanwalt und der Arzt waren allein.

Die vierte Ecke im Abteil war frei.

Etwas ist faul

Mrs. St. Vincent rechnete. Ein- oder zweimal seufzte sie, und ihre Hand stahl sich zu ihrer schmerzenden Stirn. Zahlen zu addieren hatte sie immer gehaßt. Unglücklicherweise schien ihr Leben im Augenblick nur aus einer bestimmten Art von Zahlen zu bestehen. Das Zusammenzählen kleiner notwendiger Ausgabenposten ergab jedesmal eine Gesamtsumme, die sie immer wieder überraschte und entsetzte.

Sicherlich konnte sie nicht so hoch sein! Sie begann noch einmal von vorne. Sie hatte sich bei einem Pfennigbetrag geirrt, sonst stimmte alles.

Mrs. St. Vincent seufzte wieder. Ihr Kopfweh war jetzt wirklich sehr schlimm. Dann blickte sie auf. Ihre Tochter Barbara war ins Zimmer gekommen. Sie war ein außergewöhnlich hübsches Mädchen, hatte das zarte Gesicht ihrer Mutter und auch die gleiche stolze Kopfhaltung, aber ihre Augen waren dunkel statt blau, und sie hatte einen anderen Mund, einen trotzigen roten Mund, der nicht ohne Reiz war.

«Ach, Mutter!» rief sie. «Kämpfst du immer noch mit diesen schrecklichen alten Rechnungen? Wirf sie doch ins Feuer!»

«Wir müssen wissen, woran wir sind», antwortete Mrs. St Vincent unsicher.

Das Mädchen hob die Schultern.

«Wir sitzen immer in derselben Klemme», sagte sie trocken. «Verdammt knapp bei Kasse. Abgebrannt bis auf den letzten Penny, wie gewöhnlich.»

Mrs. St Vincent seufzte.

«Ich wünschte...», begann sie und schwieg dann.

«Ich muß mir Arbeit suchen», sagte Barbara in energischem Ton. «Und zwar schnell. Schließlich habe ich einen Steno- und Schreibmaschinenkurs absolviert. Aber wie ich merke, hat das eine Million Mädchen auch getan. <Was für Erfahrungen haben Sie?> Dann stottere ich: <Nun, eigentlich...> Und schon heißt es <Vielen Dank, guten Tag. Wir geben Ihnen Bescheid.> Aber sie geben einem nie Bescheid! Ich muß etwas anderes finden. Irgend etwas!»

«Nicht jetzt, meine Liebe», bat ihre Mutter. «Warten wir noch etwas.»

Barbara trat ans Fenster und blickte hinaus, ohne die schäbigen Häuser gegenüber wahrzunehmen.

«Manchmal bedaure ich es», sagte sie langsam, «daß Amy mich letzten Winter mit nach Ägypten nahm. O ja, ich weiß, es hat mir großen Spaß gemacht - das einzige Mal, daß ich so etwas erlebt habe. Und es wird wohl auch das einzige Mal bleiben. Ich habe es genossen - richtig genossen. Aber es hat mich auch aus der Bahn geworfen. Ich meine - hierher zurückzukommen...»

Sie deutete mit einer alles umfassenden Geste durch das Zimmer. Mrs. St Vincent folgte ihrer Hand mit den Augen und zuckte zusammen. Es war ein typisches billiges möbliertes Zimmer. Eine staubige Aspidistra, pompöse Möbel, eine geschmacklose Tapete, die an manchen Stellen verschossen war. Es gab Anzeichen dafür, daß sich der Geschmack der Mieter gegen den der Vermieterin durchzusetzen versucht hatte. Ein oder zwei Porzellanfiguren standen da, mit Sprüngen und geklebten Stellen, so daß ihr Wert gleich Null war, jemand hatte ein Stuck Stickerei über die Sofalehne geworfen, und ein Aquarell hing da, das ein junges Mädchen in der Mode von vor zwanzig Jahren zeigte und dem Mrs. St. Vincent auch heute noch ähnlich sah.

«Es wäre nicht so schlimm», fuhr Barbara fort, «wenn wir nichts anderes gewohnt wären. Aber die Erinnerung an <Ansteys>...»

sie brach ab, weil sie nicht den Mut hatte, über das geliebte Haus zu sprechen, das den St. Vincents Jahrhunderte gehört hatte und jetzt im Besitz von fremden Leuten war.

«Wenn Vater nicht... wenn er nicht spekuliert... wenn er sich nicht Geld geliehen hätte...»

«Meine Liebe», sagte Mrs. St. Vincent «Dein Vater war in keinem Sinne des Wortes ein Geschäftsmann.»

Sie sagte es in einer freundlichen, endgültigen Art, und Barbara ging zu ihr und gab ihr einen flüchtigen Kuß. «Meine liebe alte Mama», murmelte sie. «Ich sage nichts mehr.»

Mrs. St Vincent nahm ihren Stift wieder auf und beugte sich über ihren Schreibtisch. Barbara kehrte zum Fenster zurück.

«Mutter», sagte sie, «ich habe heute morgen von Jim Masterton gehört. Er möchte mich besuchen kommen.»

Mrs. St Vincent legte den Stift hin und blickte auf.

«Hier?» fragte sie.

«Na ja, wir können ihn wohl kaum zum Abendessen ins <Ritz> einladen», spottete Barbara. Ihre Mutter machte ein unglückliches Gesicht. Wieder blickte sie angeekelt durch das Zimmer.

«Ja, du hast recht», sagte Barbara. «Es ist schrecklich hier. Verarmter Adel! Klingt alles ganz hübsch - ein kleines weißgetünchtes Haus auf dem Land, schäbiger Chintz, aber mit schönem Muster, Vasen voll Rosen, hauchdünnes Teegeschirr, das man selbst abwäscht. So liest man es in Roman. Im wahren Leben - wenn der Sohn ganz unten auf der Leiter des Geschäftslebens anfangen muß - bedeutet es London. Schmuddelige Vermieterinnen, schmutzige Kinder im

Treppenhaus, Mitbewohner, die immer Mischlinge zu sein scheinen, Bückling zum Frühstück, der nicht mehr ganz - ganz... und so weiter.»

«Wenn nur...», begann Mrs. St Vincent «Wirklich, ich fange allmählich an zu fürchten, daß wir uns bald auch so ein Zimmer nicht mehr leisten können.»

«Das würde heißen, wir schlafen und wohnen zusammen in einem Raum!» sagte Barbara.

«Einfach schrecklich! Und ein Klappbett für Rupert. Und wenn Jim mich besucht, muß ich ihn unten in dieser scheußlichen Halle empfangen, wo die alten Jungfern herumsitzen und stricken und uns beobachten und ständig so einen würgenden Husten haben.»

Es entstand eine Pause.

«Barbara», sagte Mrs. St Vincent schließlich. «Willst du - ich meine - würdest du...»

Sie errötete etwas und schwieg.

«Du brauchst nicht taktvoll zu sein, Mutter», antwortete Barbara «Das ist heute kein Mensch mehr. Du meinst, ob ich Jim heiraten würde? Mein Ja käme wie aus der Pistole geschossen, wenn er mich fragt. Aber ich habe schreckliche Angst, daß er es nicht tut»

«Ach, liebste Barbara!»

«Nun, es ist etwas anderes, wenn er mich mit Kusine Amy trifft, irgendwo in der feinen Gesellschaft, wie es in Romanen heißt. Da verliebte er sich nämlich tatsächlich in mich. Jetzt möchte er herkommen und erlebt mich hier, in dieser Umgebung. Er ist ein komischer Kerl, weißt du, anspruchsvoll und altmodisch. Mir - mir gefällt das eigentlich an ihm. Es erinnert mich an <Anstey> und das Dorf so hundert Jahre hinter der Zeit, aber auch... ich weiß nicht, so duftend! Wie Lavendel!»

Sie lachte, etwas beschämt über ihre Begeisterung.

«Mir würde es gefallen, wenn du Jim Masterton heiratest», sagte Mrs. St Vincent ernst und direkt «Er gehört zu uns. Er ist sehr vermögend, das auch, aber ich finde es nicht so wichtig»

«Ich schon», antwortete Barbara. «Ich habe es satt, immer knapp bei Kasse zu sein.»

«Aber, Barbara, es ist nicht alles...»

«Du glaubst, nur deshalb möchte ich... nein, das stimmt nicht. Ich - ach Mutter, spürst du es denn nicht?»

Mrs. St Vincent sah sehr unglücklich aus.

«Ich wünschte, er könnte dich in der richtigen Umgebung erleben, mein Liebling», sagte sie betrübt

«Ach, warum sich Sorgen machen!» rief Barbara. «Wir können genausogut versuchen, die Dinge positiv zu sehen. Tut mir leid, daß ich so schlechte Laune hatte. Sei wieder fröhlich, Mutter.»

Sie neigte sich über sie, küßte sie leicht auf die Stirn und ging hinaus. Mrs. St Vincent gab alle Versuche, Ordnung in ihre Finanzen zu bringen, auf und setzte sich auf das unbequeme Sofa. Ihre Gedanken liefen im Kreis, wie Eichhörnchen in einem Käfig.

Man kann sagen, was man will, überlegte sie, aber Männer geben was auf Äußerlichkeiten. Später nicht mehr, wenn sie erst verlobt sind. Dann wird er schon begreifen, was für ein süßes liebes Mädchen sie ist. Junge Leute passen sich so schnell ihrer Umgebung an. Rupert hat sich so verändert. Er ist ganz anders als früher. Natürlich sollen meine Kinder nicht arrogant sein. Das möchte ich selbstverständlich nicht. Aber es würde mir nicht besonders gefallen, wenn sich Rupert mit dem schrecklichen Mädchen aus dem Tabakladen verlobt. Na ja, sie ist ein ganz reizendes Kind, aber sie gehört nicht zu uns. Es ist alles so schwierig. Die arme kleine Barbara. Wenn ich ihr doch helfen könnte - irgendwie. Nur -woher soll ich das Geld nehmen? Wir haben alles verkauft, damit Rupert einen guten Start hat. Und eigentlich könnten wir uns nicht einmal das leisten.

Um sich abzulenken, nahm sie die Morning Post und las die Anzeigen auf der ersten Seite. Die meisten kannte sie auswendig. Leute, die Kapital suchten, Leute, die welches hatten und es anlegen wollten, Leute, die Zähne kaufen wollten - sie fragte sich jedesmal erneut, warum - , Leute, die Pelze und Kleider verkaufen wollten und bezüglich der Preise optimistische Vorstellungen hatten.

Plötzlich wurde sie hellwach. Wieder und wieder las sie den Text der Anzeige.

Für Anspruchsvolle! Kleines Haus in Westminster, reizend eingerichtet, an Liebhaber gegen kostendeckende Miete. Keine Makler.

Eine ganz gewöhnliche Annonce. Sie hatte eine Menge dieser Art gelesen - zumindest ähnliche. Kostendeckende Miete - das war meistens der Haken an der Geschichte.

Doch da sie so unruhig war und ihren Gedanken entfliehen wollte, setzte sie den Hut auf und nahm den Bus, der in die Richtung der genannten Adresse fuhr.

Wie sich herausstellte, war es ein Maklerbüro, keine moderne große Firma, eher schäbig und altmodisch. Etwas verlegen holte sie die Anzeige heraus, die sie aus der Zeitung herausgerissen hatte, und fragte nach näheren Einzelheiten.

Der weißhaarige alte Gentleman, der sie empfangen hatte, strich sich nachdenklich das Kinn. «Perfekt! Ja, perfekt, Madam. Es handelt sich um das Haus am Cheviot Place 7. Möchten Sie es mieten?»

«Ich hätte vorher gern gewußt, wie hoch die Miete ist», antwortete Mrs. St. Vincent.

«Ach, die Miete! Die genaue Höhe steht noch nicht fest, aber ich kann Ihnen versichern, sie soll nur die Kosten decken.»

«Darüber, was kostendeckend ist, gehen die Meinungen ziemlich auseinander», sagte Mrs. St. Vincent.

Der alte Gentleman gestattete sich ein leises Kichern.

«Ja, das ist ein alter Trick - ein sehr alter Trick. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß er in diesem Fall nicht zutrifft. Zwei oder drei Guineas die Woche vielleicht, nicht mehr.»

Mrs. St Vincent beschloß, sich eine Besichtigungserlaubnis geben zu lassen. Natürlich war es höchst unwahrscheinlich, daß sie sich das Haus leisten konnte. Aber ansehen konnte sie es sich schließlich. Wenn man es so billig hergab, mußte es irgendwelche Nachteile haben.

Als sie vor Cheviot Place 7 stand, machte ihr Herz einen Satz. Ein Schmuckstück von einem Haus! Im Queen-Anne-Stil erbaut und sehr gepflegt. Ein Butler öffnete. Er hatte graues Haar und kleine Koteletten und strahlte die Ruhe und Würde eines Erzbischofs aus.

Mit gütigem Gesicht nahm er den Erlaubnisschein in Empfang.

«Selbstverständlich, Madam, führe ich Sie herum. Sie könnten sofort einziehen.»

Er schritt ihr voraus, öffnete Türen, erklärte die Räumlichkeiten.

«Dies ist das Wohnzimmer, dies das weiße Arbeitszimmer, dann eine Toilette, bitte, hier durch, Madam.»

Es war vollkommen - ein Traum, alles Stilmöbel, jedes Stück verriet, daß es oft gebraucht worden war, liebevoll gepflegt und gewachst. Die Teppiche hatten gedämpfte alte Farben. In jedem Raum standen Vasen mit frischen Blumen. Die Rückseite des Hauses ging auf den Green Park hinaus. Das Ganze strahlte einen altmodischen Charme aus.

Mrs. St Vincent traten die Tränen in die Augen, die sie nur mit Mühe zurückhalten konnte. So hatte «Ansteys» aus gesehen, «Ansteys»...

Sie fragte sich, ob der Butler ihre Rührung bemerkt hatte. Falls ja, war er zu gut erzogen, um es zu zeigen. Sie mochte diese alten Diener, man fühlte sich so geborgen bei ihnen, so sicher. Sie waren wie gute Freunde

«Ein schönes Haus», sagte sie leise «Sehr schön. Ich habe mich gefreut, es ansehen zu dürfen.»

«Ist es für Sie allein, Madam?»

«Für meinen Sohn und meine Tochter und für mich. Nur fürchte ich...»

Sie schwieg. Sie hätte es so gern gemietet - so schrecklich gern!

Sie spürte instinktiv, daß der Butler sie verstand. Ohne sie anzusehen sagte er in seiner kühlen, unpersönlichen Art: «Zufällig weiß ich, Madam, daß dem Besitzer vor allem an den richtigen Mietern gelegen ist. Die Miete spielt für ihn keine Rolle. Er möchte, daß in dem Haus jemand wohnt, der es wirklich liebt und sich um alles ordentlich kümmert.»

«Das würde ich tun», sagte Mrs. St Vincent. Dann fügte sie, schon zum Gehen gewandt, hinzu: «Vielen Dank, daß Sie mich herumgeführt haben.»

«Es war mir ein Vergnügen, Madam.»

Er stand unter der Haustür, sehr korrekt und aufrecht, während sie die Straße hinunterging. Er weiß Bescheid, überlegte sie. Ich tue ihm leid. Er gehört auch noch zur alten Garde. Er hätte gern, daß ich dort wohne und nicht ein Abgeordneter der Arbeiterpartei oder ein Knopffabrikant. Unsere Art stirbt aus, aber wir halten zusammen.

Am nächsten Morgen lag ein Brief neben ihrem Teller. Er stammte von der Maklerfirma. Man machte ihr das Angebot, Cheviot Place 7 auf sechs Monate für zwei Guineas in der Woche zu mieten, und dann hieß es weiter: «Sicherlich haben Sie den Umstand bedacht, daß die Angestellten weiterhin vom Eigentümer bezahlt werden. Es ist ein einmaliges Angebot» Das war es wirklich. Sie war so aufgeregt, daß sie den Brief sofort laut vorlas. Ein Feuerwerk von Fragen folgte, und sie erzählte von ihrem gestrigen Besuch.

«Was für eine Heimlichtuerin du bist!» rief Barbara «Ist es wirklich so entzückend?»

Rupert räusperte sich und begann ein richtiges Kreuzverhör.

Dann meinte er: «Dahinter steckt noch etwas anderes. Es stinkt, wenn ihr mich fragt Bestimmt ist was faul daran.»

«Ach, Unsinn», sagte Barbara und rümpfte die Nase.

«Warum soll was dahinterstecken? Das sieht dir ähnlich, Rupert, immer witterst du Geheimnisse, wo gar keine sind. Die schrecklichen Kriminalromane sind schuld, die du immer liest.»

«Die Miete ist ein Witz», erklärte Rupert. «Wenn man in der Stadt arbeitet», fügte er gewichtig hinzu, «erlebt man die seltsamsten Sachen. Ich kann euch nur sagen, daß das Angebot mehr als faul ist.»

«Das glaube ich nicht», meinte Barbara. «Das Haus gehört eben einem Mann mit viel Geld, er liebt es und möchte, daß nette Leute drin wohnen, während er verreist ist. Irgend so was. Geld ist vermutlich für ihn völlig unwichtig.»

«Wie war noch die Adresse?» fragte Rupert seine Mutter.

«Cheviot Place 7.»

«Hu, wie aufregend!» Er schob seinen Stuhl zurück «Der verschwundene Lord Listerdale wohnte dort.»

«Bist du sicher?» fragte Mrs. St. Vincent zweifelnd. «Völlig. Er hat noch eine Menge anderer Häuser, überall in London, aber in dem dort wohnte er. Eines Abends erklärte er, er ginge jetzt in seinen Club, und seitdem hat ihn kein Mensch mehr gesehen. Angeblich ist er nach Ostafrika oder so abgehauen, aber niemand weiß, warum. Vielleicht ist er in dem Haus auch ermordet worden. Sagtest du nicht, daß es viel Täfelung gibt?»

«Ja, schon», antwortete Mrs. St Vincent hilflos, «aber...»

Rupert ließ sie nicht aussprechen.

«Die Wandtäfelung!» rief er fasziniert. «Na also! Bestimmt gibt es irgendwo einen verborgenen Alkoven. Die Leiche wurde dort versteckt und ist immer noch da. Vielleicht hat man sie vorher einbalsamiert.»

«Rupert, mein Lieber, rede keinen Unsinn!» sagte seine Mutter.

«Sei kein Idiot!» rief Barbara. «Du bist mit deiner Wasserstoffblondine zu oft im Kino gewesen.»

Rupert erhob sich würdevoll jedenfalls mit soviel Würde, wie seine schlaksige und ungelenke Art es zuließ und sprach ein Ultimatum.

«Du mietest das Haus, Mama, und ich erforsche das Geheimnis. Du wirst schon sehen!»

Rupert verabschiedete sich eilig, weil er Angst hatte, zu spät ins Büro zu kommen.

Die Blicke von Mutter und Tochter trafen sich. «Wäre es möglich, Mutter?» fragte Barbara ängstlich «Ach! Wenn wir es doch mieten könnten.»

«Die Angestellten müssen essen», sagte Mrs. St. Vincent betrübt «Nicht, daß sie das nicht sollten, nur - das ist ein Nachteil, finde ich. Man kann so gut ohne gewisse Dinge auskommen - wenn man allein ist.»

Mitleidig sah sie Barbara an. Barbara nickte.

«Wir müssen noch einmal darüber nachdenken», sagte ihre Mutter.

Aber in Wirklichkeit hatte sie sich schon entschlossen. Sie hatte das Leuchten in den Augen ihrer Tochter gesehen.

Jim Masterton muß sie in der richtigen Umgebung treffen, überlegte sie. Das ist eine Chance - eine großartige Chance. Ich darf sie uns nicht entgehen lassen.

Sie setzte sich und schrieb dem Maklerbüro, daß sie das Angebot annehmen würde.

«Woher kommen die Lilien, Quentin? Ich kann wirklich keine teuren Blumen kaufen.»

«Sie wurden von <King's Cheviot> geschickt, Madam. Das ist so üblich»

Der Butler zog sich zurück Mrs. St. Vincent stieß einen erleichterten Seufzer aus. Was würde sie nur ohne Quentin tun ? Er machte alles so leicht und einfach. Es kann nicht lange dauern, dachte sie, es ist zu schön, um wahr zu sein. Irgendwann wache ich auf, ich weiß es, und stelle fest, daß alles nur ein Traum war. Ich bin hier so glücklich - schon zwei Monate, und sie sind vergangen wie im Flug.

Das Leben war wirklich erstaunlich angenehm gewesen. Quentin, der Butler, hatte sich zum Herrscher von Cheviot Place 7 entwickelt. «Überlassen Sie alles mir, Madam», hatte er respektvoll gesagt, «Sie werden sehen, daß es so am besten ist»

Jede Woche brachte er ihr das Haushaltsbuch. Die Ausgaben waren erfreulich niedrig. Es gab nur noch zwei andere Angestellte, eine Köchin und ein Hausmädchen. Sie waren freundlich und tüchtig, aber es war Quentin, der den Haushalt führte. Wild und Geflügel erschienen

manchmal auf dem Tisch, was Mrs. St. Vincent Sorgen bereitete. Doch Quentin beruhigte sie. Es sei von Lord Listerdales Landsitz <King's Cheviot> geschickt worden, oder von seiner Jagd in Yorkshire.

«So war es immer üblich, Madam», pflegte er zu sagen.

Insgeheim bezweifelte Mrs. St. Vincent, daß der abwesende Lord Listerdale mit dieser Behauptung einverstanden sein würde. Sie hatte vielmehr den Verdacht, daß Quentin sich Befugnisse seines Herrn anmaßte. Es war klar, daß er Gefallen an ihr und den Kindern fand und für sie in seinen Augen nichts gut genug war.

Durch Ruperts Bemerkung war damals ihre Neugier erwacht, und bei ihrem nächsten Besuch im Maklerbüro hatte sie vorsichtig die Sprache auf Lord Listerdale gebracht. Der weißhaarige Gentleman hatte sich sofort dazu geäußert.

Ja, Lord Listerdale sei in Ostafrika, schon seit achtzehn Monaten.

«Unser Klient ist ein ziemlich exzentrischer Mann», sagte

er und lächelte breit. «Er verließ London auf höchst unkonventionelle Art, wie Sie vielleicht wissen. Er sagte zu niemand ein Wort. Die Zeitungen bekamen Wind davon. Sogar Scotland Yard interessierte sich für die Sache. Glücklicherweise kam von Lord Listerdale selbst Nachricht, aus Ostafrika. Er erteilte seinem Vetter, Colonel Carfax, Handlungsvollmacht. Colonel Carfax ist es auch, der jetzt für Lord Listerdale alle Geschäfte führt. Ja, ziemlich exzentrisch, fürchte ich. Er ist immer viel in der Wildnis herumgereist - möglich, daß er für lange Zeit nicht nach England zurückkehrt, obwohl er auch schon in die Jahre kommt.»

«Sicherlich ist er noch nicht sehr alt», sagte Mrs. St. Vincent, die sich plötzlich einbildete, sein gutmutiges bärtiges Gesicht einmal in einer Illustrierten gesehen zu haben. Das Bild hatte sie an einen mittelalterlichen Seemann erinnert.

«Im besten Alter», antwortete der weißhaarige Gentleman. «Im Debrett steht, daß er dreiundfünfzig ist.»

Von dieser Unterhaltung hatte Mrs. St. Vincent Rupert erzählt, weil sie dem jungen Mann einen Dämpfer geben wollte.

Doch Rupert blieb unbeeindruckt.

«Ich finde, die Sache sieht noch viel fauler aus, als ich dachte», sagte er. «Wer ist dieser Colonel Carfax eigentlich? Vermutlich erbt er den Titel, wenn Listerdale was zustößt. Der Brief aus Ostafrika war sicher gefälscht. In drei Jahren oder so wird dieser Carfax ihn für tot erklären lassen und sich seinen Titel aneignen. Inzwischen verwaltet er den ganzen Besitz. Na, wenn das nicht zum Himmel stinkt!»

Er hatte sich herabgelassen, zuzugeben, daß das Haus ihm gefiel. In seiner Freizeit klopfte er manchmal eine Täfelung ab und maß die Wände genau nach, weil er hoffte, er könne ein Geheimzimmer finden, aber nach und nach ließ sein Interesse für den geheimnisvollen Lord Listerdale nach. Auch was die Tochter des Tabakhändlers anging, war er nicht mehr so begeistert. Atmosphäre spielt eben eine wichtige Rolle.

Für Barbara war das Haus ein großer Gewinn. Jim Masterson hatte die Familie besucht und war jetzt ein häufiger Gast. Er und Mrs. St. Vincent verstanden sich prächtig. Eines Tages machte er eine Bemerkung zu Barbara, die diese verblüffte.

«Dieses Haus ist ein großartiger Rahmen für deine Mutter, findest du nicht?»

«Für meine Mutter?»

«Ja. Als wäre es für sie gebaut worden. Es paßt zu ihr auf eine ganz seltsame Weise. Es hat eine komische Atmosphäre, irgendwie unheimlich, geisterhaft»

«Du bist genau wie Rupert», beschwerte sich Barbara. «Er glaubt felsenfest, daß der verrückte Colonel Carfax Lord Listerdale ermordete und die Leiche unter dem Fußboden versteckte.» Masterton lachte.

«Ich bewundere Ruperts kriminalistische Phantasie. Nein, so was meinte ich nicht. Aber irgend etwas liegt in der Luft, eine rätselhafte Stimmung, die ich nicht genau erklären kann.»

Sie wohnten drei Monate in Cheviot Place 7, als Barbara ihrer Mutter mit glücklichem Gesicht erzählte: «Jim und ich wir haben uns verlobt. Ja, gestern abend! Ach, Mama, es ist wie im Märchen.»

«Meine liebe! Ich freue mich so - so sehr.» Mutter und Tochter umarmten sich. «Weißt du eigentlich, daß Jim fast genauso heftig in dich verliebt ist wie in mich?» fragte Barbara schließlich mit einem kleinen mutwilligen lachen.

Mrs. St Vincent errötete, was ihr sehr gut stand. «Wirklich, es stimmt», beharrte Barbara. «Du dachtest, das Haus würde die richtige Umgebung für mich sein, und dabei paßt es viel besser zu dir. Rupert und ich - wir gehören nicht richtig hier her. Du schon.»

«Rede keinen Unsinn, Liebling.»

«Es ist kein Unsinn. Es hat etwas von einem verzauberten Schloß, und du bist die verzauberte Prinzessin, und Quentin - ja, er ist der gute Zauberer.»

Mrs. St. Vincent lachte und gab zu, daß sie mit ihrer Bemerkung über Quentin recht habe.

Rupert nahm die Neuigkeit, daß Barbara sich verlobt hatte, gelassen auf.

«Ich dachte schon, daß so was im Busch ist», bemerkte er weise.

Er und seine Mutter aßen allein zu Abend, Barbara war mit Jim ausgegangen.

Quentin stellte das Glas Portwein vor ihn hin und zog sich geräuschlos zurück.

«Ein komischer alter Knabe», sagte Rupert und nickte in Richtung der geschlossenen Tür. «Er hat was Verdächtiges an sich, weißt du, irgendwas ist...»

«...ist faul?» fragte Mrs. St. Vincent dazwischen und lächelte leicht.

«Nanu, wieso wußtest du, was ich sagen wollte?» fragte Rupert erstaunt.

«Weil es ein Lieblingswort von dir ist. Du entdeckst sehr häufig etwas, das faul ist.

Vermutlich glaubst du jetzt, daß Quentin Lord Listerdale umbrachte und ihn unter dem Fußboden versteckte?»

«Hinter der Tafelung», verbesserte Rupert. «Du bringst immer alles durcheinander, Mutter.

Nein, ich habe mich erkundigt Quentin war damals in <King's Cheviot>.»

Mrs. St Vincent lächelte ihm zu, stand auf und ging in ihr Wohnzimmer hinauf. In mancher Hinsicht brauchte Rupert lange, bis er erwachsen wurde.

Trotzdem dachte sie dann darüber nach, warum Lord Listerdale England so plötzlich verlassen hatte. Für diesen überstürzten Entschluß mußte es doch einen Grund geben. Sie grübelte immer noch darüber nach, als Quentin mit dem Kaffeetablett eintrat.

«Sie sind lange bei Lord Listerdale gewesen, nicht wahr?» fragte sie direkt.

«Ja, Madam. Seit ich ein Bursche von einundzwanzig war. Da lebte sein Vater noch. Ich fing als dritter Diener an.»

«Sie müssen Lord Listerdale sehr gut kennen. Was für ein Mann ist er?»

Der Butler verschob das Tablett etwas, damit sie den Zucker besser erreichen konnte, und antwortete in leidenschaftslosem Ton: «Lord Listerdale war ein sehr selbstsüchtiger Mann, Madam. Er dachte nie an andere.»

Er nahm das Tablett und trug es aus dem Zimmer. Mrs. St Vincent saß mit der Kaffeetasse in der Hand da und runzelte erstaunt die Stirn. Irgend etwas war seltsam an dieser Antwort gewesen, abgesehen vom Inhalt selbst. Ein paar Sekunden später wurde es ihr blitzartig klar. Quentin hatte <war> gesagt, nicht <ist>. Aber dann mußte er glauben... dann dachte er... sie riß sich zusammen. Sie war schon so schlimm wie Rupert! Sie fühlte sich äußerst unbehaglich. Später glaubte sie immer, daß sie in jenem Augenblick den ersten Verdacht gehabt hatte.

Barbaras Glück und Zukunft waren gesichert, und sie hatte Zeit, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, und gegen ihren Willen begannen sie sich immer mehr mit dem geheimnisvollen Lord Listerdale zu beschäftigen. Was steckte wirklich dahinter? Was es auch sein mochte, Quentin wußte etwas. Jene seltsamen Worte, die er gesagt hatte:

<... ein sehr selbstsüchtiger Mann, er dachte nie an andere.> Was meinte er damit? Er hatte es gesagt, wie ein Richter reden würde, sachlich und unparteiisch.

Hatte Quentin mit Lord Listerdales Verschwinden etwas zu tun? Falls es zu einer Tragödie gekommen war - hatte er seine Finger im Spiel gehabt? Ruperts Vermutungen hatten zwar zu Anfang lächerlich geklungen, aber schließlich war nur ein Brief mit der Handlungsvollmacht aus Ostafrika gekommen, was eigentlich ziemlich verdächtig war.

So sehr sie sich auch bemühte, sie konnte nicht glauben, daß Quentin zu einer schlechten Tat fähig war. Quentin, sagte sie sich wieder und wieder, war ein guter Mensch. Sie benützte das Wort im einfachsten Sinn, wie ein Kind es tun würde. Quentin war gut. Und doch - er wußte etwas.

Sie unterhielt sich nie wieder mit ihm über seinen Herrn.

Das Thema geriet anscheinend in Vergessenheit. Rupert und Barbara hatten andere Dinge im Kopf, es gab keine weiteren Diskussionen über Lord Listerdale.

Gegen Ende August änderten sich die Dinge. Ihr vager Verdacht wurde Wirklichkeit. Rupert machte mit einem Freund, der ein Motorrad besaß, vierzehn Tage Ferien. Etwa zehn Tage nach seiner Abreise stürmte er zu ihrem Erstaunen in das Zimmer, in dem sie saß und schrieb. «Rupert!» rief sie verblüfft.

«Jaja, Mutter, du erwartest mich frühestens in drei Tagen zurück. Aber es ist etwas passiert Anderson - du weißt schon, mein Freund-, also Anderson war es egal, wohin wir fahren, und da schlug ich vor, <King's Cheviot> zu besuchen...»

«<King's Cheviot>? Warum denn...»

«Du weißt ganz genau, Mutter, ich dachte immer, daß hier was faul ist. Na, da habe ich mir den alten Kasten angesehen. Übrigens ist er vermietet. Nichts Verdächtiges zu finden. Hatte ich auch nicht erwartet Ich habe nur ein wenig herumgeschnüffelt, wie man so schön sagt.»

Ja, dachte sie, Rupert war manchmal genau wie ein Hund. Er jagte im Kreis hinter irgend etwas Vagem, Undefinierbarem her, geleitet von seinem Instinkt, und war dabei glücklich.

«Als wir durch ein Dorf ungefähr acht oder neun Meilen entfernt fahren, da passierte es -ich meine, da sah ich ihn.»

«Wen?»

«Quentin. Er ging gerade in ein kleines Haus. <Da ist doch was faul>, sagte ich mir, und wir hielten an, und ich ging hin. Ich klopfte an die Haustür, und er öffnete.»

«Ich verstehe gar nichts mehr. Quentin war immer hier...»

«Dazu komme ich gleich, Mutter. Wenn du doch nur zuhören und mich nicht unterbrechen würdest. Es war Quentin, und er war es wieder nicht, wenn du verstehst, was ich meine.»

Mrs. St Vincent verstand absolut nicht, was er meinte, und deshalb erläuterte er die Sache etwas näher.

«Es war Quentin, jawohl, nur war es nicht unser Quentin. Es war der richtige Quentin.»

«Rupert, ich bitte dich!»

«Hör mir doch zu! Zuerst war ich auch verwirrt. <Sie sind doch Quentin, nicht wahr?> fragte ich. Und der alte Knabe antwortete: <Ja, stimmt, Sir, so heiße ich. Was kann ich für Sie tun?> Da erkannte ich, daß er nicht unser Mann war, obwohl alles sehr ähnlich war, Stimme und so. Ich stellte ein paar Fragen, und die Wahrheit kam ans Licht. Der alte Knabe hatte keine Ahnung, daß irgend etwas faul war. Er war Lord Listerdales Butler gewesen, das stimmte. Man hatte ihn in Pension geschickt und ihm das kleine Haus gegeben, ungefähr zu der Zeit, als Lord Listerdale angeblich nach Afrika reiste. Begreifst du, was das bedeutet? Unser Mann ist ein Betrüger - er spielt Quintins Rolle nicht ohne Grund. Nach meiner Theorie kam er an jenem Abend nach London, tat, als sei er der Butler aus <King's Cheviot>, sprach mit Lord Listerdale, tötete ihn und versteckte die Leiche hinter der Tafelung. Es ist ein altes Haus, bestimmt gibt es hier Geheimkammern...»

«Oh, fang nicht schon wieder damit an», unterbrach ihn Mrs. St Vincent wütend. «Ich ertrage es nicht. Warum hätte er ihn umbringen sollen, das würde ich gern wissen, warum? Wenn er es getan hat - und das glaube ich keine Minute lang, hörst du -, was für einen Grund hatte er?»

«Du hast recht», antwortete Rupert «Das Motiv - das Motiv ist wichtig. Deshalb habe ich Nachforschungen angestellt. Lord Listerdale hat viel Hausbesitz. In den vergangenen beiden Tagen entdeckte ich, daß praktisch alle seine Häuser in den letzten achtzehn Monaten an Leute wie uns vermietet wurden, zu einer niedrigen Miete und mit der Auflage, daß alle Angestellten bleiben mußten. Und in allen diesen Rillen war Quentin selbst der Mann, der sich Quentin nennt - einige Zeit als Butler dort. Mir sieht es so aus, als ob irgend etwas - Schmuck, wichtige Papiere - in einem von Lord Listerdales Häusern versteckt ist und die Verbrecherbande nicht weiß, in welchem. Es ist nur eine Vermutung, daß eine Bande im Spiel ist, natürlich könnte Quentin auch ein Einzelgänger sein....

«Rupert!» unterbrach ihn Mrs. St Vincent mit ziemlicher Entschiedenheit «Hör mal eine Minute auf zu reden. Mir wird schon ganz schwindlig. Außerdem - was du da erzählst, ist alles Unsinn - Verbrecherbanden, versteckte Papiere.»

«Ich habe noch eine andere Theorie», gestand Rupert «Quentin könnte auch jemand sein, dem Lord Listerdale Unrecht getan hat. Der echte Butler erzählte mir eine lange Geschichte über einen Mann namens Samuel Lowe, einen Untergärtner, ungefähr so groß und von ähnlicher Statur wie Quentin. Er hatte was gegen Listerdale..

Mrs. St Vincent schreckte zusammen.

<Er dachte nie an andere.> Die Worte des Butlers fielen ihr wieder ein und der sachliche, unbeteiligte Ton, in dem er sie gesagt hatte. Was für dürftige Worte Worum ging es in Wirklichkeit?

Sie war so in Gedanken versunken, daß sie Rupert kaum zuhörte. Er erklärte ihr hastig etwas, das sie nicht verstand, und lief aus dem Zimmer.

Dann tauchte sie aus ihren Grübeleien auf. Wo war Rupert? Was würde er tun? Sie hatte seinen letzten Worten nicht richtig zugehört Vielleicht lief er zur Polizei. In diesem Fall...

292

1

Sie stand abrupt auf und drückte die Klingel. Wie üblich erschien Quentin sofort.

«Sie haben geläutet, Madam?»

«Ja. Bitte, kommen Sie herein und schließen Sie die Tür!»

Der Butler gehorchte. Mrs. St. Vincent schwieg einen Augenblick und musterte ihn mit ernstesten Augen.

Er war so freundlich zu mir, dachte sie. Keiner ahnt, wie freundlich er war. Die Kinder können es nicht verstehen. Ruperts Geschichte ist bestimmt völliger Unsinn. Andererseits könnte aber... ja, vielleicht ist doch etwas dran. Warum sollte ich ihn verurteilen? Man weiß nie. Ich meine, was richtig und was falsch an so einer Sache ist... Ich würde mein Leben verwetten ja, mein Leben -, daß er ein guter Mensch ist.

«Mr. Rupert ist gerade zurückgekommen, Quentin», sagte sie errötend mit unsicherer Stimme.

«Er war in <King's Cheviot> und in einem Dorf in der Nähe..

Sie schwieg, weil sie bemerkte, daß er gegen seinen Willen zusammengezuckt war.

«Er ist jemand - er ist jemand begegnet», fuhr sie vorsichtig fort.

So, jetzt ist er gewarnt, dachte sie. Auf jeden Fall ist er gewarnt.

Nach der kurzen Reaktion von eben hatte Quentin seine Gelassenheit wiedergefunden. Seine Augen sahen sie wachsam und forschend an. Ein Ausdruck lag in ihnen, den sie bisher noch nicht an ihm bemerkt hatte. Zum erstenmal blickte er sie mit den Augen eines Mannes an und nicht mit denen eines Dieners.

Er zögerte einen Augenblick, dann fragte er in einem Ton, der sich ebenfalls etwas verändert hatte: «Warum erzählen Sie mir das, Mrs. St Vincent?»

Ehe sie antworten konnte, flog die Tür auf und Rupert kam herein. Ihm folgte ein würdevoller Mann mit kleinen Koteletten und der Miene eines gütigen Erzbischofs. Es mußte Quentin sein.

«Hier ist er», sagte Rupert. «Der echte! Er wartete draußen in einem Taxi. Also, Quentin, sehen Sie sich diesen Mann mal an und sagen Sie mir, ob er Samuel Lowe ist!»

Es war Ruperts großer Augenblick. Doch er war nur kurz, denn er erkannte fast sofort, daß etwas nicht stimmte. Eine Zeitlang sah der echte Quentin verlegen und ziemlich unsicher aus, der zweite Quentin lächelte, ein breites Lächeln voll ehrlichen Vergnügens.

Er klopfte seinem verwirrten Doppelgänger freundlich auf den Rücken.

«Es ist schon in Ordnung, Quentin. Irgendwann mußte ich ja mal die Katze aus dem Sack lassen. Sie können ihnen erzählen, wer ich bin.»

Der würdevolle Fremde straffte sich.

«Dies, Sir», verkündete er in vorwurfsvollem Ton, «ist mein Herr, Lord Listerdale, Sir.»

In den nächsten Minuten geschahen viele Dinge. Zuerst brach Ruperts Selbstsicherheit völlig in sich zusammen. Ehe er wußte, wie ihm geschah, wurde er freundlich zur Tür manövriert.

Der Mund stand ihm vor Verblüffung immer noch offen. Eine freundliche Stimme, die ihm vertraut klang und doch wieder nicht, sagte an seinem Ohr: «Es ist alles in Ordnung, mein Junge. Es gab keine Scherben. Gute Arbeit hast du geleistet. Mich einfach so aufzustöbern.»

Dann stand er draußen auf dem Treppenabsatz und sah auf die geschlossene Tür. Der echte Quentin stand neben ihm. Ein freundlicher Strom von Erklärungen floß von seinen Lippen.

Draußen im Zimmer sagte Lord Listerdale zu Mrs. St Vincent:

«Ich möchte es Ihnen gern erklären - falls ich es kann. Mein Leben lang war ich ein egoistischer Teufel gewesen, und eines Tages merkte ich es. Ich dachte, ich sollte es mal mit der Nächstenliebe versuchen, und da ich ein verrückter Kerl bin, fing ich das auch ziemlich verrückt an. Ich wollte in bestimmte Organisationen Geld stecken, irgend so etwas, doch dann hatte ich das Gefühl, es müßte etwas Persönlicheres sein. Mir taten die Leute schon immer leid, die nicht bitten können, die schweigend leiden - der verarmte Adel zum Beispiel. Ich besitze eine Menge Häuser. Da kam mir die Idee, diese Häuser an Menschen zu vermieten, die - nun, die es nötig hatten und es zu schätzen wußten. Junge Ehepaare auf dem Weg nach oben, Witwen mit Söhnen und Töchtern, die ihre ersten Schritte ins Leben machten. Quentin ist mehr als nur ein Butler. Er ist mein Freund. Mit seinem Einverständnis und seiner Hilfe lieh ich mir seine Persönlichkeit. Ich hatte immer schon ein schauspielerisches Talent. Die Idee zu all dem kam mir, als ich eines Abends unterwegs zum Club war, und ich fuhr sofort zu Quentin, um sie mit ihm zu besprechen. Als ich entdeckte, daß es um mein Verschwinden eine so große Aufregung gab, arrangierte ich es so, daß aus Ostafrika ein Brief von mir eintraf. Darin gab ich meinem Vetter Maurice Carfax alle Vollmachten. Und - nun, das ist die ganze Geschichte.»

Er schwieg hilflos und warf Mrs. St Vincent einen bittenden Blick zu. Sie stand sehr aufrecht da und sah ihn ruhig an.

«Es war ein freundlicher Plan», sagte sie. «Und ein sehr ungewöhnlicher, und man muß Ihnen die ganze Sache hoch anrechnen. Ich bin - ich bin Ihnen äußerst dankbar. Nur, Sie werden natürlich verstehen, daß wir jetzt nicht mehr bleiben können.»

«Das habe ich erwartet», antwortete er. «Ihr Stolz wird nicht zulassen, daß Sie etwas annehmen, was in Ihren Augen eine milde Gabe ist»

«Stimmt das denn nicht?» fragte sie ruhig.

«Nein», antwortete er. «Denn ich verlange dafür etwas.»

«Und das wäre?»

«Alles.» Seine Stimme klang fordernd, wie die Stimme eines Menschen, der gewohnt ist, andere zu beherrschen.

«Als ich dreiundzwanzig war » fuhr er fort, «heiratete ich das Mädchen, das ich liebte. Ein Jahr später starb sie. Seit damals bin ich sehr einsam. Ich habe mir immer so gewünscht, eine bestimmte Frau zu finden - die Frau meiner Träume..

«Und das bin ich?» fragte sie leise «Ich bin zu alt verblüht....»

Er lachte.

«Alt? Sie sind jünger als Ihre Kinder. Aber ich bin alt, wenn Sie so wollen»

Da mußte auch sie lachen, es war ein sanftes, vergnügtes Lachen.

«Du? Du bist immer noch ein kleiner Junge. Ein kleiner Junge, der sich gern verkleidet.»

Sie streckte ihm die Hände entgegen, und er nahm sie.